

# HEIDELBERG

Jahrbuch zur Geschichte der Stadt **2018**

**Jahrgang 22**

**Herausgegeben vom  
Heidelberger Geschichtsverein**

**Redaktion:**

Norbert Giovannini, Carola Hoécker, Ingrid Moraw, Petra Nellen,  
Reinhard Riese, Jürgen Zieher

**Für den Vorstand:**

Hans-Martin Mumm und Claudia Rink



KURPFÄLZISCHER VERLAG

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme  
Heidelberg: Jahrbuch zur Geschichte der Stadt / hg. vom  
Heidelberger Geschichtsverein. – Heidelberg: Kurpfälzischer Verl.  
Erscheint jährl. – Aufnahme nach Jg. 1. 1996  
Jg. 1. 1996–

2017

© Urheberrechte der Texte bei den Autorinnen und Autoren  
Copyright der grafischen Gestaltung beim Herausgeber

Bestellungen über den Herausgeber:  
Heidelberger Geschichtsverein e.V.

c/o Hans-Martin Mumm  
Kaiserstraße 10  
69115 Heidelberg

c/o Hansjoachim Räther  
Klingentorstraße 6  
69117 Heidelberg



Kurpfälzischer Verlag – Heidelberg  
Gestaltung und Herstellung: Claudia Rink, Heidelberg  
Umschlag: Bettina Bank  
Druckerei: Neumann Druck, Heidelberg

**ISBN 978-3-924566-67-8**

**ISSN 1432-6116**

# Inhalt

9      **Vorwort**

## I.      **Aufsätze zur Stadtgeschichte**

11     **Hans-Martin Mumm**

Der selige Friedrich von Hirsau († 8. Mai 1070)

19     **Christian Burkhart**

„Swigger von Handschuhsheim“ (um 1150). Ist er der erste nach Heidelbergs nördlichstem Stadtteil zubenannte Ritter? Oder: Warum das Studium der Quellen durch nichts zu ersetzen ist.

33     **Ulrich Wagner**

Das Spital der Stadt Heidelberg im Mittelalter

55     **Wilfried Schouwink**

Heidelbergs Jesuiten des 18. Jahrhunderts in Selbstzeugnissen

77     **Jacqueline Dotzer**

Die Entwicklung des Heidelberger Fremdenverkehrs 1840 bis 1914. Aufschwung, Stagnation und Förderung im Eisenbahnzeitalter

89     **Reinhard Riese**

Zwei Karrieren. Eine Studie zur Geschichte der Heidelberger Stadtverwaltung 1933–1953

111    **Daniela Gress**

„Wir wollen Gerechtigkeit!“. Die Ursprünge der Bürgerrechtsbewegung deutscher Sinti und Roma in Heidelberg

## II.     **Topografie, Baugeschichte und Denkmalschutz**

129    **Christmut Präger**

Natur und Kunst in der Stadt. Das „Zeichen für Baum“ am Zollamt

133    **Wolfgang G. Nestler**

Waggonfabrik wird Wohnquartier

## III.    **Miszellen**

147    **Klaus Winkler**

500 Jahre Jobst vom Brandt (1517–1570). Mit einer Nachbemerkung von Hans-Martin Mumm

149    **Klaus Winkler**

Die Erziehung Friedrichs IV. und ein kleines Gesangbuch

157    **Hans-Martin Mumm**

Von Greetsiel (Ostfriesland) nach Heidelberg und zurück. Drei Episoden des 16. Jahrhunderts

175    **Heike Hawicks, Ingo Runde**

Die Kaiser in Heidelberg am Wendepunkt von Waterloo und Friedrich Wilkens Ringen um die Rückgabe der Bibliotheca Palatina 1815–1816

- 185 Ludwig Schmidt-Herb**  
Der Kindsmord am Rohrbacher Kreuz
- 193 Hartmut Gräber**  
Oberstabsarzt Dr. Anton Ernst (1864–1920). Reservelazarett­direktor in Heidelberg – ein Militärarzt im Kaiserreich
- 217 Uwe Betz**  
Dr. Dr. Julius Deussens Umgang mit seiner NS-Vergangenheit
- 229 Anna Parrisius**  
„Wir haben uns die historischen Kostüme der 20er Jahre angezogen“. Eine Untersuchung der Israelkritik des Sozialistischen Palästina-Komitees Heidelberg

#### IV. Quellen und Berichte

- 252 Ludwig Schmidt-Herb**  
Chronik eines Festjahres. 1250 Jahre Rohrbach

#### V. Rezensionen

- 257 Carmen und Volker Oesterreich (Hgg.):** 100 Heidelberger Meisterwerke (Claudia Rink)
- 258 Horst Eichler:** Heidelberg. Lernlandschaft Südliche Gaisbergscholle. Landschaftsökologischer Wegbegleiter und Führer durch eine alte Kulturlandschaft (Reinhard Riese)
- 259 Jens Klingner, Benjamin Müsegades (Hgg.):** (Un)Gleiche Kurfürsten? Die Pfalzgrafen bei Rhein und die Herzöge von Sachsen im späten Mittelalter (1356–1547) (Hans-Martin Mumm)
- 261 Christian Burkhardt, Jörg Kreutz (Hgg.):** Die Grafen von Lauffen am mittleren und unteren Neckar (Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde. Schriftenreihe des Instituts für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde. Hg. von Jörg Peltzer, Bernd Schneidmüller u. Stefan Weinfurter, Bd. 18) (Hansjoachim Räther)
- 262 Susan Richter, Armin Kohnle (Hgg.):** Herrschaft und Glaubenswechsel. Die Fürstenreformation im Reich und in Europa in 28 Biographien (Hans-Martin Mumm)
- 262 Ellen Widder:** Kanzler und Kanzleien im Spätmittelalter (Stefan G. Holz)
- 263 Jörg Kreutz, Hermann Wiegand (Hgg.):** Marquard Freher (1565-1614). Historiker, Dichter und Jurist der Kurpfalz (Benjamin Müsegades)
- 265 Axel E. Walter (Hg.):** Ernestine Voß. Eine Dichterin und Schriftstellerin der Spätaufklärung. Mit einer Edition ausgewählter Schriften (Hans-Martin Mumm)
- 266 Bernhard Echte:** Heidelberg, in: Bernhard Echte, Michael Mayer, Julia Knapp (Hgg.): Jean Paul (Hans-Martin Mumm)
- 266 Heike Hawicks, Ingo Runde (Hgg.):** Die Alte Aula der Universität Heidelberg (Martin Krauß)
- 267 Nicolas Zenzen (Hg.):** Objekte erzählen Geschichte(n). 150 Jahre Institut für Klassische Archäologie: eine Ausstellung im Universitätsmuseum Heidelberg vom 26. Oktober 2016 bis 18. April 2017 (Enno Krüger)

- 269 Gustav A. Ungerer:** Forschungen zur Biographie Wilhelm Wundts und zur Regionalgeschichte. (Hans-Martin Mumm)
- 269 Jörg Riecke:** Eine Geschichte der Germanistik und der germanistischen Forschung in Heidelberg (Julia Scialpi)
- 271 Olha Flachs:** Max Freiherr von Waldberg (1858–1938). Ein Beitrag zur Geschichte der Germanistik (Hansjoachim Räther)
- 273 Initiative Stolpersteine in Heidelberg (Hg.):** Stolpersteine in Heidelberg 2010–2015 (Ingeborg Ast)
- 275 Hans Jörg Stähle:** Gottesdiener, Gotteskrieger & Gottesmanager. Zeugnisse aus dem Kirchenleben von Heidelberg-Handschuhsheim im 20. Jahrhundert und heute (Hans-Martin Mumm)
- 276 Anita Awosusi:** Vater unser. Eine Sintifamilie erzählt (Ewald Keßler)
- 277 Christian Pross** (unter Mitarbeit von Sonja Schweizer und Julia Wagner): „Wir wollten ins Verderben rennen.“ Die Geschichte des Sozialistischen Patientenkollektivs Heidelberg 1970–1971 (Norbert Giovannini)
- 279 Klaus von Beyme:** Bruchstücke der Erinnerung eines Sozialwissenschaftlers (Ingrid Moraw)
- 280 Anita Bindner:** Heidelberg. Der Film. Die Geschichte (Jo-Hannes Bauer)
- 282 Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte**
- 293 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren**
- 295 Über den Heidelberger Geschichtsverein**



## Vorwort

Ob die Zeit schnell oder langsam vergeht, ist ein beliebtes Gesprächsthema. Zu-  
meist setzt sich dabei die Anschauung der Schnelligkeit durch: Ein neues Jahrbuch  
– das letzte ist doch gerade erst erschienen! Dagegen steht die historische Erfah-  
rung der gefüllten Zeit, deren Ereignisdichte immer wieder staunen macht, wie lang  
ein Jahr tatsächlich ist. Ein Blick auf die Internetseite des Geschichtsvereins (Enzy-  
klopädie – Zeiten – ab 2000) zeigt das für Heidelberg sehr überzeugend.

Im Verlauf dieses langen Jahres 2017 haben wir den Tod von drei Persönlich-  
keiten zu beklagen, die Beiträge für dieses Jahrbuch geschrieben haben und auch  
sonst für die Erforschung der Geschichte Heidelbergs bedeutend waren: Die Kunst-  
historikerin Dr. Anneliese Seeliger-Zeiss (\*1936), der Fotograf Peter Seng (\*1933)  
und der Musiker und Musikhistoriker Dr. Klaus Winkler (\*1943). Mit ihren unter-  
schiedlichen Sachgebieten, mit ihren Kenntnissen und mit ihrem kritischen Blick  
werden wir sie künftig vermissen. Der Tod riss Klaus Winkler mitten aus seinen Ar-  
beiten für dieses Jahrbuch heraus; darum findet sich bei seinem letzten Text ein  
knapper Nachruf.

Das vorliegende Jahrbuch vereint wieder Beiträge aus fast allen Epochen. Drei  
Aufsätze widmen sich der mittelalterlichen Geschichte Heidelbergs. Hans-Martin  
Mumm stellt Friedrich von Hirsau mit seinem Grab in der Ostkrypta der Michaelskir-  
che auf dem Heiligenberg vor. Christian Burkhart untersucht, ob Swigger von Hand-  
schuhsheim als erster Ortsherr dieses Stadtteils gelten kann. Ulrich Wagner hat die  
Quellen zum Spital am Kornmarkt teils neu entdeckt, teils zusammengestellt und  
dadurch die Kenntnisse über die Frühgeschichte der Gründungsstadt Heidelberg er-  
heblich vermehrt.

Klaus Winkler erinnert an den vor 500 Jahren geborenen Musiker Jobst vom  
Brandt und stellt das Gesangbuch Ludwig VI. vor. Hans-Martin Mumm hat, ausge-  
hend von einem Grabstein in der Heiligegeistkirche, die Beziehungen zwischen Ost-  
friesland und Heidelberg im 16. Jahrhundert erforscht. Wilfried Schouwink lässt uns  
an seinen Funden zu den Auftritten der Jesuiten im 18. Jahrhundert teilhaben.

Für das 19. Jahrhundert untersucht Ingo Runde die Rolle der drei Kaiser, die  
sich 1815 in Heidelberg trafen, in Bezug auf die Rückgabe der 1622 geraubten  
deutschsprachigen Codices nach Heidelberg. Ludwig Schmidt-Herb klärt eine Kinds-  
tötung von 1836 in Rohrbach auf. Jacqueline Dotzer stellt die Entwicklung des  
Fremdenverkehrs zwischen 1860 und 1914 dar und kommt zu sehr aktuellen Ergeb-  
nissen. Hartmut Gräber hat mit Anton Ernst einen Reservelazarettedirektor im  
1. Weltkrieg gefunden, der Heidelberg erlebt und dort auch Max Weber getroffen  
hat.

Reinhard Riese hat zwei gegenläufige Biografien von städtischen Amtsleitern  
untersucht und deren Wege vor und nach 1945 verfolgt. Uwe Betz stellt den Le-  
bensweg eines Arztes vor, der 1943 an der Ermordung kranker Kinder beteiligt war  
und danach unbehelligt seinen Weg als Arzt fortsetzen konnte. Anna Parrisius ent-  
wirrt die Wege des Sozialistischen Palästina-Komitees von 1968 und hat dafür viele  
Zeitzeugen interviewt. Daniela Gress macht uns vertraut mit der Gründung der Bür-  
gerrechtsbewegung der Sinti und Roma, die aktuell ihr 45-jähriges Bestehen feiert.

Ein Beitrag von Wolfgang G. Nestler auf das Baugebiet der ehemaligen Waggonfabrik in Rohrbach und die Recherche Christmut Prägers zu einer Skulptur am Römerkreis schließen den Reigen an Untersuchungen ab.

Am Ende stehen Ludwig Schmidt-Herbs Bericht über die Jubiläumsereignisse zur 1250-Jahr-Feier in Rohrbach, ein umfänglicher Rezensionsteil ausgewählter Heidelberg-Literatur und die Auflistung der Neuerscheinungen.

Unser Dank richtet sich an alle Autorinnen und Autoren, an die Mitglieder der Redaktion, an die Anzeigenkunden, an die Herstellerin und Verlegerin, an die Druckerei, an den Vertrieb durch Hansjoachim Räther, an den Buchhandel, an die Mitglieder des Geschichtsvereins und – wie immer zuletzt – an die wichtigste Gruppe, nämlich an die Leserinnen und Leser des Jahrbuchs.

Heidelberg, im Oktober 2017

Hans-Martin Mumm

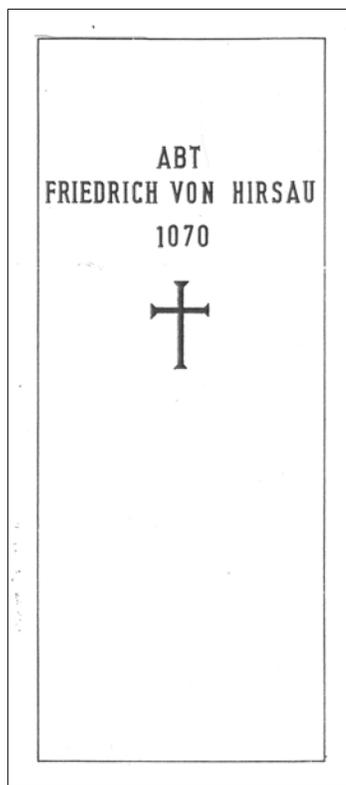
Claudia Rink

**Hans-Martin Mumm**

## **Der selige Friedrich von Hirsau († 8. Mai 1070)**

In der Mitte der Ostkrypta des Michaelsklosters auf dem Heiligenberg liegt eine Grabplatte mit der Aufschrift „Friedrich von Hirsau“. Er war kein Heiliger im engeren Sinn, wurde und wird jedoch als Seliger verehrt. Das Attribut der Seligkeit ist eine Art Vorstufe zu dem der Heiligkeit. Märtyrertum oder Wundertätigkeit sind die Hauptkriterien für die förmliche Anerkennung durch den Papst. Die Abstufung selig – heilig bezieht sich in erster Linie auf die Verbreitung der Verehrung: entweder nur örtlich oder allgemein.<sup>1</sup> Für Friedrich ist allerdings ein förmliches Verfahren der Seligsprechung bislang nicht nachgewiesen. Aber die schriftliche Überlieferung und die bauliche Anlage auf dem Heiligenberg belegen die örtliche Verehrung, die erst im 16. Jahrhundert endete, aber bis heute nachwirkt.

Dieser Beitrag führt die schriftliche Überlieferung mit dem baulichen Befund der Ruinen des Michaelsklosters auf dem Heiligenberg zusammen; für letzteren sind die Forschungen Peter Marzoff's maßgeblich. Nebenbei soll auch Verständnis geweckt werden für die benediktinische Frömmigkeit, wie sie Friedrich verkörpert, lange bevor Burg und Stadt Heidelberg in die Geschichte eintraten.



Grabplatte für Friedrich von Hirsau, Entwurfszeichnung von Bert Burger 1981 (Vorlage: Sammlung Burger)

### **1. Friedrichs Vita im Codex Hirsaugiensis**

Friedrich von Hirsau stammte aus einer Adelsfamilie in Schwaben. Er war Mönch im Kloster Einsiedeln in der Schweiz und wurde 1065 nach Hirsau berufen, um die Wiederbelebung des brach liegenden Klosters zu leiten. Einzige Quelle für das Leben und Wirken Friedrichs ist das Kapitel „Über den Herrn Friedrich, den ersten Abt“ im Codex Hirsaugiensis. Diese Quelle lautet in der Übersetzung von Reinhard Riese:

„Am 4. Dezember 1065 kam der Abt Friedrich mit einigen Mitbrüdern an – ein ehrwürdiger Mann, der seine Herkunft gemäß der Rangordnung der Zeit auf freigeborene Eltern aus dem Stamm der Schwaben zurückführte. Er war von mittlerer Größe, die weder sehr kurz noch genügend lang erschien, voll im Gesicht, im Körperbau kräftig und dennoch nicht zu dick, mit schwärzlichen Haaren, unter die sich einige graue mischten; der Kopf war rundherum behaart.“

Dieser Mann bemühte sich um Lektüre und Gebet, fügte sich gewöhnlich den Nachtwachen und Fastenzeiten. Reisen und weltliche Beschäftigungen, die manchen mit leidenschaftlichem Gefühl fesseln, stellte er hinten und erfreute sich an der Süße eines beschaulichen Lebens. So sehr aber wirkte er in Demut und geistlicher Beschäftigung, dass ihm angeboten wurde, die Schreibstube neben anderen zu übernehmen.

Die Sorge um die Armen aber übte er so hingebungsvoll aus, dass er von dem, was zu eigenen Gebrauch geblieben war und sogar wieviel vom gemeinsamen Lebensunterhalt der Brüder oder von der Kleidung zur Verfügung stand, wegnahm und damit die Not der Bedürftigen linderte.

Unter seiner Leitung hatte er allein für zwölf Brüder zu sorgen durch Festlegung des Getreideproviantes. Diese Mitbrüder benutzten unten Umhänge, darüber Kopfbedeckungen. Aber wie das Leben der Auserwählten für die einen der Duft des Lebens hin zum Leben ist, so wird es meistens für die anderen der Geruch des Todes zum Tode hin. Denn woher erstere den frommen Menschen das Beispiel eines guten Werkes zubilligen, daher nehmen oft Böswillige die Gelegenheit wahr, es herabzusetzen. Daher schrieben manche von den Brüdern auch diesem glückseligen Mann die Ruhe, die er in Christus zu haben wünschte, nicht der geistlichen Übung, sondern der Faulheit und dem Nichtstun zu, da dieser nicht für ihren äußerlichen Nutzen sorgte, sondern sich nur fauler Muße gewidmet habe.

Aus diesem Grund lösten sie beim Grafen einen derartigen Ärger über jenen aus, dass er jenen aus der Leitung des Klosters entfernt hätte, wenn der Vorwurf stärker wäre als irgendein Entschuldigungsgrund. Nachdem sie über einen Plan beraten hatten, hängten sie jenem den Vorwurf einer Liebesaffäre an, damit er wegen dieser Schandtät aus einem gerechten Grund abgesetzt und vom Volk abgeurteilt werde. In Wirklichkeit aber war keine Wahrheit in dieser Anklage, wie später offenbar wurde.

Aber weil der Mann demütig und ruhig war, sich weniger um das gegenwärtige Leben kümmerte und sich weniger furchtsam vor der kirchlichen Strenge zeigte, hassten sie jenen derartig und verkündeten, dass er für den Rang des Klostersvorstehers nicht geeignet sei. Nachdem der Gottesmann aber durch die Macht des Grafen abgesetzt worden war, ertrug er die ihm zugefügten Schmähungen bei der Liebe zu Gott geduldig und verließ den Platz nicht, sondern blieb geduldig und ruhig unter den übrigen Brüdern, bis der Lorscher Abt mit Namen Ulrich kam, ihn mit sich nahm und auf dem Berg des Heiligen Michael, der Ebernsberg heißt, bleiben ließ. Denn er hatte jenen schon längst wegen seiner würdigen Lebensführung zum Vertrauten. An diesem Ort blieb er bis zu seinem Lebensende.

Nachdem dieser gestorben war, wurde eine Kette gefunden, die um seinen Körper festgebunden war. Welche leidenschaftliche Gottesliebe zu Lebzeiten in seinem Körper gewesen war, konnte am Fleisch des Toten entdeckt werden. An demselben Ort wurde er begraben, und es gibt Leute, die versichern, dass an dessen Grabstätte bald darauf Wunderzeichen vom Himmel nicht gefehlt hätten. Der Tod des Herrn Friedrich, des ersten Abtes, trat in der Form ein, wie wir es von dessen Zeugen erfahren haben. Er stand drei Jahre an der Spitze (des Klosters Hirsau).<sup>12</sup>

Die Forschung datiert die Abfassung dieser Passage in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts.<sup>3</sup> Damit wäre in einem Abstand von einem halben Jahrhundert die Möglichkeit gegeben, dass zur Zeit der Abfassung noch Zeugen am Leben waren, die Friedrich gekannt haben.

## **2. Die Grafen von Calw und der Investiturstreit**

Die Wahl eines Abtes obliegt nach den Regeln des Ordensstifters Benedikt von Nursia den Mönchen. Bei der Absetzung eines unwürdigen Abts sind die Nachbarkonvente, der zuständige Bischof und auch Laien, also die jeweiligen Territorialherren, einzubeziehen. In den Jahrzehnten vor dem Wormser Konkordat von 1122, in dem die Investitur, also die Bestallung der Bischöfe und Äbte durch die geistliche und weltliche Hierarchie, neu geregelt wurde, war die Rolle, die die Grafen von Calw bei

der Wiedereinrichtung des Hirsauer Klosters einnahmen, höchst umstritten. Sowohl bei der Berufung als auch bei der Absetzung Friedrichs als Abt agierte der Graf gegen die Ordensregel „ganz selbstverständlich als Eigenklosterherr“.<sup>4</sup>

Graf Adalbert II. von Calw und seine Frau Wiltrud waren ohne Zweifel fromm und handelten im Interesse ihres Seelenheils. Das schließt aber das Streben nach weltlicher Macht über das Kloster keineswegs aus. Umso bemerkenswerter ist es, dass die angeführte Quelle die Ursache des Zerwürfnisses mit Friedrich auf eine klosterinterne Intrige zurückführt und damit den weltlichen Machthaber zu entlasten sucht.

Auch an der Wahl des Nachfolgers war Graf Adalbert aktiv beteiligt. Der nächste Abt Wilhelm, der aus St. Emmeram in Regensburg kam, wartete mit seiner förmlichen Weihe ab, bis sein Vorgänger Friedrich auf dem Heiligenberg gestorben war.<sup>5</sup> Wilhelm konnte sich gegen das Grafenhaus behaupten und wurde damit der eigentliche Gründungsabt des Reformklosters Hirsau.

### **3. Die Benediktinerabtei Lorsch**

Das Michaelskloster auf dem Heiligenberg bei Heidelberg war um 1025 von Abt Reginbald gegründet worden. Reginbald war Abt in Augsburg und Ebersberg gewesen, bevor er dieses Amt in Lorsch bekleidete (1018–1032). Zuletzt war er Bischof von Speyer und gilt als einer der Architekten des dortigen Kaiserdoms. Er starb 1039 und wurde in der Domkrypta begraben. Der Gedanke, dass Reginbald die Umwandlung des früheren Königshofes auf dem Heiligenberg in ein Benediktinerkloster auch baulich geleitet hat, liegt nahe. Allerdings blieb das Kloster trotz seiner reichen Ausstattung immer vom Mutterkloster Lorsch abhängig.

Als Friedrich nach seiner Absetzung auf den Heiligenberg gerettet wurde, stand die Abtei Lorsch in heftiger Auseinandersetzung mit dem Kaiser. Udalrich oder Ulrich war 1056 vom Konvent zum Lorschener Abt gewählt und von Kaiser Heinrich II. bestätigt worden. 1065 übertrug Kaiser Heinrich IV. die Reichsklöster Corvey und Lorsch an das Bistum Bremen. Udalrich lehnte sich dagegen auf und verteidigte das Kloster durch seine Leute, sodass die bewaffnete Bremer Abordnung wieder umkehren musste. 1066 machte der Reichstag von Trebur die Übertragung rückgängig.<sup>6</sup>

Drei Jahre später kam Friedrich in die Obhut des Lorschener Klosters. Mit Abt Udalrich verband ihn, wie unsere Quelle berichtet, eine seelsorgerliche Beziehung. Innerhalb des Benediktinerordens waren Lorsch und Hirsau zwar scharfe Konkurrenten, aber im Investiturstreit verbanden sie gemeinsame Interessen. Jedenfalls erhielt Friedrich eine ehrenvolle Unterkunft im Kloster auf dem Heiligenberg.

Ein Jahr lang konnte Friedrich dort ohne äußere Anfechtungen leben. Seine Vita bezeugt schon für die Hirsauer Zeit wesentliche Züge der Frömmigkeit des 11. Jahrhunderts: Friedfertigkeit und Armenfürsorge. Bei der Totenwäsche wurde an seinem Körper eine Kette gefunden, die einen dritten Zug der Heiligkeit verdeutlicht: die Askese. Friedrich starb bereits nach einem Jahr. Der Überlieferung nach ist der 8. Mai sein Gedenktag, sodass sein Tod auf den 8. Mai 1070 zu datieren ist.

#### 4. Heidelberg im 11. Jahrhundert?

Die Frage, was Friedrich auf dem Gebiet der heutigen Stadt Heidelberg gesehen haben könnte, ist zunächst einfach zu beantworten. All die Stadtteile, die im Lorscher Kodex erwähnt werden und die in diesen Jahren ihre 1250-jährige Ersterwähnung feiern, gab es bereits als selbstständige Dörfer: Bergheim, Handschuhsheim, Neuenheim, Kirchheim, Rohrbach und Wieblingen. Das Neckartal wurde erst mit den Klostergründungen des 12. Jahrhunderts erschlossen: Neuburg, Schönau und Lobfeld. Und erst danach kam im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts die Burg Heidelberg dazu, über die wir schriftlich in der Vita des seligen Eberhard von Kumbd unterrichtet sind.<sup>7</sup>

Das Areal der heutigen Altstadt ist seit dem 13. Jahrhundert dicht bebaut und deswegen arm an älteren Funden. Es gibt aber ein Grabungsergebnis, das sich als bauliches Relikt der Römerzeit deuten ließe. 1986/87 wurden im Innenhof der Universität auch Fragmente römischer Ziegel und Töpferware gefunden: „Die römischen Keramik- und Ziegelfragmente sind verwittert und verwaschen, sie haben also lange im Freien oder im Wasser gelegen. Eine genaue zeitliche Einordnung dieser Keramik wird durch diesen Zustand erschwert.“<sup>8</sup>

Die Grabungsleiterin Maureen Carroll-Spillecke schließt eine römische Siedlungstätigkeit an dieser Stelle aus und hält eine Schuttablagerung aus Bergheim oder Neuenheim für wahrscheinlich.<sup>9</sup> Berndmark Heukemes dagegen hat mir – es muss etwa 2005 gewesen sein – mündlich erklärt, er gehe von einer Mühle an dem Bach aus dem Klingental aus. Heukemes stand in den 1950er und 1960er Jahren an jeder Baugrube in Heidelberg und hat dabei mehr gesehen, als er aufschreiben konnte. Wenn wir seine Vermutung gelten lassen wollen, dann könnte Friedrich von Hirsau unten im Tal die Ruine einer Mühle aus dem ersten oder zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung gesehen haben. Es bleiben aber Zweifel, ob ihn das überhaupt interessiert hätte.

#### 5. Ebersberg oder Aberinsberg

Dass im Codex Hirsaugiensis vom „Eberinsberg“ statt vom Aberinsberg die Rede ist, hat immer wieder zu Irritationen geführt. Denn auch in Ebersberg in Oberbayern gab es ein Benediktinerkloster. Reginbald, der Gründer des Michaelsklosters, war dort Abt gewesen. Für Ebersberg gibt es eine reichhaltige schriftliche Überlieferung. Nachweisen lässt sich ein Skriptorium mit reichhaltiger Produktion an Abschriften und Buchmalerei. Der archäologische Befund von 1978/79 ergibt für das 11. Jahrhundert eine schiefwinklige kleine Anlage, die die bescheidenen Anfänge dieser frühen Zeit erkennen lässt. Der Abt in der fraglichen Zeit war Williram.<sup>10</sup>

Zuletzt hat Peter Maicher aus Zorneding in Oberbayern die Frage nach dem Sterbeort Friedrichs von Hirsau untersucht.

„Die Kirchenpolitik führt uns zur Frage, inwieweit [Abt] Williram mit dem ersten Vorsteher des Reformklosters Hirsau, Abt Friedrich, Umgang pflegte. Dieser sei, so ist verschiedentlich zu lesen, wiederholt im Kloster Ebersberg gewesen, hier auch 1070 gestorben; sein Grab sei einst ‚wegen der Wunder viel besucht‘ worden, jetzt aber unbekannt. [...]

Das Grab Abt Friedrichs ist sehr wohl bekannt. Krypta und Grabplatte waren allerdings nie in Ebersberg, sondern sind zu sehen in der Klosterkirche Sankt Michael auf dem Heiligenberg bei Heidelberg. [...]

Wir haben es hier also mit einem in der Geschichtsschreibung ja öfter vorkommenden langlebigen Irrtum zu tun – mit einer Verwechslung, ausgelöst sicherlich durch den Umstand, dass der Heiligenberg bei Heidelberg, wo sich Friedrichs Grab befindet, in mittelalterlichen Dokumenten auch ‚Ebensberc‘ und ‚Ebernsberc‘ [...] genannt wurde.“<sup>11</sup>

Die Grabplatte des Heiligenbergs ist freilich kein zwingender Beweis; sie stammt aus dem 20. Jahrhundert. Wenn die Vita nicht den für den Heiligenberg zuständigen Abt von Lorsch mit Namen nennen würde, dann dürften wir tatsächlich unsicher sein, ob statt Aberinsberg nicht doch Ebersberg gemeint wäre. Das Leben der Mönche des Mittelalters war fast so mobil wie die Wundergeschichten, die über sie im Umlauf waren.

## 6. Der Ausbau des Wallfahrtsorts

Bald nach dem Tod Friedrichs hatte die Abtei Lorsch den Höhepunkt ihrer Machtentfaltung überschritten. Das Kloster verlor seine Reichsunmittelbarkeit und wurde dem Erzbisum Mainz unterstellt. Zunächst folgten den Benediktinern Zisterzienser, schließlich Prämonstratenser aus dem Mutterkloster Allerheiligen im Schwarzwald. Lorsch wurde zur Propstei heruntergestuft. Spätestens 1266 waren die Prämonstratenser auch auf dem Heiligenberg, dessen Kloster nun eine reine Güterverwaltung war. Der bislang ungedeutete Name „Aberinsberg“ wurde von dem Namen „Heiligenberg“ verdrängt.

Neben seinem reichen Besitz war das Michaelskloster auf dem Heiligenberg ein renommierter Wallfahrts- und Pilgerort. Damit konnten die Prämonstratenser erfolgreicher umgehen als die Benediktiner vor ihnen:

„Der Mainzer Konkurrent erwies sich insofern als moderner, als er nicht für einen mönchischen Orden von konservativer Ausrichtung optierte, sondern für einen Chorherrenorden, der dem unmittelbaren Dienst an der Gesellschaft verpflichtet war. [...] Welche vorrangige Aufgabe mochte die prämonstratensischen Kanoniker nun auf dem Heiligenberg erwarten? Aufgrund seiner spezifischen Vorgeschichte konnte dies nur die Betreuung von Pilgern sein. (...) Zu ihnen gehörten die Besucher eines Jahrmarktes [...], dann die Teilnehmer zu Wallfahrten des heiligmäßigen Exilabtes Friedrich von Hirsau, von 1070, und zu der Stätte des Gedächtnisses der namenlosen, doch vom Erzengel besonders protegierten Toten aus der Frühzeit des Glaubens.“<sup>12</sup>

Welche Bedeutung für das Wallfahrtsgeschehen die Ostkrypta im 13. und 14. Jahrhundert hatte, ist unklar. Die entscheidenden Baumaßnahmen im Bereich des Chores fanden erst im 15. Jahrhundert statt. Möglicherweise war es zunächst die westliche Vorhalle mit ihren privilegierten Bestattungen, die im Mittelpunkt des Pilgerinteresses stand.

Wo die Gebeine Friedrichs vor dem 15. Jahrhundert aufbewahrt wurden, ist ebenfalls unbekannt. Eine Sage beschreibt seine Bestattung folgendermaßen: „Trotz des tiefen Schnees strömten die Leute, die ihn liebgewonnen hatten, herbei, und der Abt wurde im Kirchhof, an der Nordseite der Kirche, über dem Handschuhsheimer Tal begraben.“<sup>13</sup> Diese Erzählung geht schwerlich auf das 11. Jahrhundert zurück. Auch der Schnee passt nicht zum Sterbemonat Mai. Die Wiederent-

deckung der Krypta und ihres Grabs erfolgte in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Danach wäre eine Lokalisierung des Begräbnisses außerhalb der Kirche nicht mehr möglich gewesen. Die Sage ist demnach vor 1850 entstanden. Vielleicht überliefert sie doch eine vage Erinnerung an eine Friedrich-Verehrung außerhalb der Krypta. Auf der Nordseite der Anlage konnten archäologisch allerdings keine Bestattungen nachgewiesen werden.

Zwei bauliche Katastrophen, eine um 1400, die zweite um 1460, veranlassten die Mönche zu Wiederaufbauarbeiten. Die erste Zerstörung lässt sich keinem bekannten Ereignis zuordnen, die zweite fällt in die Zeit der Siege Friedrichs II. über den Erzfeind Mainz, ohne dass es darüber Berichte gibt. Marzloff spricht von einem „Kriegsverbrechen“, über das „dann tunlichst nicht berichtet wurde.“<sup>14</sup>

Die beiden Wiederaufbauten im 15. Jahrhundert belegen, wie bekannt und ertragreich der Pilgerstandort auf dem Heiligenberg war. Bemerkenswert sind die bauhistorisch feststellbaren Details. Vor 1400 war die Krypta von der Kirche aus nicht zugänglich. Erst um 1475 erhielt sie ihre heutige Form: in ihren unteren Partien aus dem vollen Felsen herausgemeißelt; das erhabene Grab in der Mitte dabei ausgespart und ebenfalls aus dem Vollen gemeißelt. In mehreren Etappen wurde die Krypta zugänglich gemacht: zunächst nur von den Klausurgebäuden aus, dann auch von außen, zuletzt, nach 1503, auch durch Treppen in der Kirche.<sup>15</sup>

Peter Marzloff fasst seine Beobachtungen so zusammen:

„Ein benediktinerzeitliches Grab, welches, wenngleich in der Spätzeit leicht verändert, auch unter den Prämonstratensern seine Bedeutung hat, ist das Sondergrab in der Ostkrypta von St. Michael. Es spricht nichts dagegen, hier eines der notorischen Wallfahrtsziele, nämlich die Überreste des heiligmäßigen Friedrich von Hirsau zu lokalisieren, es fragt sich allerdings, ab wann. An sich kommt eine solche signifikante Stätte dem Erbauer der salischen Klosters Reginbald zu, welcher freilich an seinem späteren Wirkungsort, nämlich in Speyer, beigesetzt wurde. [...] Von daher erhebt sich die Frage, ob Friedrich nicht erst sehr spät an diesen zentralen Platz gerückt worden ist, sozusagen als ein greifbarer Konkurrent zu dem ideellen Wallfahrtsprotektor Michael und dessen in der Tiefe versunkenen frühen Schützlingen; die Gegenfrage, wo er sich dann anfangs befand, kann freilich nicht beantwortet werden.“<sup>16</sup>

Die Genauigkeit des bauhistorischen Blicks führt zu neuen Fragen:

- Welche Bedeutung könnte ein Bestattungsort außerhalb der Ostkrypta für das Wallfahrtsziel Heiligenberg gehabt haben?
- Wann könnte ein ursprünglich an anderem Ort bestatteter Seliger in die Ostkrypta verlegt worden sein?
- Stehen die Baumaßnahmen zur Zugänglichkeit der Ostkrypta in einem Zusammenhang mit dieser Verlegung oder sind die Anforderung der Wallfahrten an Nähe zum Objekt ihrer Verehrung gestiegen?

Das nächste Kapitel wird zeigen, dass es auf diese Fragen vermutlich keine archäologischen Antworten mehr geben kann. Hilfreich wären kulturhistorische und frömmigkeitsgeschichtliche Untersuchungen zum Wallfahrtswesen des Spätmittelalters auch an anderen Orten. Das überstiege den Rahmen dieser kleinen Untersuchung.

## 7. Die Wiederentdeckung der Ostkrypta

Die Ostkrypta und das Felsengrab in ihrer Mitte wurden in zwei Etappen wiederentdeckt. 1849/50 waren es Handschuhsheimer Bauern, die auf eigene Faust nach Schätzen suchten. Der spätere Ausgräber Wilhelm Schleuning erzählt:

„Der Bestand der Krypta hat, nicht zum geringen Theil, durch die verständnißlosen Grabarbeiten von Schätze suchenden Bauern Noth gelitten. Dieselben ließen sich, Ende der vierziger Jahre, die Mühe über zwei Jahre nicht verdrießen, an allen möglichen Enden, aber hauptsächlich auf dem Platze der verschütteten Krypta, mit Wünschelruthen, Bergspiegel u. dgl. nächtlicher Weile nach den Schätzen des Klosters zu graben, da – wie an so vielen Plätzen von ähnlicher Vergangenheit – heute noch die Sage geht, die 12 Apostel in reicher Silberarbeit lägen dort vergraben.“<sup>17</sup>

Gefunden wurden die Silberstatuen nicht. Ebenso wenig ist überliefert, ob die Raubgräber, wie wir sie heute nennen müssten, in dem Grab in der Mitte Gebeine vorgefunden haben.

Im Sommer 1886, fast 20 Jahre später, unternahm Wilhelm Schleuning die erste wissenschaftliche Grabung im Bereich des Michaelsklosters. In der Ostkrypta fand er die raubgräberischen Verwüstungen vor. Aber in der Zuordnung war er sich sicher: Bei dem Grab kann es sich nur um die letzte Ruhestätte von Friedrich von Hirsau handeln.<sup>18</sup>

Ein Jahrhundert lang genügte dieser Befund. Die Verehrung der Grabstätte nahm zu, fand aber problematische Formen. Gerne entzündeten stets nächtliche, nicht identifizierbare Besucher in dem leeren Grab ihre Lagerfeuer. Das blieb nicht ohne Folgen für den Bestand des Gesteins. 1981 schlug daher der Handschuhsheimer Architekt Bert Burger vor, die Grabnische durch eine Steinplatte abzudecken.<sup>19</sup> Sein Entwurf kam zur Ausführung. Seither sind alle möglichen Zweifel an der Grabstätte Friedrich von Hirsaus inschriftlich beseitigt. Jetzt sind es nicht mehr Lagerfeuer, sondern abgelegte Blumensträuße, die die Fortexistenz der Verehrung des seligen Abts aus Hirsau bestätigen.

## Anmerkungen

- 1 Wolfgang Beinert et al.: Art. Seligkeit, in: Lexikon für Theologie und Kirche, 3. Aufl., Bd. 9, Freiburg u. a. 2000, S. 437–442.
- 2 Zur lateinischen Vorlage siehe Eugen von Schneider (Hg.): Codex Hirsaugiensis (Württembergische Geschichtsquellen 1), Stuttgart 1887, S. 8f. Die Übersetzung hat Reinhard Riese übernommen, dem ich herzlich dafür danke.
- 3 Schneider: Codex (wie Anm. 2), S. 6; siehe auch Klaus Schreiner: Hirsau und die Hirsauer Reform. Spiritualität, Lebensform und Sozialprofil einer benediktinischen Reformbewegung im 11. und 12. Jahrhundert, in: ders. (Bearb.): Hirsau St. Peter und Paul 1091–1991. Teil II: Geschichte, Lebens- und Verfassungsformen eines Reformklosters (Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 10/2), Stuttgart 1991, S. 59–84, hier S. 81.
- 4 Karl Schmid: St. Aurelius von Hirsau 930(?)–1049/75. Bemerkungen zur Traditionskritik und zur Gründungsproblematik, in: Schreiner: Hirsau St. Peter und Paul (wie Anm. 3), S. 11–43, hier S. 22.
- 5 Theodor Klüppel: Vita metrica abbatis Wilhelmi. Oder: Warum wird eine Vita neu geschrieben? In: Dorothea Walz (Hg.): Scripturus Vitam. Lateinische Biographie von der Antike bis in die Gegenwart. FS Walter Berschin, Heidelberg 2002, S. 475–485, hier S. 476.

- 6 Siehe Josef Semmler: Die Geschichte der Abtei Lorsch von der Gründung bis zum Ende der Salierzeit (764–1125), in: Kloster Lorsch. Handreichungen zur Geschichte, Archäologie und Kunstgeschichte des Klosters Lorsch. Grundlegendes aus der Fachliteratur, hg. von der Verwaltung der Staatlichen Schlösser und Gärten, <sup>4</sup>2009, S. 9–58, hier S. 22; Sebastian Scholz: Lorsch. Historische Namensformen, politische und kirchliche Topographie, Patrone, geschichtlicher Überblick, wirtschaftliche, rechtliche und soziale Verhältnisse, in: ebd., S. 101–123, hier S. 110.
- 7 Stefan Weber: Das Leben des Eberhard von Kumbd. Heidelbergs Anfänge und weibliche Frömmigkeit am Mittelrhein. Neuedition, Übersetzung, Kommentar (Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde 11), Heidelberg 2004; zur Archäologie der älteren Burg Heidelberg siehe Achim Wendt, Manfred Benner: „... des lieux depuis si long-temps condamnés au silence“. Archäologische Spurensuche auf der oberen Burg auf der Molkenkur, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 8, 2003/04, S. 9–40.
- 8 Maureen Carroll-Spillecke: Die Untersuchungen im Hof der Neuen Universität in Heidelberg (Materialhefte zur Archäologie in Baden-Württemberg 20), Stuttgart 1993, S. 47.
- 9 Ebd., S. 24.
- 10 Siehe Peter Maicher: Ein braver Ebersberger Abt in wirrer Zeit. Rupert I. (1085–1115). Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit, in: Land um den Ebersberger Forst. Jahrbuch des Historischen Vereins für den Landkreis Ebersberg 18, 2015, S. 68–121. Peter Maichers Anfrage an mich, welche gesicherten Kenntnisse es über Friedrich von Hirsau gebe, war der Anstoß für diese Untersuchung.
- 11 Ebd., S. 83f.
- 12 Peter Marzloff: Lebensformwechsel: auch ein archäologisches Problem? Der Fall der Heiligenbergklöster, in: Sönke Lorenz, Peter Kurmann, Oliver Auge (Hgg.): Funktion und Form. Die mittelalterliche Stiftskirche im Spannungsfeld von Kunstgeschichte, Landeskunde und Archäologie (Schriften zur südwestdeutschen Landesgeschichte 59), Ostfildern 2007, S. 133–148, hier S. 134f.
- 13 Heinrich Hoffmeister: Die Mår vom Heiligenberg, in: Heidelberger Gbl. 1, 1913/14, S. 8f.
- 14 Marzloff: Lebensformwechsel (wie Anm. 12), S. 139.
- 15 Ebd., S. 140f.
- 16 Ebd., S. 145.
- 17 Wilhelm Schleuning: Die Michaelsbasilika auf dem heiligen Berg bei Heidelberg. Eine baugeschichtliche Studie, Heidelberg 1887, S. 35.
- 18 Ebd., S. 32.
- 19 Telefonat mit Bert Burger vom 17.6.2017. Ihm sei an dieser Stelle für die freundliche Überlassung seiner Entwurfszeichnung für die Grabplatte von 1981 herzlich gedankt.

**Christian Burkhardt**

## **„Swigger von Handschuhsheim“ (um 1150)**

**Ist er der erste nach Heidelbergs nördlichem Stadtteil zubenannte Ritter? Oder: Warum das Studium der Quellen durch nichts zu ersetzen ist.**

Bereits Mitte der 1990er-Jahre meinte der Historiker und Archivar Klaus Graf, zwischenzeitlich auch bekannt geworden als Betreiber des 2003 gestarteten Weblogs ‚Archivalia‘, „es kann nicht Aufgabe der Mediävistik sein, Hypothesen-Wildwuchs zu produzieren und anschließend wieder zu entsorgen (was wie alle Reinigungsarbeiten allemal undankbarer ist)“.<sup>1</sup> Gleichwohl kommt man gelegentlich nicht umhin, sich dieser leidigen Aufgabe zu widmen, wenn man wie seinerzeit der ehemalige Tübinger Stadtarchivdirektor Jürgen Sydow (1921–1995) erkennt, dass in der Fachliteratur Behauptetes nicht mit dem übereinstimmt, „was die Quellen eigentlich wirklich sagen“.<sup>2</sup> Seine Erfahrung lehrte ihn, dass man „selbst bei an und für sich verdienstvollen Forschern [...] sein blaues Wunder erleben“ kann. Deren Fehler zögen sich oft „wie ein Rattenschwanz durch die seither erschienene Literatur [...], weil jeder spätere Verfasser auf die Autorität des Vorgängers geschworen und sich nicht die Mühe gemacht hat, einmal selbst nachzuprüfen, auch dann nicht, wenn ihm eigentlich Zweifel an der Richtigkeit der aufgestellten Behauptung hätten kommen müssen“.

Im vorliegenden Fall kann man noch nicht einmal mit dem baden-württembergischen Landeshistoriker Meinrad Schaab erklären, „nur so [d.h. durch „weiterführende Kritik“] kommt Wissenschaft voran“.<sup>3</sup> Denn manchmal kehrt die historische Forschung durch die Entsorgung eines Phantoms, das seine Existenz auf dem Papier lediglich dem Irrtum eines Autors und der Unachtsamkeit seiner Leser, die ihm diesen durchgehen lassen, verdankt, einfach nur zum Ausgangspunkt zurück – oder doch nicht?

Darum geht es: Als sich der von der Presse als „Mannheimer Burgen-Papst“ gefeierte pensionierte Pädagoge Rainer Kunze<sup>4</sup>, der in seinen weiterführenden Literaturhinweisen zuletzt „nur auf Eigenes zurückgreifen zu können und zu müssen“ meinte<sup>5</sup>, in den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts an einer historisch-burgenkundlichen Strukturierung des unteren Neckarraumes versuchte,<sup>6</sup> stellte er seinen Bemerkungen zu Handschuhsheim, seit 1903 nördlichster Stadtteil Heidelbergs, eine – nicht ganz vollständige<sup>7</sup> – Auflistung von Quellenzeugnissen zu den ältesten Angehörigen des nach Handschuhsheim zubenannten Ortsadels voran. Darunter befindet sich „um 1150 Swigger von Handschuhsheim“.<sup>8</sup> Dieser sprengt freilich die herkömmliche Vorstellung von der Genealogie der Handschuhsheimer Ritter, die auf den Darmstädter Kunstmaler und Genealogen Walter Möller (1866–1965) zurückgeht.<sup>9</sup> Dieser machte im Wesentlichen zwei, durch jeweils spezifische männliche Leitnamen unterschiedene Geschlechter aus: die früheren Ingram/Rumhard (ab 1130/1148<sup>10</sup>) und die späteren Swigger (ab 1195/1206<sup>11</sup>), die voneinander zu trennen seien. Während Kunze für die meisten Nennungen die Belegstellen verkürzt wiedergibt, etwa mit „CL“ für den im dritten Drittel des 12. Jahrhunderts entstandene-

nen ‚Codex Laureshamensis‘ oder mit „KB“ für die in der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre erschienene ‚Amtliche Kreisbeschreibung‘ der Städte und Landkreise Heidelberg und Mannheim, fehlt ausgerechnet bei dem angeblichen, vermeintlich die bisherige Sicht der Dinge vom Kopf auf die Füße stellenden Swigger von Handschuhsheim aus dem mittleren 12. Jahrhundert der dem kritischen Leser eine Überprüfung der Aussagen des Autors erleichternde Quellenhinweis. Hätte es in Handschuhsheim statt eines Nacheinanders ein Nebeneinander der Ingram/Rumhard einerseits und der Swigger andererseits gegeben, wäre – entgegen Möller – womöglich doch ein genealogischer Zusammenhang zu bedenken, wären beide Personengruppen dann vielleicht nur zwei Zweige ein und desselben (zunächst Lorscher und später pfalzgräflichen) Ministerialengeschlechts?

Tatsächlich ist der Burgenforscher Rainer Kunze aus Mannheim noch nicht einmal der erste Autor, der jenen mysteriösen Swigger erwähnt. Schon in der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre konnte man bei Bürgermeister a.D. und Hobbyautor Hans Buchmann (1922–2000), aus Seeheim-Jugenheim an der hessischen Bergstraße, in einem Kapitel über die Handschuhsheimer Tiefburg (vgl. Abb. S. 20) den entsprechenden Hinweis finden: „1150 wurde ein Swiger von Handschuhsheim urkundlich erwähnt“.<sup>12</sup>



Die Handschuhsheimer Niederungsburg, deren ältesten Bauteile entgegen der in den 1990er-Jahren durch den Stadtteilverein über dem Burgtor angebrachten Inschrift „Tiefburg Handschuhsheim ... 12. Jahrhundert“ der modernen Burgenforschung zufolge jedoch kaum vor das späte 13./frühe 14. Jahrhundert zurückreichen (Zeichnung: Ludwig Haßlinger)

erwähnt“.<sup>12</sup> Doch in der von Buchmann am Ende seines populären Werkes angeführten, von dem seinerzeit in Handschuhsheim ansässigen späteren Heidelberger Stadtarchivar Herbert Derwein (1893–1961) verfassten Handschuhsheimer Ortsgeschichte fehlt jener frühe Swigger, wird Möllers Schlussfolgerung zweier voneinander unabhängiger, in Handschuhsheim einander ablösender, niederadliger Geschlechter mit Zubenennung ‚von Handschuhsheim‘ als „zwingend“ angesehen.<sup>13</sup>

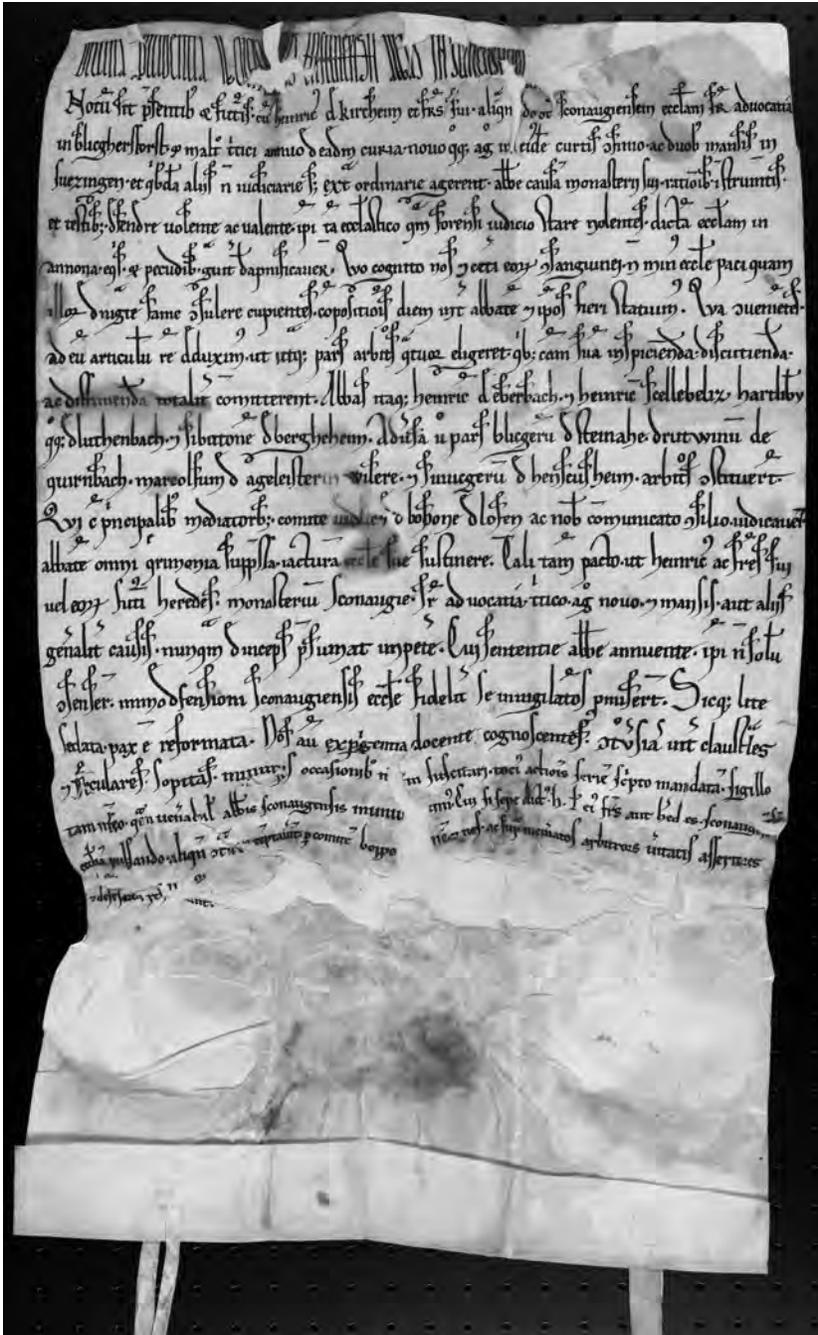
Das jüngst anlässlich des Jubiläums ‚1250 Jahre Handschuhsheim (765–2015)‘ von dem dort wohnhaften Kunsthistoriker Thomas Mertel vorgelegte Buch über die allenthalben als Sitz des jüngeren Handschuhsheimer Ortsadels angesehene Tiefburg schließt eine lange bestehende Lücke.<sup>14</sup> Doch während es erfreulicherweise erstmals in Wort und Bild Belege für von der historischen Forschung bislang nicht zur Kenntnis genommene Wachsabdrücke von Handschuhsheimer Siegeln mit Handschuh-Wappen aus dem Generallandesarchiv Karlsruhe (an Urkunden vom 26. November 1395 und 7. Januar 1403) sowie der Universitätsbibliothek Heidel-

berg (an einer Urkunde vom 31. Oktober 1466) bringt, wird in dem Kapitel über die „Ersterwähnungen des Handschuhsheimer Adels“ das Swigger-Problem ebenso wenig angesprochen, wie der Autor Kunzes Ausführungen zu Handschuhsheims Adel und dessen befestigten Sitzen überhaupt zu kennen scheint – es sei denn, er hätte dieselben ganz bewusst ignoriert ...

Während auch der Verfasser der vorliegenden Zeilen bezüglich der Quelle für jenen frühen Swigger im Handschuhsheimer Jubeljahr 2015 selbst noch im Dunkeln tappte,<sup>15</sup> ist er im darauffolgenden dann – im übertragenen Sinn – mehr oder weniger zufällig darüber gestolpert, und zwar in einem über 100 Jahre alten Buch, auf das heute die wenigsten Autoren in ihrer privaten Forschungsbibliothek noch im Original zurückgreifen können, das inzwischen aber erfreulicherweise zu den von der Universitätsbibliothek Heidelberg digitalisierten und ihrer Klientel online zur Verfügung gestellten Beständen zählt: Gemeint ist das von dem seinerzeit im Generallandesarchiv Karlsruhe tätigen badischen Archivar Albert Krieger (1861–1927) zu Beginn des 20. Jahrhunderts vorgelegte zweibändige Topographische Wörterbuch. In dessen erstem Band findet man in Spalte 839 den gesuchten „Swigger von Handschuhsheim ca. 1150“ mit der nicht allzu präzisen, aber doch weiterführenden Quellenangabe „Luzern, Gatterers Apparat“.<sup>16</sup> Diese bemerkenswerte, 8.600 Positionen, darunter etwa 1.000 Dokumente vor 1400 umfassende Sammlung befindet sich seit 1997 nicht mehr in der Schweiz, sondern in Rheinland-Pfalz, und zwar im Landesarchiv Speyer.<sup>17</sup>

Die zu diesem Urkundenbestand (F 7) zählenden, für die Rhein-Neckar-Region besonders interessanten älteren Urkunden der 1142 durch Bischof Burkhard II. von Worms, genannt „Buggo“ (gest. 6. Dezember 1149), im Steinachtal gegründeten Zisterzienserabtei Schönau wurden bereits 2002 veröffentlicht, und zwar in einem dem Andenken des diesem Kloster besonders verbundenen Landeshistorikers Meinrad Schaab (1928–2000)<sup>18</sup> gewidmeten Band der vom Kreisarchiv des Rhein-Neckar-Kreises herausgegebenen Schriftenreihe ‚Bausteine zur Kreisgeschichte‘.<sup>19</sup> In diesen Urkunden des Gatterer-Apparats dürfte man jenen Handschuhsheimer Niederadligen aus der Mitte des 12. Jahrhunderts wohl am ehesten zu finden hoffen – doch: Fehlanzeige! Lediglich die ersten beiden von 53 Schönauer Stücken aus der Zeit zwischen 1152 und 1300 stammen überhaupt aus den 1150er- bzw. 1160er-Jahren. Die zweite Urkunde wurde 1165 vom Lorscher Benediktinerabt Heinrich [von Urach – Aurich bei Vaihingen a. d. Enz] (reg. 1151-1167)<sup>20</sup> sogar zu Handschuhsheim für die zisterziensischen Glaubensbrüder in Schönau ausgestellt; unter deren Zeugen finden wir aber lediglich „Ingram und Rumhard von Handschuhsheim“<sup>21</sup>, von einem „Swigger“ dagegen keine Spur ...

Licht ins Dunkel brachte schließlich erst eine schriftliche Anfrage des Verfassers an Herrn Dr. Franz Maier, den Leiter der Abteilung ‚Staatliches Schriftgut‘ im Landesarchiv Speyer, der dankenswerterweise vor Ort die Original-Urkunden unter die Lupe nahm und schließlich im Gatterer-Apparat die Urkunde mit dem gesuchten „Swigger von Handschuhsheim“ zutage förderte, von welcher der Verfasser ein Digitalisat erwarb (vgl. Abb. S. 22).<sup>22</sup> Nur: Diese, wie sich dann bei näherer Betrachtung des Stücks herausstellte, ebenfalls bereits von Debus publizierte Urkunde<sup>23</sup> datiert eben nicht, wie von Krieger seinerzeit angenommen und später von Buchmann



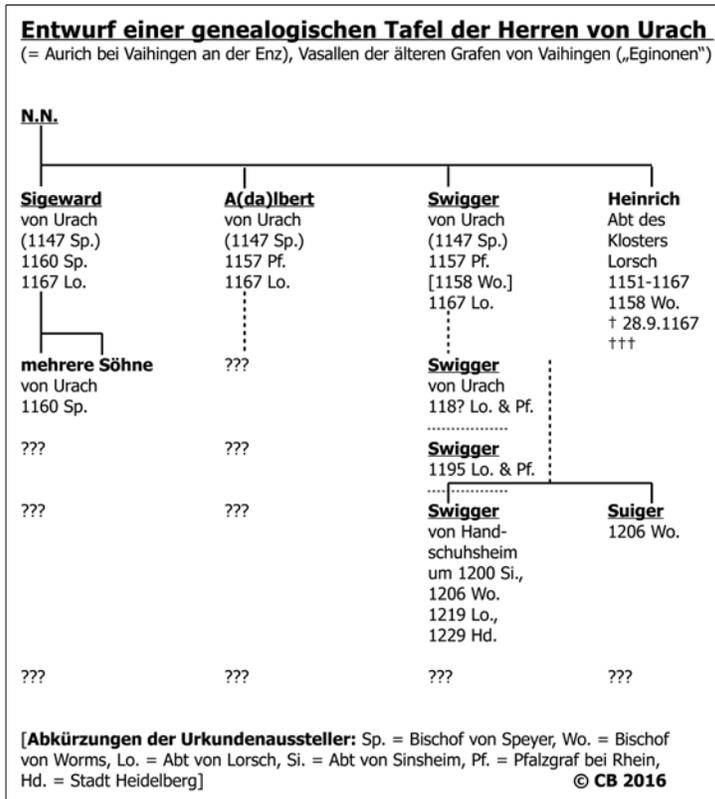
Die um 1200 entstandene Pergamenturkunde mit Nennung des „Suicgerus de Henscuseim“ (siehe elfte Zeile von oben) aus dem Klosterarchiv der 1142 – vor 875 Jahren – gegründeten Zisterzienserabtei Schönau im Odenwald gelangte später als Bestandteil des Gatterer-Apparats auf dem Umweg über die Schweiz nach Rheinland-Pfalz. (Vorlage und Aufnahme: Landesarchiv Speyer, F 7 Nr. 16)

und Kunze – ungeprüft und ohne Quellenangabe – übernommen, „um 1150“! In dem durch Abt Wolfram von Sinsheim<sup>24</sup> ausgestelltten Dokument wird die durch ein zehnköpfiges Schiedsrichtergremium unter seinem und Graf Poppo V. von Lauffen<sup>25</sup> Vorsitz vollzogene Schlichtung eines Streites zwischen den Herren von Kirchheim (bei Heidelberg) und der Zisterzienserabtei Schönau (im Odenwald) protokolliert. Das durch Feuer und Wasser geschädigte Pergament, dem zwei ursprünglich anhängende Wachssiegel fehlen, trägt leider kein Datum, muss vor dem Hintergrund der für besagten Abt überlieferten Nennungen, von 1196 o.T. bis zum 24. Juni 1197, und der Nennung des Nachfolgers am 18. Oktober 1202 sowie angesichts der für den vorerwähnten Grafen bekannten Nachweise zu Lebzeiten, vom 20./23. Mai 1184 bis zum 11. Februar 1216 (gest. vorm 6. April 1219)<sup>26</sup>, aber jedenfalls etwa um 1200 herum entstanden sein.<sup>27</sup>

Somit dürfte dieser um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert nach Bigger von Steinach, Trudwin von Kürnbach<sup>28</sup> und Markolf von Aglasterweiler<sup>29</sup> als letzter der vier seitens der Herren von Kirchheim benannten Schiedsrichter erwähnte „Suuicgerus de Henscusheim“ wohl mit dem 1195 und 1206 anderweitig belegten Träger dieses Namens identisch sein, während es den (s.o.) von Krieger (1904) schon für die Mitte des 12. Jahrhunderts behaupteten sowie durch Buchmann (1989) und Kunze (2003) – ungeprüft – übernommenen Swigger von Handschuhsheim, damals offenbar gar nicht gegeben hat. Der 1195 in der Urkunde des Lorsch Abtes Sigehard von Schauenburg für das Benediktinerinnenkloster Neuburg am Neckar an letzter Stelle unter den Ministerialen des rheinischen Pfalzgrafen Konrad von Staufen eingereihte „Swigger“ wird noch ohne Zubenennung aufgeführt.<sup>30</sup> Nicht so die beiden Geschwister „Swigger von Handschuhsheim und sein Bruder Suiger“, die in einer am 16. Februar 1206 während der allgemeinen Volksversammlung auf dem Platz Stalbühl („in generali hominum conventu loco stalbuhei“) bei Ladenburg ausgestellten Urkunde des pro-staufischen Wormser Oberhirten Lupold von Scheinfeld (reg. 1196–1217) für die Zisterzienserabtei Schönau im Odenwald als Laienzeugen in Erscheinung treten, und die neben dem Bischof auch Graf Poppo V. von Lauffen siegelt.<sup>31</sup>

Bleibt noch die Frage nach jenem 2015 vom Verfasser in einer Straßburger Bischofsurkunde vom März 1158 für das Wormser Domstift, und zwar im Umfeld des darin als Zeuge aufgeführten Lorsch Abtes Heinrich [von Urach] ausgemachten „Swigger“<sup>32</sup> zu klären. Da dieser an erster Stelle der dem Lorsch Abt zugeordneten weltlichen Zeugen aufgeführt ist, dürfte es sich – wie dann bei anderen Gelegenheiten deutlich wird – bei ihm weniger um einen der eher unter den rangniederen Zeugen am Ende der Zeugenreihe zu suchenden klösterlichen Ministerialen denn um einen Blutsverwandten des Prälaten aus dem Hause der Herren von Urach handeln. 1157 ist nämlich in einer Urkunde des Barbarossa-Halbbruders, rheinischen Pfalzgrafen und Lorsch Klostersvogtes Konrad von Staufen (reg. 1156–1195) für die im vorangegangenen Jahrzehnt gegründete Zisterzienserabtei Maulbronn unter den edelfreien Zeugen ein Uracher Brüderpaar, „Adalbert und sein Bruder Swigger von Urach“, nachgewiesen.<sup>33</sup> In einer im Jahr 1160 ausgestellten Urkunde des Speyerer Bischofs Gunther von Henneberg (reg. 1146–1161) ist von einem Uracher Vater und wenigstens zwei Söhnen, den „freien Männern, von Urach nämlich,

Sigeward und seinen Söhnen“, die Rede.<sup>34</sup> Das in der Lorscher Klosterchronik wiedergegebene Testament Abt Heinrichs († 28. September 1167) nennt unter den begünstigten geistlichen Institutionen „die Kirche in Urach“, und gleich danach werden auch die drei leiblichen Brüder des Erblassers, „die Brüder seines Fleisches, Sigeward, A[da]lbert und Swigger“, bedacht.<sup>35</sup> Letztmals erscheint ein „Swigger von Urach“ in einer von Heinrichs unmittelbarem Nachfolger auf dem Lorscher Abtstuhl, Sigehard von Schauenburg (reg. 1167/68–1198/1200)<sup>36</sup>, und dem rheinischen Pfalzgrafen Konrad von Staufen während der 1180er Jahre gemeinsam für die Zisterzienserabtei Schönau im Odenwald ausgestellten Urkunde und zwar als erster der freien weltlichen Zeugen<sup>37</sup>, wobei offen bleiben muss, ob es sich bei diesem noch um den gleichnamigen Bruder des verstorbenen Abtes oder doch schon um einen auf denselben Vornamen getauften Vertreter der nächsten Generation handelt. An letzter Stelle der (Lorscher oder/und pfalzgräflichen?) Ministerialen folgt hier ein „Ingram“ ohne Zubenennung, bei dem es sich jedoch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit um einen Angehörigen der älteren Familie von Handschuhsheim handeln dürfte, wie sie 1191 die nächste Urkunde derselben beiden Aussteller, Abt und Vogt, bezeugen.<sup>38</sup>



Entwurf einer genealogischen Tafel der Herren von Urach bei Vaihingen a. d. Enz, Verwandten des Lorscher Abtes Heinrich (gest. 1167). Führt von ihnen ein gangbarer Weg zu den (jüngeren) Rittern von Handschuhsheim? (Quelle: Verfasser)

Festhalten kann man also: (1) dass es in den 1150er-/’60er-Jahren einen Bruder des Lorsche Abtes Heinrich von Urach mit Taufnamen Swigger gab, der auch zusammen mit dem rheinischen Pfalzgrafen und Lorsche Klostervogt Konrad von Staufen belegt ist; (2) dass es in den 1180er-Jahren einen Swigger von Urach gab, der in einem gemeinsamen Zusammenhang mit Heinrichs Nachfolger, dem Lorsche Abt Sigehard, und abermals dem Pfalzgrafen Konrad nachgewiesen ist; (3) dass, während sich die Spuren der vorgenannten Swigger von Urach verlieren, mit demselben Abt und demselben Klostervogt bzw. Pfalzgrafen dann 1195 erstmals ein Swigger in Erscheinung tritt, der wenig später, etwa ab 1200, nach Handschuhsheim zubenannt wird (vgl. Abb. S. 24).

Ist das alles nur ein Zufall, oder steckt etwa doch mehr dahinter? Aufgrund der momentan vorliegenden spärlichen Quellen ist die sich angesichts dieses Befundes jedenfalls aufdrängende Frage, ob von den edelfreien Blutsverwandten des Lorsche Abtes Heinrich, die während der 1150er- bis ’80er-Jahre auf den Namen Swigger von Urach hören, ein gangbarer Weg zu dem im späten 12. und frühen 13. Jahrhundert agierenden pfalzgräflichen Ministerialen Swigger von Handschuhsheim und seinen Nachfahren<sup>39</sup> hinüberführt, leider (noch) nicht zu beantworten. Von vornherein ausschließen sollte man diese Möglichkeit aber nicht, zumal während des 12. Jahrhunderts ja auch andere Geschlechter, etwa die ‚von Sachsenheim‘ (chron. um 1090) und die ‚von Wolfsölden‘ (chron. um 1100), ihren Weg aus dem mittleren Neckarraum (Enzgau, Murr gau) ins untere Neckarland (Lobdengau) gefunden zu haben scheinen, wo sie sich dann nach ihren neuen Burgsitzen ‚von Steinach‘ (urk. 1142)<sup>40</sup> und ‚von Schauenburg‘ (urk. 1130)<sup>41</sup> nannten, wie auch die Ursprünge der untereinander stammverwandten Herren von Hirschberg (urk. 1142) und von Strahlenberg (urk. 1174) eher im Kraich- und Elsenzgau, denn an der Bergstraße zu suchen sein dürften.<sup>42</sup>

Beispielsweise findet man Angehörige des ins Gefolge der 1182 als Vögte der Abtei Murrhardt belegten Grafen von Wolfsölden<sup>43</sup> aus dem mittleren Neckarraum gehörenden Murrhardter Ortsadels (Leitname: Ulrich)<sup>44</sup> noch nach 1250 am unteren Neckar, dann meist im Gefolge der Herren von Schauenburg.<sup>45</sup> Laut Meinrad Schaab, der einen Zusammenhang zwischen dem Ulrich von Murrhardt des 13. Jahrhunderts und den im 14. Jahrhundert in Handschuhsheim begüterten Morharden annimmt, grenzte ‚der Morhartin Hof‘ unmittelbar an die Tiefburg der Ritter von Handschuhsheim.<sup>46</sup> Von einem unbekanntem Familienmitglied der Morharde hat sich außen an der Westwand der Handschuhsheimer Pfarrkirche St. Vitus [& Georg]<sup>47</sup> (vgl. Abb. S. 26) ein 1341 datierter Grabstein mit Wappen (Schild mit zwei in je zwei Reihen geschachten Balken – Tingierung unbekannt) erhalten, das dem Wappen im Wachssiegel eines 1395 urkundenden Swigger Morhard von Handschuhsheim entspricht.<sup>48</sup> In Dossenheim, am Westhang des Kirchbergs, gibt es übrigens, südlich des Brenkenbachs und parallel zu diesem, von der aus dem Ortskern zur Burgruine hinaufführenden Schauenburgstraße abzweigend, ein ‚Mohrhardt-gässchen‘<sup>49</sup>, dessen Ursprünge freilich gänzlich im Dunkeln liegen, so dass sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt auch hier ein möglicher Zusammenhang weder bestätigen noch ausschließen lässt.



Die Handschuhsheimer Pfarrkirche mit dem Doppelpatrozinium St. Vitus & Georg, deren ältesten Bauteile mit dem nach 1052 entstandenen Kirchenbau des Lorscher Abtes Arnold (gest. 1055) in Verbindung gebracht werden (Zeichnung: Ludwig Haßlinger)

Unterm Strich bleiben also, was den mittelalterlichen Handschuhsheimer Adel angeht, noch manche Fragen offen, die ihrer Beantwortung harren. Dass man dabei gut beraten ist, sich nicht allein auf die verfügbare Literatur zum Thema zu verlassen, sondern, der alten humanistischen Forderung „Zu den Quellen!“<sup>50</sup> folgend, außer den Bibliotheken auch einmal die Archive zu konsultieren, um sich mit der dort aufbewahrten zeitgenössischen schriftlichen Überlieferung zum eigenen Forschungsgegenstand zu befassen, hat das hier behandelte Fallbeispiel wohl hinreichend dokumentiert. Erfreulich ist ferner, wie dem Verfasser dieser Zeilen aber erst im Nachhinein bekannt wurde, dass man sich inzwischen auch am Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde, das Teil des Zentrums für Europäische Geschichts- und Kulturwissenschaften der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg ist, mit den Handschuhsheimer „Rittern“ befasst. Dies geschieht bislang allerdings ‚nur‘ im Rahmen einer Masterarbeit<sup>51</sup>, deren Veröffentlichung üblicherweise nicht vorgesehen ist, aber gleichwohl wünschenswert wäre, um nach langer Zeit wieder einmal etwas ‚frischen Wind‘ in die Erforschung dieser nicht allein für Heidelbergs heute nördlichsten Stadtteil historisch relevanten Niederadligen zu bringen. Auf Einladung der Deutschen Burgenvereinigung e.V. (gegr. 1899) wird der Autor dieser Masterarbeit seine Ergebnisse unter dem Titel ‚Die Ritter von Handschuhsheim. Spätmittelalterlicher Niederadel zwischen Kurpfalz und Kurmainz‘ am 17. Januar 2018, um 19.00 Uhr, in der Vortragsreihe des Kurpfälzer Kreises der DBV im Kurpfälzischen Museum der Stadt Heidelberg vorstellen.

## Anmerkungen

- 1 Klaus Graf: Staufer-Überlieferungen aus Kloster Lorch, in: Sönke Lorenz, Ulrich Schmidt (Hgg.): Von Schwaben bis Jerusalem. Facetten staufischer Geschichte. FS Gerhard Baaken (Veröffentlichung des Alemannischen Instituts Freiburg 61), Sigmaringen 1995, S. 208–240, hier S. 240.
- 2 Jürgen Sydow: Stadtgeschichte heute – aber wie? Überlegungen zu städtischer Geschichtsschreibung in unserer Zeit. Die lebendige Gemeinde, in: Unabhängige Zs. für das gemeindliche Ehrenamt und die bürgerliche Selbstverwaltung 16, 1973, H. 2, S. 29–32, hier S. 31; auch zum folgenden Zitat.
- 3 Meinrad Schaab: Die neuen Ortsnamenbücher für die Landkreise in Baden-Württemberg. Hg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, in: Zs. für Württembergische Landesgeschichte 49, 1990, S. 505ff., hier S. 507.
- 4 Hans Weckesser: Forschung taufisch serviert. Fülle wertvoller Beiträge in: „Mannheimer Geschichtsblättern“, Mannheimer Morgen, Jg. 54, Nr. 245, Freitag, 22.10.1999, S. 20.
- 5 Rainer Kunze: Adel und Burgen im unteren Neckarland (11. bis 17. Jh.), in: Hansjörg Probst (Hg.): Mannheim vor der Stadtgründung, Teil 2, Bd. 1: Mittelalter und frühe Neuzeit im unteren Neckarland. Das Dorf Mannheim, Regensburg 2006, S. 98–133, hier S. 103.
- 6 Rainer Kunze: Unterer Neckarraum. Ein Versuch zur historisch-burgenkundlichen Strukturierung, in: Mannheimer Gbl. NF 10, 2003, S. 11–81, hier S. 46–50 (Heidelberg: Bergheim, Handschuhsheim).
- 7 So fehlen etwa aus dem Codex Diplomaticus Schonaugiensis (1142–1295), in: Valentin Ferdinand de Gudenus: Sylloge I [...], Frankfurt am Main 1728, S. 1–304, hier CS Nr. 11, S. 27ff. (Abt Sigehard von Lorsch, Lorsch 1173: „de Ministerialibus: Rumhart, Ingram“); Nr. 13, 32ff. (Pfalzgraf Konrad, Mainz 1184: „de Ministerialibus: ... Ingramus et Gotefridus“); Nr. 14, S. 35ff. (Abt Sigehard von Lorsch u. Pfalzgraf Konrad, [Lorsch?] 1187: „de Ministerialibus: ... Ingramum“); Nr. 15, S. 38 (Abt Sigehard von Lorsch u. Pfalzgraf Konrad, [Lorsch?] 1191: „Et hi testes sunt: ... Rumhardus de Hentschuhesheim et Ingramus“); Nr. 45, S. 107–111 (Abt Konrad von Lorsch, Heidelberg 1219: „... Svickerus de Hentschuhesheim ... Ministeriales“); Nr. 70, S. 161–164 (Pfalzgraf Otto, Heidelberg 1228: „De ministerialibus: ... Ingram“); Nr. 74, S. 170ff. (Schultheiß u. Bürger Heidelbergs, Heidelberg 1229: „Testes: ... Svicgerus de Hentschuhesheim“); Nr. 123, S. 235f. (Ingram u. Ingram, Söhne des Ritters Ingram von Heidelberg, Heidelberg 1261: „Testes: ... Marquardus de Hentschuhesheim“); Nr. 166, S. 298–304 (Schiedsspruch zwischen der Zisterzienserabtei Schönau u. den Einwohnern Plankstadts, Hillenbach 1295: „Testes: ... Svickerus et Waltherus de Hentschuhesheim“).
- 8 Kunze 2003 (wie Anm. 6), S. 46 („um 1150 Swigerus de Hencusheim“), ferner S. 48.
- 9 Walter Möller: Stamm-Tafeln westdeutscher Adels-Geschlechter im Mittelalter, Bd. 1, Darmstadt 1922, S. 75f. u. Taf. 28 (Handschuhsheim).
- 10 Vgl. Karl Glöckner (Bearb./Hg.): Codex Laureshamensis (Arbeiten der Historischen Kommission für den Volksstaat Hessen), 3 Bde., Darmstadt 1929/33/36, hier CL 1, Nr. 143, S. 425f. (Abt Diemo von Lorsch, Handschuhsheim, 1130: „De servientibus: ... Rumhardus“) u. Nr. 153, S. 434f. (Abt Folknand von Lorsch, Lorsch, 1148: „De ministerialibus: ... Rumhart, Ingram“). Deren Zubenennung nach Handschuhsheim erfolgt erst später: CL 1, Nr. 163, S. 446f. (Die Mönche von Lorsch, Worms, 1160: „De ministerialibus laureshamensibus: ... Rumhardus et Ingram de Hencuesheim“); Nr. 158, S. 442f. (Abt Heinrich von Lorsch, Handschuhsheim 1165: „De ministerialibus: ... Ingram et Rumhardus de Hantschuesheim“); Gudenus 1728 (wie Anm. 7), CS Nr. 8, S. 19–22 (Abt Heinrich von Lorsch, Handschuhsheim 1165: „de Ministerialibus: ... Ingramus et Ruombarhdus de Hentschuhesheim“).
- 11 Entgegen Möller 1922 (wie Anm. 9), der die Ahnenreihe der Swigger erst 1206 beginnen lässt, vgl. Kunze 2003 (wie Anm. 6), S. 46 und Meinrad Schaab (Hg.), Rüdiger Lenz (Bearb.): Ausgewählte Urkunden zur Territorialgeschichte der Kurpfalz 1156–1505 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg A 41), Stuttgart 1998, Nr. 6, S. 7f. (der Lorscher Abt Sigehard [von Schauenburg] auf Biten des Pfalzgrafen u. Lorscher Klostervogtes Konrad [von Staufen] für die Äbtissin Künigunde des Nonnenklosters Neuburg, 1195 o.T., o.O., Zeugen: „Ministeriales Laurensis ecclesie: ... Ingrammus, Ministeriales palatini comitis: ... Swiggerus ...“).

- 12 Hans Buchmann: *Burgen und Schlösser an der Bergstraße*, Stuttgart 1986, <sup>2</sup>1989, S. 213–218, hier S. 213.
- 13 Herbert Derwein: *Handschuhsheim und seine Geschichte*, Heidelberg 1933, S. 79ff. – trotz jüngerer Publikationen von teilweise zweifelhaftem Wert bis heute maßgeblich! Vgl. auch die zur jüngsten Handschuhsheimer Ortschronik von 2010 erschienene kritische Rezension von Hansjoachim Räther in: HJG 16, 2012, S. 261f.
- 14 Thomas F. Mertel: *Die Tiefburg in Handschuhsheim im Wandel der Zeit*. Hg. vom Stadtteilverein Handschuhsheim e.V., Ubstadt-Weiher 2015, S. 11f. (Ersterwähnungen ...), S. 19ff. (Wappen u. Siegel ...), S. 142ff. (Literaturverzeichnis). Dazu vgl. die Rezension von Hansjoachim Räther in: HJG 21, 2017, S. 268f. Ein Handschuhsheimer Gerichtssiegel (an einer Urkunde vom 11.6.1497) und ein weiteres Adelsiegel (an einer Urkunde vom 15.6.1480) aus dem Landesarchiv Speyer bringt übrigens Karl-Heinz Debus (Bearb.): *Gesamtverzeichnis der Siegel im Gatterer-Apparat* (Veröffentlichungen der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz, Bd. 116.1: Beschreibungen u. Bd. 116.2: Abbildungen), Koblenz 2013, Nr. 1637 u. 1638 (Text: 1, S. 372f. u. Abb.: 2, S. 224).
- 15 Christian Burkhart: „Eine namenlose Burg in Handschuhsheim?“ Anmerkungen zu diesem einen und einigen weiteren Burgnamen des 11. bis 13. Jahrhunderts vornehmlich im Raum Bergstraße-Neckar-Odenwald, in: Christian Burkhart, Hansjoachim Räther (Hgg.): *Festschrift für Ludwig Haßlinger zum 80. Geburtstag*, Heidelberg 2015, S. 12–53, hier Anm. 19 auf S. 16f. Dazu vgl. die Rezension von Claudia Rink in: HJG 21, 2017, S. 267.
- 16 Albert Krieger (Bearb.): *Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden*, 2 Bde., Heidelberg <sup>2</sup>1904/1905, hier Bd. 1, Sp. 836–841 (Handschuhsheim – Handschuhsheim), bes. Sp. 839 („Swigerus de Hencusheim ca. 1150“). <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/krieger1904bd1/0442>.
- 17 Karl Heinz Debus et al.: *Der Gatterer-Apparat*. Hg. von der Kulturstiftung der Länder in Verbindung mit dem Landesarchiv Speyer (Kulturstiftung der Länder – Patrimonia 119), Speyer 1998.
- 18 Vgl. etwa Meinrad Schaab: *Die Zisterzienserabtei Schönau im Odenwald* (Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde 8), Heidelberg 1963, <sup>2</sup>1990.
- 19 Karl Heinz Debus: *Regesten der Urkunden des Zisterzienserklosters Schönau vor 1300 im Bestand F 7 (Gatterer-Apparat) des Landesarchivs Speyer*, in: *Kloster und Hühnerfautei Schönau*. Hg. vom Kreisarchiv und dem Referat für Öffentlichkeitsarbeit des Rhein-Neckar-Kreises in Verbindung mit der Stadt Schönau und dem Verein Alt-Schönau e.V. (Rhein-Neckar-Kreis – Bausteine zur Kreisgeschichte 5), Heidelberg 2002, S. 35–113.
- 20 Zu dem aus Kloster Sinsheim („ex monasterio Sunnesheim“) im Kraichgau gekommenen, von den Lorschern Mönchen auf Ratschlag König Konrads III. (reg. 1138–1152) gewählten Abt vgl. Glöckner 1929 (wie Anm. 10), CL 1, Kap. 154c–Kap. 164, S. 437–450; ferner Karl Christ: *Das Vermächtnis des Abtes Heinrich von Lorsch von 1167*, in: *Vom Rhein* 2, 1903, H. 9, S. 71f. (mit falscher Lokalisierung von Urach als „Aura bei Kissingen an der fränkischen Saale“); Josef Semmler: *Sinsheim, ein Reformkloster der Siegburger Observanz im alten Bistum Speyer*, in: *Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte* 8, 1956, S. 339–347, bes. S. 345f.; Friedrich Knöpp: *Das letzte Jahrhundert der Abtei. Vom Ende des Investiturstreits bis zu den Auseinandersetzungen um die Selbständigkeit der Abtei*, in: Friedrich Knöpp (Hg.): *Die Reichsabtei Lorsch. Festschrift zum Gedenken an ihre Stiftung 764*, Teil 1, Darmstadt 1973, S. 175–226, hier S. 187–193.
- 21 Debus 2002 (wie Anm. 19), Nr. 2, S. 40f. („Ingrammus et Rumhardus de Hantscuesheim“) u. Abb. 16, S. 93; vgl. <http://www.archivdatenbank.lha-rlp.de/speyer/a/a.5/f7/fb/urkunden/17/>. Vom Original abweichende Schreibweisen bei Gudenus 1728 (wie Anm. 7), CS Nr. 9, S. 22ff. („Hentschuesheim“) u. Glöckner 1929 (wie Anm. 10), CL 1, Nr. 158, S. 442f. („Hantscuesheim“).
- 22 Vgl. *Korrespondenz zwischen Verf. u. LA Speyer* (Az: 2 Ma-851/16/3525), vom 9.3. bis 1.3.2016.
- 23 Debus 2002 (wie Anm. 19), Nr. 12, S. 48f. („Schwicker von Handschuhsheim“. „Suicgerus de Hencusheim“) u. Abb. 23, S. 100 (LA Speyer, F 7 Nr. 16). Vgl. <http://www.archivdatenbank.lha-rlp.de/speyer/a/a.5/f7/fb/urkunden/16/>.
- 24 Vgl. Ludwig H. Hildebrandt: *Regesten des Klosters und Stifts Sinsheim*, in: *Kulturzentrum Stiftskirche Sinsheim. Geschichte – Archäologie – Architektur*. Hg. für den Rhein-Neckar-Kreis von Jörg Kreutz u. Berno Müller, Rhein-Neckar-Kreis, Bausteine zur Kreisge-

- schichte 10, Heidelberg 2013, S. 303–381, hier Nr. S 51ff., S. 319f.
- 25 Vgl. Christian Burkhart: Mit scharfem Schwert und spitzer Feder. Kaiser Friedrich I. „Barbarossa“ und der Angriff Graf Poppo V. von Lauffen auf die Schauenburg 1187. Ein wenig bekannter Briefwechsel des Dossenheimer Burgherrn mit dem Stauferkaiser, Dossenheim 2015. Dazu vgl. die Rezension von Gerhard Fritz, in: Zs. für Württembergische Landesgeschichte 79, 2016, S. 506f. Die Mutter Poppo V., des letzten Grafen von Lauffen, war übrigens wohl die der Vohburg-Forschung aus der sog. ‚Ranshofener Notiz‘ des späten 12. Jhs. (Monumenta Germaniae Historica, Scriptores, in Folio, Bd. 24. Hg. von Georg Waitz, Hannover 1879, S. 76: „Mortua illa de Polonia, marchio Diepoldus duxit aliam uxorem de Saxonia; de qua genuit filium nomine Peritholdum et duas filias, scilicet Chuni-gundam, uxorem marchionis de Styra, et Alheidem de Laufen“) zwar längst geläufige, von der Lauffen-Forschung bislang aber nicht beachtete und auch dem Verfasser erst durch frdl. Mittlg. von Prof. Dr. Armin Wolf, Frankfurt am Main, vom 23.8.2016, bekannt gewordene Adelheid, eine Tochter aus der zweiten Ehe Diepolds III. von Vohburg (urk. 1093, gest. 1146), Markgraf auf dem bayerischen Nordgau, mit der sächsischen Grafenwitwe Kunigunde von Groitzsch, geb. von Northeim-Beichlingen, also eine Halbschwester jener Vohburgerin Adela, die von 1146/47 (?) bis zur Scheidung im März 1153 die erste Gemahlin des Staufers Friedrich Barbarossas war. Graf Poppo V. von Lauffen scheint zu diesem, wie besonders 1187 deutlich wird, kein gutes Verhältnis gehabt zu haben.
- 26 Vgl. Christian Burkhart, Jörg Kreutz (Hgg.): Die Grafen von Lauffen am mittleren und unteren Neckar, in: Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde, Schriftenreihe des Instituts für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde 18, Heidelberg 2015, Quellenverzeichnis Nr. 57 auf S. 329, Nr. 84 u. 85 auf S. 336. Dazu vgl. die Rezension von Armin Wolf in: Mediaevistik 29, 2016, S. 440f.
- 27 Zur Datierung vgl.: LA Speyer, F 7 (Gatterer-Apparat) Nr. 16, Original undatiert, aber laut <http://www.archivdatenbank.lha-rlp.de/speyer/a/a.5/f7/fb/urkunden/16/>, „ca. 1197“; Gudenus 1728 (wie Anm. 7), CS Nr. 49, S. 119ff. („122.“); Stephan Alexander Würdtwein: Chronicon Diplomaticum Monasterii Schönau in Sylva Odoniana Ord. Cisterc., Mannheim 1792, S. 50 (undatiert, jedoch eingereiht zwischen 1220 und 1222); Karl Wilhelmi: Geschichte der vormaligen freien adeligen Benedictiner-Abtei Sunnesheim (Jahresbericht an die Mitglieder der Sinsheimer Ges. zur Erforsch. der Vaterländischen Denkmale der Vorzeit 13), Sinsheim 1851, S. 39 („1222“); Michael Wieland: Die Cistercienser-Abtei Schönau (Folge 2 von 8), Cistercienser-Chronik 19, 1907, Nr. 219, S. 133–138, hier S. 137, Nr. 63 („1220“); Krieger 1904 (wie Anm. 16), Sp. 839, Sp. 1175 („ca. 1150“); Karl Christ: Die Schönauer und Lobenfelder Urkunden von 1142 bis 1225 in Auszügen, Uebersetzungen und mit Erläuterungen (Folge 8 von 10), in: Mannheimer Gbl. 6, 1905, Nr. 3, Sp. 52–57, hier Nr. 68, Sp. 54 („1220–23“); Meinrad Schaab: Die Entstehung des pfälzischen Territoriums am unteren Neckar und die Anfänge der Stadt Heidelberg, in: Zs. für die Geschichte des Oberrheins 106, 1958, S. 233–276, hier S. 248 („kurz nach 1197“); Schaab 1963, 21990 (wie Anm. 18), S. 181 („um 1196“); Meinrad Schaab (Red.): Die Stadt- und die Landkreise Heidelberg und Mannheim. Amtliche Kreisbeschreibung. Hg. von der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg in Verbindung mit den Städten und den Landkreisen Heidelberg und Mannheim, 3 Bde., Karlsruhe 1966/68/70, hier: Bd. 2: Die Stadt Heidelberg und die Gemeinden des Landkreises Heidelberg, S. 128, Anm. 18 („um 1200“); Debus 2002 (wie Anm. 19), Nr. 12, S. 48f. u. Abb. 23, S. 100 („1196–1202“); LBA Marburg 12439, <http://lba.hist.uni-marburg.de/lba-cgi/kleioc/0010KILBA/exec/showrecord/?zugangnummer/12439> („um 1200?“); Hildebrandt 2013 (wie Anm. 24), Nr. S52, S. 319 („1196/1202“); Burkhart, Kreutz 2015 (wie Anm. 26), S. 334, Nr. 75 („kurz nach 1197“).
- 28 Nach der genealogischen Tafel zu Kürnbachern und Steinachern bei Burkhart 2012 (wie Anm. 40), S. 60 Bigger (IV.) von (Neckar-)Steinach (urk. 1196, 1200, 1209–1228) und Trudwin (I.) von Kürnbach (im Kraichgau, urk. 1186–1198/um 1200).
- 29 Bei Aglasterhausen im Elsenzgau; vgl. Hans Huth: Die ehemalige Burg Weiler bei Aglasterhausen, in: Nachrichtenbl. der Denkmalpflege in Baden-Württemberg 3, 1960, H. 2, S. 35f. („Marcolfus de Agelesterwilare ... um die Mitte des 13. Jahrhunderts“); Ludwig H. Hildebrandt: Die Grafschaften des Elsenz- und Kraichgaus im hohen Mittelalter, ihre Grafen und deren Burgsitze mit spezieller Berücksichtigung von Brethen, in: Brettener Jb. für Kultur und Geschichte NF 5, 2008, S. 54–85; hier S. 68 („Marcolf v. ‚Agelesterwilare‘ erstmals 1143 genannt“); Rüdiger Lenz: Die Turmburg bei Aglasterhausen und die Herr-

- schaftsgeschichte des Dorfes, Kraichgau 21, 2009, S. 57–70, hier Anm. 15 auf S. 68 („Markolf von ‚Aglasterweiler‘ lässt sich zwischen 1150 und 1200 belegen“); Hildebrandt 2013 (wie Anm. 24), Nr. S 52, S. 319 („Marcolf von Aglasterhausen“ 1181–1197; gest. 1224).
- 30 Schaab 1998 (wie Anm. 11), Nr. 6, S. 7f. („Ministeriales palatini comitis: ... Swiggerus“).
- 31 Gudenus 1728 (wie Anm. 7), CS Nr. 26, S. 67–70 („De laicis: ... Swigerus de Hentschuhesheim et frater eius Suigerus“).
- 32 Vgl. Burkhart 2015 (wie Anm. 15); Druck in Wilhelm Wiegand (Bearb.): Urkundenbuch der Stadt Straßburg 1: Urkunden und Stadtrechte bis zum Jahr 1266 (Urkunden und Akten der Stadt Straßburg 1), Straßburg 1879, Nr. 110, S. 90f. („laici: Swiggerus“); zur korrekten Datierung der angeblich „1160“ ausgestellten Urkunde vgl. Regesta Imperii 4: Lothar III. und Ältere Staufer 2: Die Regesten des Kaiserreiches unter Friedrich I. (1): 1152–1158. Bearb. von Ferdinand Opll, Wien, Köln, Graz 1980, Nr. 531, S. 168 (Actum: Straßburg, 3.–16.3.1158). Übrigens ist der Halbbruder des bei dieser Rechtshandlung anwesenden Kaisers Friedrich Barbarossa, der rheinische Pfalzgraf Konrad von Staufen, zugleich Vogt der Reichsabtei Lorsch, in dieser Urkunde nicht im Gefolge des Lorschener Abtes Heinrich von Urach (Aurich bei Vaihingen/Enzgau), sondern an der ersten Stelle der dem Wormser Bischof Konrad I. (von Sachsenheim/Enzgau) zugeordneten weltlichen Zeugen aufgeführt, von dem er wohl damals schon die Burg Heidelberg samt Zubehör zu Lehen trug.
- 33 Heinrich Eduard Kausler (Bearb.): Württembergisches Urkundenbuch, Bd. 2: 1138–1212. Hg. vom Königlichen Staatsarchiv, Stuttgart 1858, ND Aalen 1972, Nr. 359, S. 110 (Maulbronn, 4.6.1157: „Liberi: ... Adelbertus et frater suus Swiggerus de Vraha“).
- 34 Kausler 1858 (wie Anm. 33), Nr. 374, S. 132ff. (Speyer, 1.7.1160: „liberorum hominum, videlicet de Vraha Sigewardi et filii sui“).
- 35 Glöckner 1929 (wie Anm. 10), CL 1, Kap. 164, S. 447–450, hier S. 449, Z. 43f. („ecclesiam in Vraha ... fratribus carnis sue, Sigewardo, Alberto et Swigero“).
- 36 Zu dem aus Kloster Hirsau („ex monasterio hirsaugiensi“) im Nordschwarzwald gekommenen, wohl kaum ohne Zutun des staufischen Herrschergeschlechts an die Spitze des Reichsklosters Lorsch gelangten Abt vgl. Glöckner 1929 (wie Anm. 10), CL 1, Kap. 164–Urk. 166, S. 450ff.; Knöpp 1973 (wie Anm. 20), S. 193ff.; Christian Burkhart: Sigehard von Schauenburg, der 46. Abt des Reichsklosters Lorsch, gewählt 1167/68 (?), 1198/99/1200 (?), und die Entstehung des Lorsch Codex in frühstauferischer Zeit, in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde NF 75, 2017, S. 1–28; ders.: Der Lorschener Abt Sigehard von Schauenburg und die Erbauung der Burg Starkenberg („Starkenburger“) über Heppenheim an der Bergstraße Ende des 12. Jahrhunderts, Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde NF 76, 2018 (in Druckvorbereitung).
- 37 Gudenus 1728 (wie Anm. 7), CS Nr. 14, S. 35ff. (118?: „de Liberis: Swiggerum de Urahe ...; de Ministerialibus: ... Ingramum“).
- 38 Gudenus 1728 (wie Anm. 7), CS Nr. 15, S. 38 (1191: Et hi testes sunt: ... „Rumhardus de Hentschuhesheim et Ingramus“).
- 39 In dem von Gudenus 1728 edierten CS wird noch jeweils zu 1219, 1229 u. 1295 ein der Ministerialität bzw. dem Niederadel zuzurechnender Swigger von Handschuhesheim erwähnt (s.o. Anm. 7). Laut Johann Friedrich Schannat: Historia episcopatus Wormatiensis [...], Bd. 1, Frankfurt am Main 1734, S. 16 bestätigte der Wormser Bischofselekt Eberhard von Strahlenberg am 13.11.1293 „consensu Swikeri advocati et Waltherum, fratrum de Hantschuhesheim“ den Verkauf der von der Wormser Bischofskirche zu Lehen gehenden Patronats- und Zehntrechte zu Dossenheim durch die Schauenburg-Erben Erkanger von Magenheim und Rudolf von Neuffen an den Dekan und das Domkapitel von Worms.
- 40 Vgl. Christian Burkhart: Bischof Konrad I. von Worms und die Ahnen des Minnesängers Blioger von (Neckar-)Steinach. Neue Erkenntnisse zur Besiedlung des südlichen Odenwaldes im hohen Mittelalter, in: Der Wormsgau 29, 2012, S. 31–63 und Christian Burkhart: Blioger – Der Minnesänger mit der Harfe, der kein (Neckar-)Steinacher mehr sein wollte, in: Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde NF 42, 2014, S. 1–46, worin u.a. gezeigt wird, dass der Edelfreie Ernst von Sachsenheim (urk. 1150) – entgegen der falschen Zuweisung von Rainer Kunze: Ernst von Sachsenheim und seine Burg, in: Mannheimer Gbll. NF 4, 1997, S. 59ff. – nicht nach Hohensachsen (Lobdengau, Diözese Worms), sondern nach Sachsenheim (Enzgau, Diözese Speyer) gehört.

- 41 Vgl. Christian Burkhardt: Die „unerbittliche Fehde“ zwischen dem Speyerer Fürstbischof Siegfried von Wolfsölden und dem Lorscher Klostersvogt Graf Berthold von Lindenfels (1128/30), in: Ludwigsburger Gbll. 61, 2007, S. 7–29.
- 42 Vgl. Christian Burkhardt: Konrad von Waldeck (urk. 1152) – Ein Odenwälder? Anmerkungen (nicht nur) zur Strahlenberger Herrschaftsbildung im Wormser Odenwald, Dossenheim 2016, worin übrigens gezeigt wird, dass besagter Konrad – entgegen der falschen Zuweisung von Rainer Kunze: Die Hirschberg-Waldecker und ihre Burgen, in: Mannheimer Gbll. NF 5, 1998, S. 9–32 – nicht nach Burg Waldeck bei Heiligkreuzsteinach-Lampenhain im südlichen Odenwald, sondern als Gefolgsmann der Grafen von Calw nach Burg Waldeck bei Calw-Stammheim im nördlichen Schwarzwald gehört, während sich tatsächlich kein Angehöriger der Bergsträßer Herren von Hirschberg-Strahlenberg je nach der von ihnen erbauten Odenwälder Rodungsburg Waldeck zubenannte. Eine weitere falsche Zuschreibung bei Rainer Kunze (ders.: Schwabenheim/Neuburg, in: Mannheimer Gbll. NF 10, 2003, S. 50ff.) ist „Volmar von Schwabenheim-Neuburg“, der angebliche Vater des Neuburg-Stifters Anselm. Dazu vgl. Christian Burkhardt: Die Gründung der Lorscher Propstei Neuburg als Mönchskloster (1130) und dessen Umwandlung in ein selbständiges Nonnenkloster (1195), in: HJG 15, 2011, S. 11–50, hier S. 22 mit Anm. 68 auf S. 44f.
- 43 Kausler 1858 (wie Anm. 33), Nr. 432, S. 221f. (Backnang, 2.5.1182: „per manum Bertoldi comitis de Wolfsele, chasvogit nostr“); zur Murrhardter Klostersvogtei vgl. Ottilie Kilian: Sülchgau – Wolfsölden – Schauenburg. Das machtpolitische Streben eines mittelalterlichen Adelsgeschlechts (1000–1300), in: Mannheimer Gbll. NF 6, 1999, S. 115–188, hier S. 140–143.
- 44 Zum Murrhardter Ortsadel vgl. Gerhard Fritz: Kloster Murrhardt im Früh- und Hochmittelalter. Eine Abtei und der Adel an Murr und Kocher (Forsch. aus Württembergisch Franken 18), Sigmaringen 1982, S. 97, 104f. u. 123 (1191: „Ulrico Advocato“, Stellvertretender Vogt des Klosters Murrhardt).
- 45 Bay. StA Würzburg, Erzstift Mainz Urk. 3287 (Aussteller: Berthold II. v. Schauenburg, ?2.1253, Zeuge: „Vlricus de Murrehart“); Gudenus 1728 (wie Anm. 7), CS Nr. 114, S. 225f. (Aussteller: Simon u. Berthold II. v. Schauenburg, ?11.1255, Zeuge: „Vlricus de Murrehart“); Adolf Koch, Jakob Wille (Bearb.), Eduard Winkelmann (Hg.): Regesten der Pfalzgrafen am Rhein 1214–1508, Bd. 1: 1214–1400, Innsbruck 1894, Nr. 689, S. 39 (Aussteller: Berthold II. v. Schauenburg, 31.1.1258, Zeuge: „Ulricus de Murrehart“); Gudenus 1728 (wie Anm. 7), CS Nr. 123, S. 235f. (Aussteller: Ingram u. Ingram, Söhne des Ritters Ingram v. Heidelberg, 22.1.1261, Zeuge: „Vlricus de Murrehart“, eingereiht unter den „milites“ = Rittern). Vgl. Fritz 1982 (wie Anm. 44), S. 104.
- 46 Schaab 1968 (wie Anm. 27), S. 101f.
- 47 Zum Handschuhsheimer Doppelpatrosinimum vgl. Christian Burkhardt: Pankrätius – Vitus – Georg. Die Kirchenheiligen von Dossenheim und Handschuhsheim. Patrosinien- und Herrschaftswechsel an der südlichen Bergstraße im hohen Mittelalter, Dossenheim 2014.
- 48 Renate Neumüllers-Klauser (Bearb.): Die Inschriften der Stadt und des Landkreises Heidelberg (Die Deutschen Inschriften 12, Heidelberger Reihe 4), Stuttgart 1970, Nr. 41, S. 26f.; Harald Drös: Heidelberger Wappenbuch. Wappen an Gebäuden und Grabmälern auf dem Heidelberger Schloß, in der Altstadt und in Handschuhsheim, Heidelberg 1991, Nr. 3, S. 20 u. Taf. 4.
- 49 Ob ein Zusammenhang zu den Morharden bzw. ‚von Murrhardt‘ besteht, ist nicht bekannt; ein Dossenheimer Straßen- u. Flurnamenbuch ist immer noch ein Desiderat der Forschung.
- 50 So die deutsche Übersetzung des lateinischen „ad fontes“ aus Erasmus von Rotterdam, De ratione studii ac legendi interpretandique auctores [Paris 1511], in: Jan Hendrik Waszink et al. (Hgg.): Desiderii Erasmi Roterdami Opera Omnia, Bd. 1.2, Amsterdam 1971, S. 79–151.
- 51 Stefan Bröhl: Die Ritter von Handschuhsheim. Kurpfälzer Niederadel im Spätmittelalter, Masterarbeit, Heidelberg 1.11.2016, (unveröff. Typoskript; Gutachter: Prof. Dr. Jörg Peltzer u. Prof. Dr. Bernd Schneidmüller).

Erneut Preisträger!



# BÜCHERSTUBE AN DER TIEFBURG



Dossenheimer Landstr. 2 • 69121 HD-Handschuhsheim  
Telefon 06221/475510 • [rk@buecherstube-hd.de](mailto:rk@buecherstube-hd.de)

[www.buecherstube-handschuhsheim.de](http://www.buecherstube-handschuhsheim.de)

#### Wir bieten

- Kompetente fachkundige Beratung
- Besorgung jedes lieferbaren Buches, auch ausländische Titel
- Antiquarische Suche
- Bestellungen zur Ansicht
- Heute bei unseren Großhändlern bestellen – morgen abholen
- Lieferung bequem nach Hause
- Problemloser Umtausch
- Geschenkverpackung
- Geschenkgutscheine
- Bücherscheck
- Geburtstags- und Weihnachtskisten
- Monatskonto

## **BE** BUCHHANDLUNG AM EICHENDORFFPLATZ

Karlsruher Str. 50  
69126 Heidelberg

Telefon: 06221 373837  
Fax: 06221 315439  
Email: [info@buchhandlung-eichendorffplatz.de](mailto:info@buchhandlung-eichendorffplatz.de)  
Internet: [www.buchhandlung-eichendorffplatz.de](http://www.buchhandlung-eichendorffplatz.de)

Öffnungszeiten: Mo – Fr 9:00 – 13:00 Uhr  
14:00 – 18:30 Uhr  
Sa 9:00 – 13:00 Uhr



**Ulrich Wagner**

## **Das Spital der Stadt Heidelberg im Mittelalter\***

### **I. Einführung**

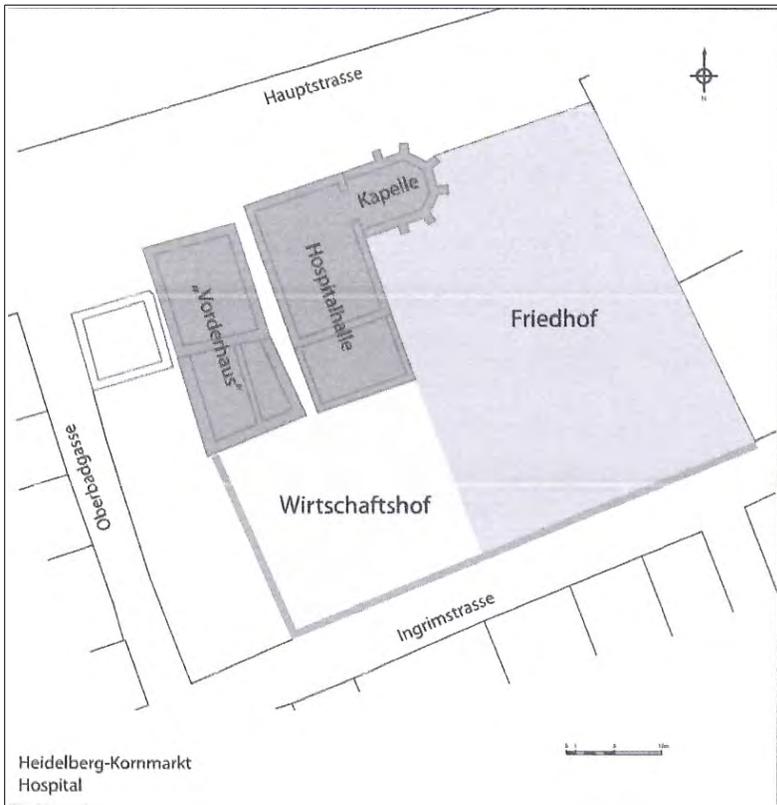
Das spätmittelalterliche Heidelberger Spital, eine größere Anlage, befand sich auf dem Gelände des heutigen Kornmarkts im Zentrum der Altstadt. Sein Gründungsdatum ist unbekannt, ein Baubeginn der Hospitalhalle in der Mitte des 13. Jahrhunderts anzunehmen.<sup>1</sup> Möglicherweise war dessen Konzeption Folge eines beträchtlichen Bevölkerungswachstums, sicherlich aber ein wichtiger Beitrag zum Ausbau der städtischen Infrastruktur.<sup>2</sup> Ein Zusammenhang mit der Entwicklung Heidelbergs zur kurfürstlichen Residenz ist wahrscheinlich.<sup>3</sup>

Die erste urkundliche Erwähnung datiert von 1267, als Zinsen für das Spital festgelegt werden, die bei einer Vernachlässigung eines Jahrtages zugunsten des Heidelberger Bürgers Arnold durch den Abt oder dessen Beauftragten im Kloster Schönau für dieses fällig werden sollten (siehe Regest Nr. 1), dann wieder 1290, als Konrad Schenk von Erbach dem Kloster Schönau Einkünfte stiftete und Zinsen dem Heidelberger Spital zusprach (siehe Nr. 2). Johann G. Widder möchte sich indes über die Lage dieses Spitals in der Stadt und seine Entwicklung nicht festlegen.<sup>4</sup> Achim Wendt präzisiert die Heidelberger Gründung auf etwa 1260, also fast gleichzeitig mit den kommunalen Spitälern der Reichsstädte Worms, kurz vor 1261, und Speyer, 1259/61.<sup>5</sup> Als Fundator der Heidelberger Einrichtung scheint der Pfalzgraf wahrscheinlich. Weitere pfälzische Spitälern mit eigenem Grundbesitz sind im 14. Jahrhundert in Weinheim, begründet durch die Familie Ullner von Dieburg (1368), in Ladenburg, Eberbach und Neckargemünd, auch hier durch die Bürgerschaft gestiftet, bezeugt.<sup>6</sup>

Die Spitalanlage befand sich in der Nähe des heutigen Rathauses. 1986/87 wurde auf dem Areal zwischen Hauptstraße, Burgweg, Ingramstraße und Oberbadgasse großflächig archäologisch gegraben. Von Achim Wendt liegt dazu eine aufschlussreiche Studie vor, die anhand der Funde, der topographischen Verhältnisse und einer fallweisen Berücksichtigung der schriftlichen Überlieferung die Geschichte der Einrichtung bis ins 16. Jahrhundert nachzeichnet.<sup>7</sup> Der Spitalbesitz war ummauert. Er umfasste einen größeren Hallenbau für die Siechen von ca. 9 auf 15 m im Lichten aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, einen kurze Zeit danach im rechten Winkel zur Halle errichteten einschiffigen Kapellenbau mit Fünfeckchor und einer Fläche von ca. 8 auf 5,50 m, dessen Traufhöhe 7 bis 8 m betrug. Unter Kurfürst Ruprecht III., ab 1400 König, wurde die Kapelle erweitert, es fanden in dieser, nachdem der Friedhof aufgelassen und teilweise bebaut war, auch Bestattungen statt. Die angrenzende Halle wurde nivelliert, sie erhielt einen Steinplattenbelag und zusätzliche Stützen in der Längsachse.<sup>8</sup> Östlich davon lag der Friedhof (Kirchhof), der sich bis zum Burgweg und zur Ingramstraße erstreckte und ca. 1.000 geschätzte Be-

\* Diese Studie ist Prof. Dr. Walter Ziegler, Ludwig-Maximilians-Universität München, anlässlich seines 80. Geburtstages am 16. Juli 2017 gewidmet.

stattungen aufwies.<sup>9</sup> In den 20er Jahren des 15. Jahrhunderts wurde die Anlage neu konzipiert und im südwestlichen Bereich ein Giebelbau errichtet.<sup>10</sup> Dieses Gebäude, dem Gaisberg zu gelegen, ist noch auf dem Stadtbild von Matthäus Merian von 1620 zu erkennen.<sup>11</sup>



Vermuteter Grundriss des Spitalgeländes im 14. Jahrhundert mit Kapelle und Spitalhalle (Quelle: Wendt, wie Anm. 3, Abb. 36, S. 191)

Zur unerlässlichen Wasserversorgung gab es eine in den Urkunden mehrfach erwähnte größere Brunnenanlage, deren genaue Position unklar ist. An einem Bau entlang der Ingrimstraße soll ein Brunnen zwecks Entwässerung angebaut gewesen sein, zwei weitere Brunnen könnten sich in der Nähe des Burgweges befunden haben.<sup>12</sup> Auf dem bereits erwähnten Merianstich ist aus einer Zeit, in der die mittelalterliche Spitalanlage bereits abgetragen bzw. umgebaut war, ein repräsentativer steinerner Brunnen mit Trog im nördlichen Bereich der ehemaligen Anlage an der Hauptstraße zu sehen.<sup>13</sup> Jedenfalls muss sich auf dem mittelalterlichen Areal ein monumentaler Brunnen befunden haben, der bei der Positionsbeschreibung verschiedener Anwesen in der Nachbarschaft jeweils als topographischer Ausgangspunkt benannt wurde (siehe Nr. 21 und 22). Laut Wendt war der Spitalbrunnen im 15. Jahrhundert öffentlich zugänglich,<sup>14</sup> was auch für das 16. Jahrhundert durch ei-

nen Erlass Kurfürst Ludwigs V. bestätigt wird, nach dem am Spitalbrunnen nicht gewaschen werden sollte.<sup>15</sup>

Nach Hinweisen in den Quellen scheint das Spital zumindest in der Anfangsphase eher als Herberge und Krankenhaus für Arme und Sieche denn als Pfründnerhaus gedient zu haben. Für eine kurze Aufenthalts- und Nutzungsdauer, d.h. für eine hohe Mortalität der Insassen, spricht auch die dichte Belegung des Spitalfriedhofes.<sup>16</sup> Aufnahmegesuche von Bürgern oder Pfründnerordnungen haben sich nicht erhalten. Entsprechende Baumaßnahmen, so die Einrichtung kleinerer Wohneinheiten, lassen Wendt vermuten, dass vor allem im 15. Jahrhundert ein zeittypischer Trend zur Pfründneranstalt erfolgte.<sup>17</sup> Für eine Zuweisung von „Pfründnern“ waren laut Goetze neben der Stadt auch die pfalzgräfliche Verwaltung und die Universität zuständig.<sup>18</sup> Da in den hier edierten Urkunden mehrfach pfalzgräfliche Stiftungen festzustellen sind (siehe Nr. 5, 7, 8, 13, 19), ist zumindest zu Beginn von einer Aufsicht durch den Pfalzgrafen bzw. seine Spitzenbeamten, vereinzelt wird der Hofmeister genannt, auszugehen. Die Stadt, von der urkundlich immer wieder zwei Stadträte als Pfleger belegt sind, dürfte erst später an Zuständigkeiten gewonnen haben.

Die umfangreichsten Stiftungen dürften vom pfalzgräflichen Haus getätigt worden sein. 1368 befreite Ruprecht I. verschiedene Güter des Spitals von Steuern und Lasten (Nr. 5), 1382 schenkte dessen Gemahlin Elisabeth von Namur testamentarisch 40 Gulden (Nr. 7), 1384 übertrug der Pfalzgraf Wiesen und Äcker (Nr. 8), 1486 ist belegt, dass Kurfürst Friedrich I. Güter auf Wieblinger Gemarkung stiftete (Nr. 19). Heidelberger Bürgerinnen und Bürger sowie ein hoher Geistlicher des Neumünsterstiftes zu Würzburg (Nr. 11) vermachten im 14. und 15. Jahrhundert dem Spital weitere Liegenschaften und Zinsen (Nr. 6, 9, 14, 16, 18). Die spitälischen Güter und Einkünfte waren beträchtlich: 1368 umfassten diese, verwaltet von der Zentrale in Heidelberg bzw. den Spitalshöfen in Eppelheim und Wieblingen aus, in verschiedenen Gemarkungen um die Stadt 107 Morgen Äcker und Wiesen, zudem 12 Morgen Wiesen in Nußloch (siehe Nr. 5). Belegt sind für 1384 im Einzelnen 2 Morgen Wiesen in der Sandhäuser Gemarkung, 16 Morgen Äcker in der Eppelheimer Gemarkung sowie 58 Morgen in der Wieblinger Gemarkung (siehe Nr. 8). Die vom Wieblinger Spitalshof bewirtschafteten Güter waren von Steuern und sonstigen Abgaben befreit. Weitere Wirtschaftsflächen befanden sich im Heidelberger Unterfeld. Das Heidelberger Deutschordensurbar von 1487 belegt anhand der Güterbeschreibung des Deutschen Ordens in den Gemarkungen um Heidelberg, so u.a. auf der Bergheimer, Wieblinger und Eppelheimer Mark, allein 16 benachbarte Äcker, Wiesen und Weinberge, die dem Spital bzw. dessen Priesterpfründe gehörten oder diesen Zinsabgaben zu leisten hatten.<sup>19</sup>

Verwaltet wurde das Spital von einem Spitalmeister. 1389 wird in dieser Funktion ein Spitalmeister namens Ulm genannt.<sup>20</sup> 1399 ernannte Pfalzgraf Ruprecht Ludwig von Feudenheim zum Spitalmeister (Nr. 10). Als dieser 1399 über kein eigenes Siegel verfügte, wurde der Stadtschultheiß um Besiegelung gebeten (Nr. 10). 1484 ist Hans von Venningen als Spitalmeister belegt (Nr. 18), 1492 Hans von Simmershofen (Nr. 20). Spätestens im 15. Jahrhundert lag die Aufsicht bei der Stadt, die für die spitälische Betreuung zwei Ratsherren als Pfleger abstellte. 1430 werden die

Ratsherren Johannes zum Ochsen und Fritz Goldschmitt als solche erwähnt, Spitalmeister war Jost von Neckarau (Nr. 14). Im Juni 1406 flüchtete ein Student, der in der Stadt mit anderen Scholaren von bewaffneten Heidelberger Einwohnern angegriffen und verfolgt wurde, zum Schutz von der Badestube ins Spital. Noch im selben Monat mussten sich in Gegenwart kurfürstlicher Räte die Stadträte, zahlreiche Bürger und sonstige Einwohner im Augustinerkloster versammeln und schwören, die Angehörigen der Universität gegen weitere Angriffe zu schützen.<sup>21</sup>

Der weitgehend zuverlässige Chronist Johann Peter Kayser berichtet 1733 in seinem „Historischen Schauplatz der alten berühmten Stadt Heydelberg“, dass unter Kurfürst Friedrich II. um 1551–1556 mit Bewilligung von Papst Julius III. das von Friedrich dem Siegreichen 1476 begründete Dominikanerkloster aufgehoben wurde, um in dessen Gebäuden in der Vorstadt das alte Heidelberger Spital, nunmehr das Reiche Spital genannt, aufzunehmen. Aus diesem Anlass sei das mittelalterliche Spital oder Hospital auf dem neuen Markt, dem heutigen Kornmarkt, komplett abgebrochen worden.<sup>22</sup> Bis auf den Giebelbau wurde die gesamte Anlage mit Kapelle und Halle ab 1556 niedergelegt.<sup>23</sup> Nach dem Stadtbrand von 1693 wurden zu Beginn des 18. Jahrhunderts die restlichen Ruinen abgebrochen und der Kornmarkt als freier Platz konzipiert. Unklar ist, ob die alte Anlage zur Wasserversorgung noch funktionsfähig war, oder ob es nötig war, wiederum einen zentralen Brunnen zu errichten.<sup>24</sup> Auf dem betreffenden Areal in der Stadtansicht von Matthäus Merian von 1620 zeigt sich jedenfalls eine weitgehend unbebaute, gepflasterte Platzfläche, die in nördlicher Richtung an der Hauptstraße von einem monumentalen Brunnen mit wohl steinernem Trog begrenzt wird.<sup>25</sup>

Im Folgenden werden aus dem Bestand 43 des Generallandesarchivs Karlsruhe (Pfalz, Urkunden), aus der dortigen kopialen Überlieferung des Bestandes 67 (807 und 808) sowie aus der Quellensammlung Sylloge I des Kurmainzer Juristen und Historikers von Gudenus<sup>26</sup> Regesten jener Urkunden wiedergegeben, die Informationen zum mittelalterlichen Spital der Stadt Heidelberg enthalten. Berücksichtigt wurden hierbei nicht nur solche Texte, die für die Aufsicht über das Spital, die innere Organisation, Schenkungen, kirchlichen Dienste und die Güterverwaltung relevant sind, sondern auch jene, die einzelne sachliche, topographische oder personenbezogene Hinweise auf diese Versorgungsanstalt enthalten. Von der stadthistorischen Forschung sind die original oder kopiaal überlieferten, einschlägigen Urkunden bislang nur teilweise zur Kenntnis genommen worden.<sup>27</sup> An zwei der eingesehenen Urkunden (Nr. 18 und 20) hängt noch das bislang unbekanntes Spitalsiegel, bei Urkunde Nr. 19 ist das Siegel angekündigt, aber verloren gegangen.

Einige Ergebnisse aus der Durchsicht der Texte seien hier skizziert.

In der Kapelle des Spitals war der Hauptaltar, betreut von einem Kaplan, St. Johannes geweiht. Ab 1369 wurde dort zumindest drei Mal wöchentlich die Messe gelesen (Nr. 6). Vorstand und Leiter der Einrichtung war ein Spitalmeister, der vom Pfalzgrafen eingesetzt wurde (Nr. 10). 1390 konnte er seinen Dienstvertrag persönlich aushandeln, seine Amtseinkünfte waren beträchtlich; beim Spitalmeister Ludolf beliefen sich diese jährlich auf 8 Fuder Wein und 20 Pfund Heller Heidelberger Wäh-

Das Siegel des Heidelberger Spitals an einer Urkunde vom 23. Oktober 1492. Siehe Regest Nr. 20. Das Siegelbild zeigt die Verkündigungsszene, mittig einen hohen Lilienzweig, (heraldisch) rechts besetzt vom Erzengel Gabriel, links von der Gottesmutter Maria, darüber als Symbol des hl. Geistes die Taube. Durchmesser 4,2 cm. Die Verwendung der Gotischen Minuskel belegt, dass das Siegel erheblich älter ist. Die Umschrift lautet: + S[IGILLVM] . HOSPITALIS . IN . HEYDELBERCH .



rung. Sollte er im Falle einer schweren Krankheit die Insassen, hier Armen genannt, nicht mehr versorgen können oder er selbst abgesetzt werden, so sollten er und seine Frau nach Einsetzung eines Nachfolgers das Recht haben, lebenslänglich das Steinhaus gegenüber der Spitalküche mit Stube und den beiden Kammern nutzen zu dürfen. Ebenso war ihnen freie Verpflegung, d.h. kostenloses Essen und Trinken in gleicher Weise wie dem neuen Spitalmeister zugesichert (Nr. 10).

1408 ist im Chor der Spitalkapelle ein zweiter Altar, Unserer-Lieben-Frau geweiht und von einem zweiten Kaplan betreut, nachweisbar. Neu gestiftete Geldzinsen sollten unter anderem für den Ankauf von Kerzenwachs verwendet werden (Nr. 11). 1422 wurde ein zusätzlicher, St. Jakob geweihter, dritter Altar in der Spitalkirche eingerichtet, der von der Zisterzienserkapelle im Osten der Stadt hierher transferiert wurde. Die kirchlichen Dienste verrichtete hier Magister Nikolaus Textor, der zwei Jahre später zum Rektor der Universität gewählt wurde (Nr. 13).<sup>28</sup> Er konnte sich durch einen Vikar vertreten lassen. Hinsichtlich der Bezeichnung dieser Versorgungseinrichtung ist festzustellen, dass in den Urkunden die Anlage entweder „hospitale“ oder einfach Spital genannt wird. Nur ein einziges Mal, in einer Urkunde von 1414, ist von Marienhospital die Rede, als der Kaplan Heinrich Sellator (Sattler) wegen ausbleibender Zinszahlungen klagte (Nr. 12).<sup>29</sup> Da einer der Altäre in der Spitalkapelle Unserer-Lieben-Frau geweiht wurde und Maria auch auf dem Spitalsiegel personifiziert ist, scheint die Bezeichnung dieser wohlthätigen Einrichtung als Marienhospital gerechtfertigt. Demgemäß wäre auf der metallenen, ins Pflaster des Kornmarktes eingelassenen Gedenktafel statt „Heilig-Geist-Spital“ korrekterweise „Marienhospital“ einzutragen.

## II. Regesten

### Nr. 1

**1267 Februar 4**

Wormser Richter bestätigen eine Schenkung verschiedener Weinberge, Äcker, Häuser und Zinsen auf Handschuhsheimer, Bergheimer und Heidelberger Gemarkung durch den Heidelberger Bürger Arnold und seine Ehefrau Mergardis an Abt und Konvent des Klosters Schönau bzw. an dessen Hof in Heidelberg. Diese Güter und Einkünfte sollen nach dem Tode Arnolds Eigengüter des Klosters werden, das einen Jahrtag zugunsten Arnolds ausrichten soll. Wird dieser Jahrtag durch den Abt oder dessen Beauftragten vernachlässigt, fallen hierfür vorgesehene Einkünfte an das Spital zu Heidelberg („hospitali in Heidelberg“).

Siegelankündigung: Wormser Hofgericht, „sigillum curie Wormatiensis“.

Datierung: „Anno domini MCCLXVII in crastino beati Blasii“.

Druck: Valentin Ferd. de Gudenus, Sylloge I variorum diplomatariorum monvmentorvmqve vetervm ineditorvm adhvc res Germanicas, Frankfurt 1728, Nr. 134, S. 249–252.

### Nr. 2

**1290**

Konrad Schenk von Erbach schenkt um seines Seelenheils willen und zum Nutzen jener, denen er geschadet hat, nämlich dem Abt und dem Konvent des Klosters Schönau, Geld- und Naturalzinsen in verschiedenen Orten und stiftet 4 Pfund Heller für seinen Jahrtag, verwaltet vom Prior des Klosters. Diesem stehen 1 Pfund Heller für Speise und Trank zu. Was von diesen Einkünften vernachlässigt oder nicht eingezogen wird, ist jährlich dem Spital in Heidelberg („illud hospitali in Heidelberg assignabitur anno illo“) zuzuweisen.

Siegelankündigung: Aussteller, der Speyerer Kanoniker Engelhard, Ritter Eberhard, seine Söhne sowie sein Neffe Gerhard.

Datierung: „Datum anno domini MCCXC“.

Druck: Valentin Ferd. de Gudenus, Sylloge I variorum diplomatariorum monvmentorvmqve vetervm ineditorvm adhvc res Germanicas, Frankfurt 1728, Nr. 163, S. 294f.

### Nr. 3

**1327 März 12**

Äbtissin Sophie und der Konvent des Zisterzienserinnenklosters zu Lobenfeld verkaufen Abt Engelbert und dem Konvent des Zisterzienserklosters Schönau um 20 Pfund Heller eine jährliche Gült von 2 Pfund Heller, die ihnen nach dem Tod der Boppin von Steinach von deren Hof in Wieblingen zufallen soll. Sie verpflichten sich, dafür jährlich für Herrn Boppen zum Vorabend St. Bartholomäus (23. August) und für seine Ehefrau an ihrem Todestag jeweils eine Seelenmesse abzuhalten. Geschieht dies nicht, fallen „zu einer pene“ die hierfür vorgesehenen 2 Pfund Heller an die Siechen und den Priester im Spital zu Heidelberg. Verlangen die Mönche von Schönau den Kaufpreis von 20 Pfund Heller zurück und kann dieser nicht bezahlt

werden, so sind aus den Gütern des Klosters Lobenfeld jährlich 2 Pfund Heller zu den beiden Jahrzeiten so lange zu reichen, bis die 20 Pfund Heller zurückbezahlt sind.

Siegelankündigung: Konvent des Klosters Lobenfeld.

Datierung: „Do man zalte von godes geburte driuzehen hundert jar vnd dar nach in dem syben vnd zweinzigstem jare an sant Gregorien dage“.

GLA Karlsruhe, 43 Nr. 5593.

Druck: Franz Joseph Mone: Das Neckarthal von Heidelberg bis Wimpfen, vom 13.–17. Jahrhundert, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 11, Karlsruhe 1860, S. 39–82, 138–177; Nr. 3, S. 57f.

## **Nr. 4**

### **1364 Mai 26, Heidelberg**

Katharina Hermann, Heidelberger Bürgerin, übergibt ihr Testament dem Pfalzgrafen, der ihr zusagt, nach Eröffnung ihre Seelwärter zu unterstützen und ihre Güter in seinen Schutz zu nehmen. Sie regelt die Aufteilung ihres Eigentums, darunter befinden sich verschiedene Weinberge, Wiesen und Gärten, so auch „an der necker helden by dem spiedal aller neste, die die mure scheidet“, Teile am Zehnten in Plankstadt und Zinseinnahmen von verschiedenen Häusern. An die Franziskaner und Augustiner geht 1 Morgen Weingarten „an dem cygelyete by dem spiedal“. 2 Pfund Heller stiftet sie, damit jährlich eine Person zugunsten ihrer und ihrer Vorfahren Seelenheil nach Aachen zu Unserer-Lieben-Frau wallfahrtet. Der Priester Peter Sygelmann, der Sohn ihrer Schwester, erhält 9 Morgen Wiesen in Nußloch, die nach seinem Tod zugunsten eines Seelgerätes für Katharina Hermann und ihre Vorfahren umgewandelt werden sollen.

Siegelankündigung: Pfalzgraf Ruprecht der Ältere.

Datierung: „Datum Heidelberg quarta feria proxima post festum beati Johannis baptiste anno domini MCCCCLX quarto.“

GLA Karlsruhe, 67/806, fol. 60r/v.

Regest: Adolf Koch, Jakob Wille (Bearb.): Regesten der Pfalzgrafen am Rhein 1214–1400, Innsbruck 1894, Nr. 3497, S. 208.

## **Nr. 5**

### **1368 November 4**

Ruprecht I. befreit verschiedene Güter des Spitals „vnser stat Heidelberg“, das durch mancherlei Belastungen in Not geraten ist, zu dessen Besserung und der seiner Insassen („armen lute“) von allen Steuern und Lasten. Diese umfassen an Flächen, die zum Spitalshof in Eppelheim gehören, auf Eppelheimer Gemarkung 80 Morgen, auf Bergheimer Gemarkung 27 Morgen, 12 Morgen Wiesen in der Nußlocher Gemarkung, sowie alle Güter des Spitalhofs zu Wieblingen. Ausgenommen sind 2½ Malter Korngült, welche die Eigenleute zu Eppelheim, und 1½ Malter, welche die Eigenleute zu Wieblingen jährlich zu entrichten haben.

Siegelankündigung: Aussteller.

Datierung: „Datum Heydelberg sabbatho proximo post festum Omnium Sanctorum 1368.“

## Nr. 6

### 1369 Juli 12, Heidelberg

Die beiden Heidelberger Bürgermeister Ingram, Schwiegersohn der Gerhartin, und Heinz Sarworter, sowie der gesamte Rat der Stadt Heidelberg, bekunden, dass die Heidelberger Bürgerin Jutta Senderin zur Ehre Gottes, Marias und St. Johannes des Täufers für Klaus Wygant, ihren Vater, ihre Mutter und alle ihre Vorfahren und Nachkommen eine ewige Messe gestiftet hat am Altar des Hl. Johannes im Spital der Stadt Heidelberg. Die Messe soll ein Kaplan mindestens 3 Mal in der Woche am Altar St. Johannes sprechen, singen oder lesen. Als zuständigen Priester hat sie Heinrich Diemar, Sohn des Heinz Diemar, der zur Zeit noch Schüler ist, vorgesehen. Künftig soll der Rat der Stadt Heidelberg Amt und Pfründe vergeben. Sie hat hierzu vielfältige Einkünfte eingerichtet und bestätigt deren Ausstattung, darunter der hälftige Anteil am neuen Haus, das hinter Johann Herolts Haus liegt, und 40 Heller dem Spital, 16 Heller dem Kapitel und 2 Heller dem Herzog zinst, sowie zahlreiche Weinberge, einen Garten, verschiedene Wiesen und Äcker mit Korngülten und Geldzinsen. Diese alle sollen dem jeweiligen Kaplan, der am Altar St. Johannes die Messe liest, zur Nutznießung zur Verfügung stehen. Die genannten Güter dürfen auf keine andere Weise verwendet werden. Bürgermeister und Rat der Stadt Heidelberg bestätigen diese Vereinbarungen mit dem großen Siegel der Stadt Heidelberg.

Siegelankündigung: Aussteller, „mit der stedte ingesygel zu Heidelberg dem großen“.

Datierung: „Der da geben wart nach Cristi geburthe druczehenhundert jare vnd dar nach in dem nun vnd sehszigistem iare an sant Margreten abent“.

GLA Karlsruhe, 43 Nr. 3142.

Druck: Mone: Neckarthal (wie Reg. Nr. 3), Nr. 6, S. 44–46. Siehe auch Hermann Wirth: Jutte Senderin stiftet eine Messe in das Spital zu Heidelberg, in: Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg, Bd. 3, 1870, S. 48–54.

Das große Heidelberger Stadtsiegel an einer Urkunde vom 12. Juli 1369. Siehe Regest Nr. 6. Das anhängende Siegel ist restauriert, gut erhalten und mit grünen Seidenschnüren an der Pergamenturkunde befestigt. Das Siegelbild zeigt den aufgerichteten, nach rechts gewandten Pfälzer Löwen mit dem Rautenschild, den Kopf mit einem Topfhelm bedeckt, als Helmzier 2 Büffelhörner, die jeweils mit 4 Lindenzweigen besteckt sind. Durchmesser 6,7 cm. Die Umschrift lautet: + . SIGILLVM . CIV[IT]ATIS . IN . HAIDELBERCG .



## **Nr. 7**

### **1382 Januar 27, Heidelberg**

Elisabeth, Gräfin von Namur, Gemahlin des Pfalzgrafen Ruprecht I., bekundet als letztwillige Verfügung, dass sie zu ihrem Haupterben ihren Gemahl Ruprecht den Älteren einsetzt und sie im Chor der Franziskanerkirche zu Heidelberg vor dem Frohnaltar bestattet werden soll. Sie beschenkt die Franziskaner mit 80 fl., die Augustiner mit 100 fl., den Pfarrer zu Heidelberg und seine Gesellen mit 40 fl., das Spital mit 40 fl. Sie gibt für die Pfründe zu St. Jakob 50 fl., für die drei Kapläne auf der Burg 50 fl. Weiter erhalten die beiden Heidelberger Bürgermeister 2 Malter ewiger Korngült dafür, dass sie das Korngeld einsammeln und die Spende ausrichten, sowie 2 fl. aus einer ewigen Gült, um Wachs zu kaufen und 4 Kerzen anfertigen zu lassen, die auf ihrem Grab bei der Messe zur Jahrzeit und an den 4 Fronfasten brennen sollen. Weiter werden bedacht verschiedene Stifte zu Neustadt, Liebenau, Neuburg, Heiligenberg, Mosbach, Billigheim, die Bruderschaft zu Neustadt mit 20 fl. und die Bruderschaft des Hofgesindes zu Heidelberg mit 12 fl. Mit den Geldern sollen Gülten gekauft werden, um ihre Jahrzeit zu begehen. Zu Exekutoren ihres Testaments ernennt sie Bischof Nikolaus von Speyer, Graf Heinrich von Sponheim und ihren Landschreiber.

Siegelankündigung: Ausstellerin, Pfalzgraf Ruprecht I.

Datierung: „Geben off den mondag nehsten vor Vnser Frauwen dag Kertzwihe 1382“.

Zeugen: Pfalzgraf Ruprecht I.

Geheimes Hausarchiv München, Hausurkunden 2499.

Regest: Friedrich von Weech: Pfälzische Regesten und Urkunden, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 22, Karlsruhe 1869, S. 185–187; Koch/Wille: Regesten (wie Reg. Nr. 4), Nr. 4431, S. 265f. Ulrich Wagner: Regesten der Bruderschaft des Heidelberger Hofgesindes 1380–1410 (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg, Heft 10), Heidelberg 2017, Nr. 3, S. 30.

## **Nr. 8**

### **1384 März 14**

Pfalzgraf Ruprecht I. schenkt dem Spital zu Heidelberg Wiesen in der Nußlocher Gemarkung, 2 Morgen Wiesen in der Sandhäuser Gemarkung, 16 Morgen Äcker in der Eppelheimer Gemarkung sowie 58 Morgen in der Wieblingener Gemarkung zugunsten der „sichen luten, die in demselben spital generet werden“. Er befreit diese Güter von allen Atzungen\*, Schatzungen, Steuern und sonstigen Diensten und fordert seine Amtsleute, Untertanen und Eigenleute zu Nußloch, Sandhausen, Eppelheim und Wieblingen auf, diese Freiheiten des Spitals nicht zu behindern.

\* Speise- und Futterabgaben.

Siegelankündigung: Aussteller.

Datierung: „Datum Heidelberg feria secunda post diem beati Gregorii pape anno domini MCCCLXXX quarto“.

GLA Karlsruhe, 67 Nr. 807, fol. 56r.

Regest: Koch/Wille: Regesten (wie Reg. Nr. 4), Nr. 4531, S. 272.

## **Nr. 9**

### **1385 Juni 19, Ladenburg**

Bischof Eckhard von Worms bestätigt die Stiftung einer Messe im Spital zu Heidelberg („in hospitali opidi Heidelberg“) durch die „honesta matrone“ Jutta Senderin, die in Heidelberg wohnt. Der Priester hat sich dort persönlich aufzuhalten. Bischof Eckhard investiert „discretum virum Conradum dictum Sander“ aus der Wormser Diözese. Es folgt als Insert der Text der Urkunde Nr. 6 vom 12. Juli 1369.

Siegelankündigung: Aussteller.

Datierung: „Datum in opido nostro Ladenburg nostre diocesis anno domini millesimo trecentesimo LXXX quinto die XIX mensis Junii“.

Druck der Urkunde: Mone: Neckarthal (wie Reg. Nr. 3), S. 39–82, 138–177; Nr. 9, S. 43–48. Laut Mone, S. 47, liegt das Original in der Sammlung des Ch. Barth in Heidelberg.

## **Nr. 10**

### **1399 September 29**

Ludolf von Feudenheim und seine Ehefrau Cristan reversieren gegenüber Pfalzgraf Ruprecht wegen der Bestellung Ludolfs zum Spitalmeister in Heidelberg am St. Michels Tag des Erzengels (29. September). Pfalzgraf Ruprecht setzt ihn zusammen mit seiner Frau zum Spitalmeister ein, beiden soll ihr Lebensunterhalt gesichert sein, ihre Einkünfte sollen jährlich 8 Fuder Wein und 20 Pfund Heller Heidelberger Währung betragen. Falls Ludolf bei schwerer Krankheit die Armen im Spital nicht mehr versorgen kann oder im Falle seiner Absetzung sollen er und seine Frau nach Einsetzung eines Nachfolgers das Steinhaus mit Stube und beiden Kammern gegenüber der Spitalküche lebenslänglich nutzen dürfen. Sie erhalten freies Essen und Trinken in gleicher Weise wie der neue Spitalmeister. Beim Tode beider sollen ihre Erben ihr Haus und ihren Hof, gelegen am Burgweg bei Heinz Noszloch, dem Schneider, und bei Hennel, der Witwe des Schuhmachers, erhalten, ebenso ihren Garten unter der Burg, ihren Garten in der Sandgasse, vier Beete mit allem Zubehör, und Weingärten. Bekräftigt mit dem Siegel Herzog Ruprechts und zusätzlich besiegelt durch Meister Nikolaus Burgmann, Pastor der Pfarrkirche zu Heidelberg,<sup>30</sup> Hennel Weißkreiß von Lindenfels sowie Heinrich Diemars Sohn Wynrich, Bürgermeister zu Heidelberg und Pfleger des Spitals.

Siegelankündigung: Da sie über keine Siegel verfügen, haben sie Edelknecht Junker Albrecht von Berwangen, Hofmeister, und Junker Hennel von Angelloch, Schultheiß zu Heidelberg, um Besiegelung gebeten, was diese bestätigen. Beide anhängenden Siegel sind gut erhalten.

Datierung: „Der geben ist an sand Michels tag des erczengels nach Cristi geburt druczen hundert jare vnd in dem nun vnd nunczigistem jare“.

GLA Karlsruhe, 43 Nr. 2419.

## **Nr. 11**

### **1408 September 1**

Friedrich Ledenter,<sup>31</sup> Kustos des Neumünsterstiftes zu Würzburg, stiftet aus Gunst und Liebe zum Spital in Heidelberg und dessen beiden Altären sowie um seines ewi-

gen Seelenheils willen eine Jahrzeit und ein Seelgerät im Spital zu Heidelberg am Altar Unserer-Lieben-Frau im Chor der Spitalkapelle und am Altar St. Johannes außerhalb des Chores. An beiden Altären sollen die jeweils zuständigen Kapläne am Tag nach St. Johannes „ante portam latinam“ (7. Mai) entweder gemeinsam oder jeder für sich zu seinem Seelengedenken Vigil und danach die Messe lesen. Hierfür setzt er ein 2 Gulden als ewige Gült, die auf Haus, Hof und Anwesen der Witwe des verstorbenen Alberlin Kercher lasten. Die Hofstatt liegt gegenüber dem Chor der Hl.-Geist-Kirche, auf der einen Seite das Haus des Hans Schuhmacher, auf der anderen Seite das Haus des Hans Sander.

Inseriert ist eine Urkunde von Alberlin Kercher, Heidelberger Bürger, und seiner Ehefrau Ketterlin vom 14. Februar 1403, in der sie diesen Zins um 38 Gulden verkauft haben und den Erhalt der Kaufsumme bestätigen. Das belastete Haus zinst dem Pfalzgrafen 46 Heller zu St. Jakob (25. Juli), 5 Schillinge Heller zum Bürgeraltar. Der Ewigzins ist auf St. Martin (11. November) oder in den folgenden 6 Wochen dem Treuhänder Friedrich oder dessen Stellvertreter zu übergeben, an die bei Nichtleistung dieses Pfand ohne Klagemöglichkeit vor Schultheiß und Schöffen fällt. Die beiden Heidelberger Bürgermeister Arnold Rype<sup>32</sup> und Johannes Zentgraf („Zentgreue“) bestätigen diese Vereinbarung und bekräftigen die Urkunde mit dem kleinen Heidelberger Stadtsiegel (1403 am Tag des hl. Bischofs Valentin).

Diese inserierte Urkunde hat Treuhänder Friedrich dem Spitalmeister Ludolf übergeben, damit dieser jährlich die beiden Gulden einfordert, um die Jahrzeit angemessen begeben zu können. Aus diesen 2 Gulden soll der Spitalmeister den beiden Kaplänen jährlich 1 Pfund alter Heller Heidelberger Währung überreichen, das übrige Geld soll er zur Jahrzeit gleichmäßig auf die Spitalinsassen („den armen luten in dem spital“) verteilen. Weiter hat Friedrich Ledenter Herrn Konrad Sander 6 Gulden überreicht, die ihm Ketterlin Kercher noch als versäumte Zinszahlung schuldig war. Sander soll hiermit unbefristete Zinseinkünfte erwerben, mit denen jährlich Kerzenwachs für den Altar St. Johannes gekauft werden kann. Die Heidelberger Bürgermeister Ripolt Siegelmann („Rypolt Sigelman“) und Klaus („Claus“) von Halle bestätigen diese letzten Vereinbarungen mit dem Heidelberger Stadtsiegel.

Siegelankündigung: Stadtsiegel von Heidelberg. Siegel anhängend, nur Kernbereich mit Teil der Umschrift links unten erhalten.

Datierung: „Datum anno domini millesimo quadringentesimo octauo in die sancti Egidii confessoris“.

GLA Karlsruhe, 43 Nr. 3112.

## **Nr. 12** **1414 August 16**

Nikolaus von Battenberg, decretum doctor, Richter und Konservator der Universität Heidelberg, droht auf Klage des Heinrich Sellator, Kaplan des Marienhospitals in Heidelberg, den Erben des Nikolaus Groß von Spechbach und des Müllers in Effenbach oder Wagenfurth wegen versäumter Bezahlung einer Ewiggült an Kaplan Sellator im Spital bzw. an dessen Pfründe mit der Exkommunikation.

Siegelankündigung: Aussteller.

Datierung: „Datum anno domini 1414 in crastino Assumpcionis beate Marie virginis“.  
Regest: Friedrich von Weech: Pfälzische Regesten und Urkunden, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 25, Karlsruhe 1872, Nr. 222, S. 287.

### **Nr. 13**

#### **1422 Juli 3, Ladenburg**

Bischof Johann von Worms überträgt auf Wunsch des Pfalzgrafen Ludwig III. die unbefristete Pfründe der Kapelle St. Jakob, außerhalb der Stadtmauern nach Osten zu gelegen, mit Zustimmung des Inhabers Magister Nikolaus Textor<sup>33</sup> auf den neu errichteten und geweihten Altar St. Jakob in der Kapelle des Spitals der Stadt Heidelberg („dictum beneficium ad altare in hospitali supra dicto noviter constructum“), spricht Magister Nikolaus von allen dortigen Verpflichtungen frei und beauftragt diesen und dessen Nachfolger alle Dienste nunmehr am Altar St. Jakob im städtischen Spital („dicto altari sancti Jacobi hospitalis Heidelbergensis“) zu verrichten.

Siegelankündigung: Aussteller.

Datierung: „Datum in opido nostro Ladenburg anno domini millesimo quadringentesimo vigesimo[!] secundo die tertia Julii“.

Druck: Markus A. Maesel (Hg.): Chronik des Barfüsser Karmelitenkloster[s] zu Heidelberg. Ein Beytrag zur Pfälzischen Kirchengeschichte, Ubstadt-Weiher 1998, S. 52.

### **Nr. 14**

#### **1430 März 19**

Konrad von der Kappel, Haushofmeister zu Heidelberg, Johannes zum Ochsen und Fritz Goldschmitt, Vormünder und Pfleger des Spitals zu Heidelberg, sowie Jost von Neckarau („Nekerawe“), Spitalmeister, übertragen zu Erblehen dem Knecht Konrad Moll, seiner Ehefrau Katharina und Heinz Kraft sowie seiner Ehefrau Drudel von St. Gilgen 1 Morgen Weingarten in Leimener Gemarkung, den das Spital von Engelien Nolt, der Blinden, geerbt hat. Die Beständer sollen davon jährlich an Leimener Gewächs 4 Eimer Wein Heidelberger Maß an das Spital zu Heidelberg liefern. 12 Pfennige Zins sind zudem dem Pfarrer und dem Frühmesser zu Leimen und ½ Pfund Wachs und 3 Pfennige an die dortigen Elenden Herzen zu geben. Zinstermin ist Herbst oder St. Martin (11. November). Bei Nichtzahlung kann der Spitalmeister die Weinberge als Pfand einziehen ohne Klagemöglichkeit und Urteil von Schultheiß, Gericht und Schöffen und über sie frei verfügen wie über andere Eigen-güter des Spitals. Diese Vereinbarung bezeugen Schultheiß Hans Gyselmann und das Gericht zu Leimen. Da das Siegel des Pfarrers von Leimen nicht zur Verfügung steht, wurde Pfarrer Jakob von Sandhausen um Besiegelung gebeten, was dieser bestätigt und ausführt.

Siegelankündigung: Pfarrer Jakob von Sandhausen. Anhängendes Siegel fehlt.

Datierung: „Datum anno domini millesimo quadringentesimo tricesimo Dominica qua cantatur in ecclesia dei oculi mei semper ad dominum“.

GLA Karlsruhe, 43 Nr. 2640.

**Nr. 15**  
**1445 Februar 10**

Nikolaus Weingarten, Heidelberger Bürger, und seine Ehefrau Katharina bekunden öffentlich, dass sie von Diether vom Stein und Hans Sarwort, Verweser des Spitals zu Heidelberg, und Johannes Grünau („Grunau“), Spitalmeister, ein Haus mit Garten und allem Zubehör im Kaltental, auf der einen Seite gelegen an Sperling, auf der anderen Seite an Enneln Eyer mann, erblich gepachtet haben. Sie bestätigen, Haus und Garten zu nutzen, zu zinsen und in gutem Bau zu halten, wie es sich für ein Erblehen gebührt. Einem jeden Spitalmeister sollen sie jährlich und unbefristet nach Erbzinsrecht auf St. Martin (11. November) oder in den folgenden 14 Tagen 1 Pfund Heller guter Heidelberger Währung überreichen, als Bodenzins dem Herzog 2 Schillinge Heller geben und einem Kaplan im Spital 3 Schillinge und 2 Heller. Als unbefristetes Pfand hinterlegen sie im Spital 30 Pfund Heller guten Geldes, womit ein Acker, das frühere Pfand für das Haus, ausgelöst ist. Bei Säumigkeit in der Zinszahlung an den Spitalmeister oder ungenügender Pflege des Anwesens hat der Spitalmeister das Recht, Haus und Garten einzuklagen. Auf Bitte beider Parteien bestätigen die Heidelberger Bürgermeister Jost Neckerau („Neckerauw“) und Peter Wygel diese Vereinbarung und bekräftigen die Urkunde mit dem Stadtsiegel.

Siegelankündigung: Stadtsiegel, „der selben statt ingesigel“. Das kleine, gut erhaltene Siegel anhängend.

Datierung: „Geben off mittwoch uor Inuocauit anno domini millesimo quadingentesimo quadragesimo quinto“.

Zeugen: Heidelberger Bürgermeister Jost Neckerau und Peter Wygel.  
GLA Karlsruhe, 43 Nr. 2428.

**Nr. 16**  
**1463 November 14**

Hans Kremer und seine Ehefrau Katharina, „Vor dem Berg“ zu Heidelberg gesessen, verkaufen an Junker Ruprecht von Erligheim, Haushofmeister, Diether vom Stein und Hans Sarwort („Sarwartten“), Stadträte zu Heidelberg und Verweser des Spitals, 10 Schilling Heller jährlicher Gült auf ihrem Garten in Heidelberger Gemarkung. Der Ewigzins ist auf St. Martin (11. November) oder innerhalb von 14 Tagen danach an den Spitalmeister Hans Becker und dessen Nachfolger zu entrichten. Bei Säumigkeit über sechs Wochen hinaus fällt der Garten mit allem Zubehör an das Spital nach Recht und Gewohnheit der Stadt Heidelberg. Weiter sagen sie zu, dass sie ohne Kosten für das Spital den Garten „in guttem redlichem buwe halten“. Die Heidelberger Bürgermeister Martin Bock und Bechtolt Becherer bezeugen diese Vereinbarung und bestätigen sie mit dem Heidelberger Stadtsiegel.

Siegelankündigung: Stadtsiegel von Heidelberg. Anhängendes Siegel fehlt.

Zeugen: Heidelberger Bürgermeister Martin Bock und Bechtolt Becherer.

Datierung: „Geben uff montag nach sant Martins tag des heiligen bischoffs da man zalte von Cristi vnsers heren geburt tusent vierhundert sechtzig und dru jare“.

GLA Karlsruhe, 43 Nr. 2648.

**Nr. 17****1478 Januar 12**

Dieter Ramung, Propst zu Wimpfen im Tal, bekennt, dass er, nachdem er von Hans von Helmstatts Erben einen Hof zu Rohrbach, genannt der Landschädin Hof, neben Rucker von Mentzingens Hof gelegen, gekauft hat, von welchem dem Spital zu Heidelberg jährlich 2 Malter Korn Ewigzins zu entrichten sind, diese 2 Malter den Verwesern des Spitals, Eberhard von Gemmingen, Haushofmeister, sowie Hans Sarwort und Hans Lauer („Luwern“), Ratsherren zu Heidelberg, abgekauft und ihnen dafür Häuser und Zinsen in Heidelberg im Viertel „Vor dem Berg“ und auf Kirchheimer Markung verschrieben hat. Darunter befinden sich 15 Schillinge Heller von einem Haus in der kleinen Mantelgasse neben dem Haus des ehemaligen Stadtschreibers zu Heidelberg, Hans Klein („cleynhensen“), 9 Schillinge Heller von einem Haus neben der Witwe des Klaus Marsteller, 15 Schillinge Heller von einem Haus gelegen „Vor dem Berg“, 3 Schillinge und 3 Kapaune von einem Garten in der Kirchheimer Gemarkung, dann 2 Malter Korn Ewigzins, die an den Spitalmeister zu dessen freier Verfügung wie bei den sonstigen Spitalgütern und ohne Einspruchsmöglichkeit der Erben zu liefern sind. Die Übertragung wurde vollzogen mit Mund, Hand, Halm und rechter Währschaft vor den Heidelberger Bürgermeistern, dem Gericht „Vor dem Berg“ sowie dem Gericht von Rohrbach nach Recht und Gewohnheit der Stadt Heidelberg.

Siegelankündigung: Diether Ramung und Matthias, Bischof von Speyer, beide mit dem kleinen Siegel. Beide Siegel anhängend, jeweils am Rand beschädigt. Bischof Matthias siegelt mit, „nach dem wir auch etwas gerechtigkeit an dem gemelten hofe haben“.

Datierung: „Der geben ist vff montag nach der heyligen Dryer Konige tag, da man zalt von Cristi vnsers hern geburte tusent vier hundert siebentzig vnd acht jare“.

GLA Karlsruhe, 43 Nr. 2651.

**Nr. 18****1484 August 4**

Hans von Venningen zu Zuzenhausen, Haushofmeister und Spitalmeister, sowie die Stadträte und Pfleger des Spitals Hans Lauer und Jakob Heuschreck („Hewschreck“) bekunden, dass das Haus des Konrad Hasen mit Zubehör, in der Lauergasse gelegen, das an Dromers Tochter gelangt ist und jährlich dem Spital 1 Pfund und 2½ Schillinge Heller als Bodenzins gibt, von Bischof Johann von Worms gekauft worden ist. Dieser wünscht nun, diesen Bodenzins abzulösen, was Spitalmeister und Pfleger gegen eine Kaufsumme von 28 Pfund und 18 Hellern genehmigen. Sie bestätigen den Abschluss des Rechtsgeschäftes und bekräftigen die urkundliche Vereinbarung mit dem Siegel des Spitals.

Siegelankündigung: Siegel des Spitals. Rundes Siegel mit grünem Wachs, anhängend, gut erhalten.

Datierung: „Der geben ist vff mittwochen nach sent Petrers tagk Advincula anno domini millesimo quadringentesimo octuagesimo quarto“.

GLA Karlsruhe, 43 Nr. 3169.

**Nr. 19**  
**1486 Juli 26**

Hans von Venningen, Haushofmeister, Stadtrat Jörg Taschenmacher, Verweser, und Nikolaus Spannagel, Spital [...] bekunden, dass der verstorbene Kurfürst Friedrich I. für 252 fl. rh. etliche Güter in Wieblinger Gemarkung gekauft und in die Hände des Spitals überstellt hat u.a. mit der Bestimmung, dass jährlich den armen Leuten im Spital 2 fl., den Armen zu Aue („Awe“) 1 fl. zur Pitanz\* gegeben werden sollen. Weiter soll dafür gesorgt werden, dass das ewige Licht („ampel“) in der Kapelle der Barfüsser Tag und Nacht brenne und der Altar dort mit wächsernen Kerzen nach Bedarf ausgestattet und beleuchtet werde. Damit das Spital hierdurch nicht langfristige belastet wird, haben die Pfleger es zustande gebracht, dass die Testamentsvollstrecker zu den übertragenen Gütern noch mittels 50 zusätzlicher Gulden weitere Wiesen in Seckenheimer Gemarkung gekauft und hinzu gestiftet haben.

\* Reichliche Kost an Speisen und Getränken.

Siegelankündigung: Anhängendes Siegel des Spitals. Fehlt.

Datierung: „Geben vff mitwochen nach sant Jacob des heiligen appostels tag als man zalte nach der geburt [Cristi] vnsers lieben herren tusent vierhundert achtzig vnnd sechs jare“.  
GLA Karlsruhe, 43 Nr. 3113.

Anm.: Urkunde mit Brandschäden am rechten Rand, infolge Hitze stark geschrumpft. Daher fehlen auch Pressel und Siegel.

**Nr. 20**  
**1492 Oktober 23**

Hans von Simmershofen, Haushofmeister, Jörg Taschenmacher und Peter Zahn, Heidelberger Ratsherren, sowie Peter Molppe, Bürger zu Heidelberg, gestatten in ihrer Eigenschaft als Pfleger und Spitalmeister des Spitals dem Wormser Bischof Johann von Dalberg, in der Neustadt zu Heidelberg hinter dem Garten des Spitals einen Gang von seinem Hof aus bauen zu lassen, der indes bereits errichtet wurde. Es wird ausbedungen, dass der Wormser Bischof dem Spital eine besiegelte Verschreibung übergibt, die festhält, dass das Spital nicht verpflichtet ist, einen solchen Anbau zu genehmigen, dieser Gang nur auf Lebenszeit des Bischofs aufgerichtet bleibt und danach wieder niedergelegt wird. Zur urkundlichen Bekräftigung dieser Vereinbarung siegeln die oben genannten Pfleger, Verweser und Spitalmeister mit dem Siegel des Spitals.

Siegelankündigung: Siegel des Spitals. Rundsiegel mit dunkelbraunem Wachs, anhängend.

Datierung: „Geben vff dinstag nach sant Lucas des heiligen ewangelisten tage als man zalte nach der geburte Cristi vnnsers liebenn herren tusent vierhundert vnnd inn dem zwey vnnd newnntzigistenn jarenn“.

GLA Karlsruhe, 43 Nr. 2689.

**Nr. 21**  
**1506 August 13**

Heinrich Brumger, pfalzgräflicher Sekretär, und seine Ehefrau Elisabeth verkaufen an Elchin, die Witwe des Dr. Jost Martini, ehemals Physicus des Kurfürsten und der

Universität, ihr Haus mit Hofstatt zu Heidelberg gegenüber dem Spitalbrunnen gelegen. Dieses stößt oben an das Anwesen der Grafen von Hohenlohe, unten an das Rathausgässlein, hinten an das hintere Haus der Herberge „Zum Hirsch“<sup>34</sup> und das Haus der Bruderschaft Unserer-Lieben-Frau<sup>35</sup>. Sie übertragen das Gebäude um 600 rh. fl., gut von Gold und schwer genug an Gewicht, und bestätigen den Empfang der Kaufsumme. Das Haus zinst 7 Pfennige dem Pfalzgrafen „vff die stegenn“ und 4½ Pfund Heller dem Spital zu Heidelberg, beides unkündbare Zinsen. Der Verkauf wurde vollzogen vor den Bürgermeistern zu Heidelberg Konrad von Babenberg und Peter Endris nach der Stadt Recht und Gewohnheit, diese bekräftigen die Urkunde mit dem städtischen Siegel.

Siegelankündigung: Heidelberger Bürgermeister Konrad von Babenberg und Peter Endris. Gut erhaltenes Sekretsiegel der Stadt Heidelberg mit grünem Wachs, anhängend, 3 Risse. Datierung: Geben „vff dorstag nach sant Laurentzen tag des heiligen als man zaltt nach Christi vnsers lieben herren gepurtt tusent funffhundert vnd sechs iare“. GLA Karlsruhe, 43 Nr. 2765.

## **Nr. 22**

### **1516 Februar 25**

Paulus Beck, Schneider, Bürger zu Bacharach, und seine Ehefrau Katharina verkaufen an Frau Beatrix Florin, Witwe des verstorbenen Hans Meyfisch, „erblich, ewiglich vnd vnwiderufflich“ Haus, Hofstatt und Zubehör gegenüber dem Spitalbrunnen zu Heidelberg, um 110 rh. fl. kurfürstlicher Währung und bestätigen den Erhalt der Kaufsumme. Das Anwesen stößt auf der einen Seite an das Haus der Käuferin, auf der anderen Seite an das des Nikolaus Hartmut. Auf dem Haus liegt noch ein jährlicher Zins von 4½ fl., der mit 90 fl. Hauptgeld abgelöst werden kann. Zur Bekräftigung des Verkaufs haben die Verkäufer den hochgelehrten und ehrbaren Meister Luxen Hugonis, Licentiat der Rechte,<sup>36</sup> und Hans Zane, Hutmacher, beide Heidelberger Bürger, gebeten, ihre Siegel an die Urkunde zu hängen, was Lukas [Hugonis] und Hans Zane ohne Schaden für sich und ihre Erben bestätigen.

Siegelankündigung: Luxen Hugonis, Hans Zane, Heidelberger Bürger. Beide gut erhaltene Siegel anhängend. Datierung: „Geben vff montag nach dem sondag Oculi, als man zalt nach Cristi vnsers hern geburt tusent funffhundert vnd sechtzehen jare“. Generallandesarchiv Karlsruhe, 43 Nr. 2770.

## **Personen- und Ortsregister**

Erfasst werden alle Personen und Orte aus dem laufenden Text und dem Editions- teil, ebenso die topographischen Angaben in den Orten und ihren Gemarkungen, wie Häuser, Straßen, Plätze und Flurnamen. Die Anmerkungen und Bildunterschriften sind nicht berücksichtigt, ebenso wenig sind Heidelberg selbst, das auf jeder Seite vorkommt, und die Heiligennamen aufgenommen. Die Spitalmeister finden sich aufgelistet unter Heidelberg, Spital.

## a) Personen

Arnold, Bürger	33, 38	Florin, Beatrix, Witwe des Meyfisch	48
Babenberg, Konrad v., Bürgermeister	48	Friedrich I., der Siegreiche, Kurfürst	35, 47
Battenberg, Nikolaus v., Richter	43	Friedrich II., Kurfürst	36
Becherer, Bechtolt, Bürgermeister	45	Friedrich, Treuhänder	43
Beck, Katharina, Frau d. Paulus	48	Gemmingen, Eberhard v., Hofmeister	46
Beck, Paulus, Bürger,		Gerhard, Neffe des Eberhard	38
Schneider	48	Gerhartin, Schwiegermutter	40
Becker, Hans, Spitalmeister	45	Goldschmitt, Fritz, Ratsherr	36, 44
Berwangen, Albrecht v., Hofmeister	42	Groß, Nikolaus	43
Bock, Martin, Bürgermeister	45	Grünau, Johannes, Spitalmeister	45
Boppen von Steinach	38	Gudenus, Valentin F. v., Historiker	36
Boppin, Frau des Boppen	38	Gyselmann, Hans, Schult- heiß v. Leimen	44
Brumger, Elisabeth, Frau des Heinrich	47	Halle, Klaus v., Bürger- meister	43
Brumger, Heinrich, Sekretär	47	Hartmut, Nikolaus	48
Burgmann, Nikolaus, Pastor	42	Hase(n), Konrad	46
Cistan, Frau des Ludolf	42	Helmstatt, Hans v.	46
Dalberg, Johann v., Bischof v. Worms	47	Hennel v. Angelloch, Schult- heiß	42
Diemar, Heinrich, Vater des Wynrich	42	Hennel, Schuhmacherswitwe	42
Diemar, Heinrich, Priester- schüler	40	Hermann, Katharina, Bürgerin	39
Diemar, Heinz, Vater des Heinrich	40	Herolt, Johann	40
Diemar, Wynrich, Bürger- meister	42	Heuschreck, Jakob, Pfleger	46
Dromer	46	Hohenlohe, Grafen v.	48
Eberhard, Ritter	38	Hugonis, Luxen (Lukas), Bürger	48
Eckard, Bischof v. Worms	42	Ingram, Bürgermeister	40
Elisabeth von Namur, Pfalz- gräfin	35, 41	Jakob, Pfarrer v. Sand- hausen	44
Endris, Peter, Bürgermeister	48	Johann, Bischof von Worms	44, 46
Engelbert, Abt zu Schönau	38	Johann v. Dalberg, Bischof von Worms	47
Engelhard, Speyerer		Julius III., Papst	36
Kanoniker	38	Kappel, Konrad v. der, Hof- meister	44
Erbach, Konrad Schenk von	33, 38	Kayser, Johann Peter, Historiker	36
Erligheim, Ruprecht v., Hofmeister	45	Kercher, Alberlin, Bürger	43
Eyermann, Ennel	45	Kercher, Ketterlin, Frau des Alberlin	43
Feudenheim, Cristan v., Frau des Ludolf	42	Klein, Hans, Stadtschreiber	46
Feudenheim, Ludolf v., Spitalmeister	35, 42	Kraft, Drudel, Frau des Heinz	44
		Kraft, Heinz	44
		Kremer, Hans	45

Kremer, Katharina, Frau des Hans	45
Lauer, Hans, Ratsherr, Pfleger	46
Landschadin (v. Steinach)	46
Ledenter, Friedrich, Kustos des Stifts Neumünster, Treuhänder	42, 43
Ludolf, Spitalmeister	43
Ludwig III., Pfalzgraf	44
Ludwig V., Kurfürst	35
Marsteller, Klaus	46
Martini, Elchin, Frau des Jost	47
Martini, Jost, Dr., Physicus	47
Matthias, Bischof von Speyer	46
Mentzingen, Rucker v.	46
Merian, Matthäus	34, 36
Meyfisch, Hans	48
Mergardis, Frau des Arnold	38
Moll, Katharina, Fraudes Konrad	44
Moll, Konrad, Knecht	44
Molpe, Peter, Bürger	47
Müller	43
Namur, Elisabeth v., Gräfin	35, 41
Neckerau, Jost v., Bürgermeister, Spitalmeister	36, 44, 45
Nikolaus, Bischof von Speyer	41
Nolt, Engelin, die Blinde	44
Noszloch, Heinz, Schneider	42
Ochsen, Johannes zum, Ratsherr	36, 44
Ramung, Dieter, Propst zu (Bad) Wimpfen	46
Ruprecht I., Kurfürst	33, 35, 39, 41
Ruprecht III., Kurfürst, König	35, 42
Rype, Arnold, Bürgermeister	43

Sander, Hans	43
Sander, Konrad, Priester	42, 43
Sarwort, Hans, Spitalverweser, Ratsherr	46
Sarworter, Heinz, Bürgermeister	40
Schumacher, Hans	43
Sellator, Heinrich, Kaplan	37, 43
Senderin, Jutta, Bürgerin	40, 41
Siegelmann, Ripolt, Bürgermeister	43
Simmershofen, Hans v., Hofmeister, Spitalmeister	35, 47
Sophie, Äbtissin zu Lobenfeld	38
Spannagel, Nikolaus	47
Sperling	45
Sponheim, Graf Heinrich v.	41
Stein, Diether vom, Spitalverweser	45
Sygelmann, Peter, Priester	39
Taschenmacher, Jörg, Ratsherr	47
Textor, Nikolaus, Magister	37, 44
Ullner, Fam. U. von Dieburg	33
Ulm, Spitalmeister	35
Veningen, Hans v., Spitalmeister	35, 46, 47
Weingarten, Katharina, Frau des Nikolaus	45
Weingarten, Nikolaus, Bürger	45
Weißkreiß, Hennel	42
Widder, Johann G.	33
Wygantz, Klaus	40
Wygel, Peter, Bürgermeister	45
Zahn, Peter, Ratsherr	47
Zane, Hans, Bürger, Hutmacher	48
Zentgraf, Johannes	43

## b) Orte, topographische Angaben

Aachen	39
Aue	47
Bergheim	35, 38, 39
- Gemarkung	38, 39
Billigheim, Stift	41
Dieburg	33
Eberbach	33
Epfenbach	43

Eppelheim	35, 39, 41
- Gemarkung	35, 39, 41
- Spitalshof	39
Handschuhsheim	38
- Gemarkung	38
Heidelberg	
- Altstadt	33
- Augustiner(kloster)	36, 39, 41

- Badestube	36
- Barfüßer, s.a. Franziskaner	47
- Bruderschaft	
„Unserer-Lieben-Frau“	41, 48
- Brunnen(anlage)	34, 35, 36, 48
- Bürgeraltar	43
- Burg	41
- Burgweg	33, 34, 36, 42
- „cygelryete“	39
- Deutscher Orden	35
- Dominikanerkloster	36
- Franziskaner(kirche)	39, 41, 47
-- Frohnaltar	41
- Friedhof	33, 35
- Gaisberg	34
- Garten	42, 45-47
- Gemarkung	38, 45
- Giebelbau	34, 36
- Halle	33
- Hauptstraße	33, 36
- Herberge	35, 48
- Hl. Geist Kirche	43
- Hospital(halle)	33, 36, 37
- Ingramstraße	33, 34
- Kaltental	45
- Kapelle(nbau)	33, 36, 37, 41, 43, 44
- Kirchhof s. Friedhof	
- Kornmarkt	33, 36, 37
- Krankenhaus	35
- Lauergaße	46
- Mantelgaße, Klein	46
- Marienhospital s.a. Spital	37, 43
- „necker helden“	39
- Neuer Markt	36
- Neustadt	47
- Oberbadgaße	33
- Pfarrkirche	42
- Pfründnerhaus	35
- Rathaus	33
- Rathausgäßlein	48
- Reiches Spital	36
- Residenz	33
- Sandgaße	42
- Schönauer Hof	38
- Spital	33-39, 41-48
-- Altar St. Jakob	37, 44
-- Altar St. Johannes	36, 40, 41, 43
-- Altar Unserer-Lieben-Frau	37, 43
-- Brunnen, Spitalbrunnen	34, 35, 48
-- Hauptaltar	36

-- Heilig-Geist-Spital	37
-- Kirche, Kapelle	36, 37, 41, 43
-- Küche	37, 42
- Spitalmeister	35-37
-- Hans Becker	45
-- Hans von Simmershofen	35
-- Hans von Venningen	35, 46
-- Johannes Grünau	45
-- Jost von Neckerau	36, 44
-- Ludolf von Feudenheim	35, 36, 42, 43
-- Ulm	35
- Stadtmauer, Mauer	39, 44
- Stadtschultheiß	35
- Steinhaus	37, 42
- St. Jakob, Kapelle	41, 43, 44
- „uff die stegenn“	48
- Unterfeld	35
- Vor dem Berg, Stadtviertel	46
- Weingärten	44
- Zisterzienser(kapelle)	37
- Zum Hirsch, Herberge	48
Heiligenberg, Stift	41
Kirchheim	46
Ladenburg, Laudenburg	33
Leimen	44
Liebenau (Worms), Stift	41
Lindenfels	42
Lobenfeld	38, 39
- Zisterzienserinnenkloster	38, 39
Mosbach, Stift	41
Neckargemünd	33
Neckarsteinach, s. Steinach	
Neuburg, Stift	41
Neustadt, Bruderschaft, Stift	41
Nußloch	35, 39, 41
- Gemarkung	39, 41
Plankstadt	39
Rohrbach	46
Sandhausen	35, 41
- Gemarkung	35, 41
Schönau	33, 38
- Abt und Konvent	38
- Kloster	33
- Prior	38
Seckenheim	47
Spechbach	43
Speyer	33, 41
Sponheim	41
Steinach, Neckarsteinach	38

Wagenfurth	43	Wimpfen (Bad)	46
Weinheim	33	Worms	33, 38, 42
Wieblingen	35, 39, 41, 47	Würzburg	35, 42
- Gemarkung	35, 41, 47	- Neumünsterstift	35, 36, 42
- Spitalshof	35, 38, 39	Zuzenhausen	46

## Anmerkungen

- 1 Ein Sarg des Friedhofes wurde dendrochronologisch auf 1272 datiert. Wolfgang Seidenspinner, Manfred Benner: Heidelberg. Archäologischer Stadtkataster, Stuttgart 2006, S. 161, 163.
- 2 Ebd., S. 164.
- 3 Achim Wendt: „der alt Spital allhie zu Heydelberg“. Der Grabungsbefund des ehemaligen Hospitals auf dem Heidelberger Kornmarkt. Werkstattbericht zur Auswertung und zu historischen Perspektiven, in: Südwestdeutsche Beiträge zur historischen Bauforschung, 8. 2009, S. 165–208, hier S. 189, insbesondere Anm. 99.
- 4 Johann Goswin Widder: Versuch einer vollständigen Geographisch-Historischen Beschreibung der Kurfürstlichen Pfalz am Rheine, 1. Theil, Frankfurt, Leipzig 1786, S. 146.
- 5 Wendt (wie Anm. 3), S. 193.
- 6 Meinrad Schaab: Die Stadt- und die Landkreise Heidelberg und Mannheim. Amtliche Kreisbeschreibung, Bd. I, Allgemeiner Teil, Karlsruhe 1966, S. 259. Laut Walter Schmitt: Die Organisation der Armenpflege in Heidelberg bis 1870. Mschr. Dissertation, Heidelberg 1959, S. 14, teilten sich beim Heidelberger Spital Kurfürst und Stadt die Spitalgewalt, einer der drei Pfleger sei immer der pfälzische Haushofmeister gewesen.
- 7 Wendt (wie Anm. 3).
- 8 Seidenspinner, Benner (wie Anm. 1), S. 161, 164.
- 9 Ebd., S. 161, 163.
- 10 Ebd., S. 163.
- 11 Siehe Herbert Derwein: Die Flurnamen von Heidelberg. Straßen, Plätze, Feld, Wald. Eine Stadtgeschichte, Heidelberg 1940, Vorsatzblatt mit Nachdruck des Kupferstichs von Matthäus Merian.
- 12 Seidenspinner, Benner (wie Anm. 1), S. 162.
- 13 Derwein (wie Anm. 11).
- 14 Wendt (wie Anm. 3), S. 187, Abb. 35 mit Erläuterung, S. 190.
- 15 Ebd.
- 16 Ebd., S. 194.
- 17 Ebd., S. 196.
- 18 Jochen Goetze: Die Geschichte des Reformierten Spitals zu Heidelberg, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 5, 2000, S. 11–37, hier S. 13.
- 19 Ulrich Wagner: Das Heidelberger Deutschordensurbar von 1487, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 138, 1990, S. 143–197.
- 20 Ulrich Wagner: Regesten des Heidelberger Hofgesindes 1380–1414 (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg, Heft 10), Heidelberg 2017, Regest Nr. 9, S. 33.
- 21 Heiner Lutzmann, Hermann Weisert: Die Rektorbücher der Universität Heidelberg, Bd. I: 1386–1410, Heft 2, Heidelberg 1990, Nr. 429, S. 416.
- 22 Johann Peter Kayser: Historischer Schauplatz der alten berühmten Stadt Heydelberg, Frankfurt 1733, S. 86f. Siehe auch Friedrich Peter Wundt: Geschichte und Beschreibung der Stadt Heidelberg, 1805, S. 183.
- 23 Seidenspinner, Benner (wie Anm. 1), S. 163f.
- 24 Ebd., S. 165.
- 25 Siehe Derwein (wie Anm. 11), Vorsatzblatt mit Kupferstich des Matthäus Merian.
- 26 Valentin Ferd. de Gudenus: Sylloge I variorum diplomatiorum monvmentorvmqve vetervm ineditorvm adhvc res Germanicas, Frankfurt 1728.
- 27 Wendt (wie Anm. 3) stützt sich in seinem Werkstattbericht auf einen Teil der vorliegenden Urkunden.
- 28 Nikolaus von Heidelberg, auch Ottonis, Textoris genannt. Er amtierte von Dezember 1424 bis Juni 1425 als Rektor der Universität, war 1424–1426 Inhaber einer Kollegiatpfründe

- an Hl. Geist, 1434 Plebanvikar an St. Peter; er verstarb am 27. August 1434. Dagmar Drüll: *Heidelberger Gelehrtenlexikon 1386–1651*, Heidelberg 2002, Sp. 407f. Für den 8. Januar 1473 ist urkundlich eine jährliche Zinsabgabe von einem Hof in Rohrbach für den Hl.-Kreuz-Altar des Heidelberger Spitals in Höhe von 18 Pfennigen und 2 Kapaunen (Masthähne) belegt. Somit verfügte die Spitalkapelle gegen Ende des 15. Jahrhunderts über insgesamt 4 Altäre. Rudolf Sillib: *Zur Geschichte des Augustinerklosters in Heidelberg*, in: *Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg* 4, 1901, S. 54 Nr. 117.
- 29 Friedrich von Weech: *Pfälzische Regesten und Urkunden*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins*, Bd. 24, 1872, Nr. 222, S. 287.
- 30 Burgmann war Kanoniker an verschiedenen Stiftskirchen zu Worms, Speyer, Koblenz, St. Goar, Magister der Artistenfakultät der Universität Heidelberg, Rat König Ruprechts von der Pfalz; 1433 stiftete er die Goarskapelle im Dom zu Speyer. Drüll (wie Anm. 28), Sp. 413f.
- 31 Ledenter (Lentener) aus Fulda wurde 1375 in das Kapitel des Würzburger Stifts Neumünster aufgenommen. 1384 war er an der Universität Prag, 1392 an der Universität Erfurt und 1394 an der Universität Heidelberg immatrikuliert. Ab 1392 bis zumindest 1408 ist er als Kustos des Stifts nachweisbar. Nach dessen älterem Anniversarverzeichnis verstarb er an einem 24. Oktober. Alfred Wendehorst: *Das Stift Neumünster in Würzburg, Das Bistum Würzburg* 4 (*Germania Sacra*, NF 26: *Die Bistümer der Kirchenprovinz Mainz*), Berlin u.a. 1989, S. 407.
- 32 In einer Urkunde Kurfürst Ludwigs III. vom 2. März 1424 wird Arnold Rype, Bürger zu Heidelberg, als Baumeister König Ruprechts an der Stiftskirche zum Hl. Geist genannt. 1439 wird Arnold Rype neben einem gewissen Kuchler als reichster Heidelberger Bürger mit einem Kapital von 2.000 Gulden versteuert. Karl Obser: *Kleine Mitteilungen zur Geschichte Heidelbergs*, in: *Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der rheinischen Pfalz*, Band VIII, Heidelberg 1910, S. 175–183, hier S. 177. Dass mit „Baumeister“ nicht der Architekt, sondern der Rechnungsführer beim Bau des Heiliggeistchors gemeint ist, präzisiert Eberhard Zahn: *Die Heiliggeistkirche zu Heidelberg. Geschichte und Gestalt* (Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der evangelischen Landeskirche Badens, Bd. 19), Karlsruhe 1960, S. 69–71. Zu Arnold Rype siehe auch Wagner: *Hofgesinde* (wie Anm. 20), S. 58, Anm. 181.
- 33 Nikolaus von Heidelberg, auch Textoris genannt. Siehe Anm. 28.
- 34 Das Gasthaus „Zum goldenen Hirsch“, heute Marktplatz 10 bzw. Heiliggeiststraße. Es galt als die beste Herberge in Heidelberg, in der bereits Götz von Berlichingen und Philipp Melanchthon abstiegen. Seit 1890 befindet sich hier der Rathausnordflügel. Seidenspinner, Benner (wie Anm. 1), S. 241.
- 35 Hier findet sich erstmals der Hinweis, dass die Bruderschaft des Hofgesindes über ein eigenes Gebäude unmittelbar beim Rathaus verfügte. Siehe Wagner: *Hofgesinde* (wie Anm. 20), S. 23.
- 36 Wohl Lukas Hugo von Herrlisheim, 1513 Official des Bischofs von Worms, 1516 kurfürstlicher Rat, 1518 Rektor der Universität und Angehöriger des Hofgerichts. Drüll (wie Anm. 28), Sp. 246f.



Heidelberger  
Dienste gGmbH  
mittendrin.sozial

#### Kommunale Beschäftigungs- förderung

Beschäftigung langzeitarbeitsloser Menschen in unterschiedlichen Bereichen zur Verbesserung der kommunalen Infrastruktur und Steigerung der Lebensqualität in Heidelberg



#### Recyclinghöfe

Betrieb der vier Heidelberger Recyclinghöfe:  
Annahme und Weiterverwertung von Reststoffen



#### Reinigung von Spielplätzen und der Neckarwiesen

Reinigung und Pflege aller öffentlichen Spielplätze  
in sämtlichen Stadtteilen Heidelbergs sowie tägliche  
Reinigung der Neckarwiesen



#### Manuelle Straßenreinigung

Reinigung besonders frequentierter Straßen und  
Plätze sowie Beseitigung von Müllablagerungen



#### Winterdienst

Räumung zahlreicher öffentlicher Gehwege,  
Bushaltestellen und Treppen im gesamten Stadtgebiet



#### Die Möbelhalle und Transporte

Verkauf von (Secondhand-) Möbeln bis Kinder-  
spielzeug sowie Möbelabholungen, Entrümpelungen  
und Sperrmüllvollservice



#### Fest & fertig

Veranstaltungsservice: Verleih von Equipment sowie  
Planung und Durchführung von Events, Festen und  
öffentlichen Veranstaltungen

## **Heidelbergs Jesuiten des 18. Jahrhunderts in Selbstzeugnissen**

Heidelberg und Jesuiten? Jesuiten in Heidelberg?<sup>1</sup> Wie man es auch dreht und wendet, daraus wird nichts mehr. Die beiden werden niemals Freunde sein. Gründe dafür gäbe es mehr als genug. Da ist zunächst das ganz und gar Offensichtliche. Das reformierte Heidelberg, stolzes „drittes Genf“, nach Leyden<sup>2</sup> Heimat des weltweit anerkannten und gefeierten Katechismus,<sup>3</sup> hat es nie verwinden können, dass ausgerechnet hier sich ein Orden etablieren durfte, der mehr als alle anderen reformatorischem Denken die Stirn bot.<sup>4</sup> Hier hat das mehrfach nachgedruckte brillante Jugendwerk des Heidelberger Historikers Ludwig Häusser (1818–1867) „Die Geschichte der Rheinischen Pfalz“ (1845) für mehr als hundert Jahre den Stil und die Tonlage geprägt. Die überaus instruktive und detailreiche Darstellung spart nicht mit scharfer Kritik an den Verhältnissen am kurpfälzischen Hof. Doch findet Häusser auch entschuldigende Worte für manche fragwürdige Aktion eines Johann Wilhelm oder eines Carl Philipp, denn schließlich seien sie lenkbar, weichen Gemüts und „Werkzeuge in den Händen einer unsichtbar und consequent wirkenden Macht“ gewesen. In ihrer Umgebung hätten sich eben diejenigen befunden, „die unter harmlosem Gewande, erst in mildthätigen Stiftungen, dann in Missionen, hierauf in Lehranstalten, endlich als gewaltige Lenker der ganzen Staats- und Kirchenpolitik sich einzudrängen pflegen und die alte Fabel vom gastfreundlichen Hamster und dem Igel wiederholen.“<sup>5</sup> Der Autor, der seine Ausführungen in der Regel durch Quellenverweise erhärtet, verzichtet hier auf das bewährte Verfahren und ergeht sich, rhetorisch nicht ungeschickt, in düsteren Andeutungen. Sie sollten ihre Wirkung nicht verfehlen. Im ersten Band der auf sechs Bände angelegten Festschrift zum Universitätsjubiläum von 1986 unterstreicht der Heidelberger Historiker Wolgast, dass „das 18. Jahrhundert [...] in seiner durchgängigen Mittelmäßigkeit für die Universität Heidelberg das dunkelste ihrer Geschichte geworden“ sei. „Das ehemalige dritte Genf“ sei nämlich „zu einer unbedeutenden Jesuitenuniversität“ geworden. Während andere Universitäten aufstrebten, „verharrte Heidelberg geistig im Schlaf, in den es die Gegenreformation versenkt hatte.“<sup>6</sup> Wie im Geleitwort zur Festschrift zu ersehen ist, teilte auch der damalige Rektor Gisbert zu Putlitz diese Bewertung.<sup>7</sup> Die nicht zu übersehenden monumentalen Zeugen jesuitischer Vergangenheit wurden 1986, im Jahr des Universitätsjubiläums, vom Kunsthistoriker Peter Anselm Riedl und seinen Mitarbeitern eingehend untersucht,<sup>8</sup> zuletzt im Ausstellungsband „Heidelberg im Barock“ und der Festschrift 250 Jahre Jesuitenkirche Heidelberg, beide 2009.<sup>9</sup> Eine umfassende Würdigung jesuitischen Lebens im baufreudigen 18. Jahrhundert fehlt jedoch bisher. Auch vermisst man, wie der Mannheimer Jesuit Karl Weich in einem Gespräch monierte, vergleichende Studien reformierter und jesuitischer Verdienste im akademischen Bereich. Es sei zu fragen, welchen Rang denn die reformierte Universität zur Zeit Karl Ludwigs, also unmittelbar vor der jesuitisch geprägten Periode, eingenommen habe. Lässt sich wirklich die Ansicht aufrechterhalten, die Jesuiten hätten Forschungen in den nicht-theologischen Fächern behin-

dert? Das Ziel dieses kurzen Beitrags ist jedoch bescheidener. Es geht um den Alltag im Kolleg und, ansatzweise, auch um die Ressourcen, die die Finanzierung und Erhaltung der doch aufwändigen Bauten ermöglichten. Wichtig ist auch die Frage der Präsentation in der Öffentlichkeit: Wie wirkte die nicht zu übersehende Andersartigkeit dieses Viertels auf die immer noch mehrheitlich calvinistische Bevölkerung, und dies angesichts des Umstands, dass man es ja noch mit weiteren sechs katholischen Orden zu tun hatte, im Bereich der Hauptstraße die Karmeliten,<sup>10</sup> die Franziskaner, die Kapuziner, die Dominikaner,<sup>11</sup> die Augustinerinnen<sup>12</sup> und schließlich an der Plöck auch noch die „Weißnonnen“<sup>13</sup>, die Dominikanerinnen.

Das Quellenmaterial für die Gesellschaft Jesu ist durchaus ergiebig, wenn auch bisher wenig erschlossen. Es handelt sich um

1. die *Annuae Litterae*, die an die Ordensoberen zu sendenden Jahresberichte,<sup>14</sup>
2. die *Historia Domus Heidelbergensis*, eine Geschichte des Kollegs von 1705–1711,<sup>15</sup>
3. die *Fata Collegii* von Adam Heidt, eine poetische Bearbeitung der Ereignisse zwischen 1622 und 1712,<sup>16</sup>
4. die Lagerbücher des Stifts Neuburg von 1718, die einen präzisen Eindruck vom Umfang der Liegenschaften vermitteln, über die der Orden als damaliger Besitzer verfügen konnte, durch Eigenbewirtschaftung oder durch Verpachtung<sup>17</sup>,
5. den Provisorbericht von 1735<sup>18</sup>.

Auf der Grundlage dieses Materials soll nun jesuitisches Leben des 18. Jahrhunderts in drei Vignetten dargestellt werden. Die ausgewählten und aus dem Lateinischen übersetzten Texte sollen für sich selbst sprechen. Anmerkungen beschränken sich auf das Notwendigste.



Abt Winfried Schwab mit dem großen Lagerbuch von Stift Neuburg (Foto: Abtei Stift Neuburg)

## I

Dass man sich in allen Dingen, sowohl in der sichtbaren Erscheinung wie auch in der inneren Struktur, von der urbanen Umgebung wesentlich unterschied, dass man deshalb auch Anstoß erregte, war dem Orden stets bewusst. Mehr noch: Es entsprach durchaus den Zielen des Gründers, dass man die Feindschaft der Welt zu spüren bekäme. Hieronymus Nadal, einer der ersten Jesuiten, erinnert sich, dass Vater Ignatius ihm gleich zu Beginn ans Herz gelegt habe: „Liebe es, missverstanden zu werden, liebe ungerechte Behandlung und Verleumdungen, dann bist du auf dem sicheren Weg zu großer Vollkommenheit.“<sup>19</sup>. An derartigen Widerständen sollte es gerade in Heidelberg nicht fehlen. Im Tross von Tillys Truppen hatten die ersten zwei Jesuiten im September 1622 diese Stadt betreten. Kein gutes Omen für eine Arbeit, die Andersdenkende nicht nur an veränderte äußere Umstände anzupassen, sondern innerlich zu überzeugen suchte. Und doch scheint es gelungen zu sein, trotz kriegsbedingter Unterbrechungen den humanistischen Schulunterricht so zu gestalten, dass auch manche reformierte Familie dieser Stadt ihre Söhne den Patres anvertraute.<sup>20</sup> Bedauern, nicht Freude, war die Reaktion der evangelischen Bevölkerung Heidelbergs, als die Jesuiten nach Restitution der Kurpfalz an Karl Ludwig, des „Winterkönigs“ rechtmäßigen Erben, 1649 ihre Wirkungsstätte verlassen mussten.<sup>21</sup> 1686 vom ersten katholischen Kurfürsten Philipp Wilhelm zurückgerufen, durch den Pfälzischen Erbfolgekrieg 1693 erneut vertrieben, durch Johann Wilhelm nach dem Frieden von Rijswijk 1698 endgültig angesiedelt und bis zur Aufhebung des Ordens hier verblieben, konnten sie erst jetzt mit einer kontinuierlichen Aufbauarbeit beginnen. Dies liest sich dann in der „Historia Domus“ so:

### Das Jahr 1705

„Am Sonntag Quinquagesima (22. Februar 1705) übertrugen wir das, was in der engen Kapelle unseres Hauses in der Vorstadt an Ausstattung vorhanden war, in eine viel geräumigere Kapelle. Diese hatten wir auf dem Gelände des neuen Collegiums hergerichtet, indem wir verbliebenen früheren Mauern ein neues Dach gaben.<sup>22</sup> Die Übertragung wurde begleitet von überaus großer Freude der Katholiken, die dort in großer Anzahl zu dreitägigen Gebeten herbeieilten.<sup>23</sup> Von diesem Tag an hörten wir auf, den ersten Gottesdienst in der Kirche zum Heiligen Geist<sup>24</sup> zu begehen, was wir seit 1698 an so vielen Feiertagen getan hatten, später aber nicht mehr. Wir verlegten dann auch die Gebetstreffen der Todesangst-Christi-Bruderschaft<sup>25</sup> in unsere neue Kapelle. Die Marianische Kongregation aber, die man bisher für Schüler der oberen und der unteren Klassen gemeinsam gestaltet hatte, wurde geteilt. Einem Teil, der für die Grammatikklassen bestimmt war, gab man den Namen Engelskongregation, der andere Teil, für die höheren Klassen, sammelte sich unter dem Titel der Seligen Jungfrau der Verkündigung. Diese Einrichtung wurde durch ein sogenanntes Marianisches Bündnis ergänzt, in dessen öffentliches Mitgliedsbuch sich der durchlauchtigste Kurfürst und einige der erstrangigen Männer der Stadt eintrugen.<sup>26</sup> Schließlich zogen wir am Vortag des Festes unseres heiligen Vaters Ignatius (31. Juli) aus unserem Haus in der Vorstadt in das neue Kollegiengebäude ein. Und um schließlich nach vollendeter Einrichtung und Inbetriebnahme des Kollegs himmlische Hilfe zu erleben, wurden Xaverianische Gebetstage festgesetzt, wobei an einer Anzahl von Freitagen jeweils vor dem ausgesetzten Allerheiligsten mit musikalischer Unterstützung (intercimente musica) der Gottesdienst gefeiert wurde. Dabei wurde auch des durchlauchtigsten Kurfürsten

gedacht. [...]. Im gleichen Jahr wurde unter Leitung unseres Professors für Kirchenrecht, Pater Georg Loderer, die wohl seit 100 Jahren erste theologische Promotion durchgeführt. Es handelte sich um den hochwürdigen Vater und Herrn Christoph Lauterbach, Pfarrer zu Heppenheim, das zum Mainzer Sprengel gehört [...].“

## Das Jahr 1706

„Gottes gnädiges Wirken verschaffte dem Heidelberger Haus Glück, wodurch es neben den akademischen Lehrstühlen zur weiteren Ausstattung auch das Kloster Neuburg erhielt, doch war beides mit beträchtlichen Schwierigkeiten verbunden. Unser Pater Superior wurde wiederum nach Düsseldorf gerufen, um dann auf Geheiß des hochwürdigsten Abts Stephani<sup>27</sup> ein Kirchengut zu benennen, das uns zur Ausstattung übertragen werden könnte. Wichtig war dabei, dass es weder der kirchlichen Verwaltung unterstand, deren Einkünfte kraft der neuen Deklaration zu fünf Siebteln den Calvinisten zugesprochen worden waren,<sup>28</sup> noch der kurfürstlichen Kammer unterworfen war. Er benennt daher das nur eine halbe Stunde von der Stadt am Neckar gelegene Kloster Neuburg, das ehemals von Benediktinerinnen, später von Zisterzienserinnen bewohnt war und das seit etwa hundert Jahren den pfälzischen Kurfürsten als Geschenk für ihre Gattinnen oder Mütter gedient hatte.<sup>29</sup> Der Vorschlag wurde gebilligt, und deswegen wurde angeordnet, eben dies zusammen mit den akademischen Lehrstühlen in einem einzigen Schreiben von seiner Durchlaucht dem Kurfürsten zu erbitten. Dieser gab auch nach Erhalt des Schreibens sofort freigiebigst und gnädigst seine Zustimmung. Was jedoch das Kloster betraf, so war zu diesem Zeitpunkt seine verwitwete Mutter dessen Herrin. Solange sie bei voller Lebenskraft sei, sollte sie durch diese uns gewährte Schenkung keinerlei Verlust erleiden, wir aber dürften uns einstweilen nur des Besitzes und erst mit dem Zeitpunkt ihres Ablebens auch der Einkünfte erfreuen, und darin willigte sie gnädigst ein. Die über diese Schenkung ausgefertigte Urkunde erweckte in Rom Bedenken hinsichtlich der Worte, mit denen der Kurfürst sich das Eigentumsrecht, die territoriale Jurisdiktion und andere damit verbundene Rechte vorbehalten hatte.<sup>30</sup> Auf entsprechende Fragen nach dem Sinn dieser Formulierungen tadelte er die allzu furchtsame Besorgnis Roms und versicherte, damit sei keinerlei Absicht verbunden, zumal doch unser Heidelberger Haus von seiner Stiftung Nutzen habe, ebenso wie auch andere in seinen Herrschaftsgebieten von ihm gegründete Häuser der Gesellschaft. Und als dies die römische Kurie immer noch nicht zufrieden stellte, erklärte er, dass durch diese Worte die Oberhoheit gemeint sei, die jeder Fürst über Stiftungen auf seinem Gebiet ausübe, und sie bedeuteten keineswegs eine Einschränkung kirchlicher oder ordenseigener Rechte [...]. Die Bitte, noch einmal dort vorstellig zu werden, lehnte Seine Durchlaucht mit dem Vorwurf ab, man möge doch angesichts einer so großen Gunstbezeugung ihm als Stifter keine unangemessenen Bitten antragen.“

Was nun die akademischen Lehrstühle betrifft, da gab es Personen, die bald hier, bald am Hofe empfahlen, sie nicht nur den Jesuiten zu übertragen, sondern nach dem Beispiel mehrerer berühmter Universitäten auch andere Orden einzubeziehen, was ja auch zu einem löblichen Wettstreit führen würde. Jedenfalls hielt es der hochwürdigste Abt Stephani selbst für wünschenswert, dass die theologischen Lehrstühle schon anderen übertragen worden wären. Doch nachdem er mehrfach nach Hannover abberufen worden war, ist vor allem durch das Eintreten seiner Exzellenz, des Herrn von Hundtheim,<sup>31</sup> erreicht worden, dass eben jene uns in einer offenen Ausschreibung angeboten wurden. Nach Rückkehr des Herrn Abtes ist für den kirchenrechtlichen Lehrstuhl eine ähnlich Ausschreibung ausgefertigt worden. Welch eine Mühe jedoch die Durchführung jener offenen Ausschreibung mit sich brachte, lässt sich kaum beschreiben [...].“

Die bis dato immer noch calvinistisch geprägte Universität wehrte sich mit allerlei Geschäftsordnungsstrategien, unter anderem unter Bezug auf die 5:2-Regelung von 1705 und durch eine für Jesuiten unannehmbare Eidesformel gegen die neuen Professoren.

„Jene planvolle Hinhaltetaktik der reformierten Theologen wurde schließlich von seiner Durchlaucht mit ziemlichem Unwillen zurückgewiesen, und für den Fall, dass sie nicht demnächst Ruhe gäben, wurden ihnen schwerwiegende Konsequenzen angedroht. Schließlich sei für die Reformierten schon genügend gesorgt, da ihnen ja zwei Professoren aus ihren eigenen Reihen (suae sectae) bewilligt worden seien. Er werde nun auch für seine Katholiken sorgen, indem er ihnen die Professoren zuteile, welche sie wollten. Nach dieser Zurechtweisung ließ er dann die dritte Ausschreibung erstellen, mit der er den Unsrigen den Lehrstuhl für Philosophie reservierte. Aber nicht einmal dann wollte die Universität die Unsrigen zulassen, sodass die Sache wiederum vor seine Durchlaucht kam. Nach scharfem Verweis des Ungehorsams schickte dieser seinen Vizekanzler höchstselbst in den Senat, um dort entsprechende Vorhaltungen zu machen. Hiernach zeigte man sich schließlich bereit zu gehorchen und die Vorlesungszeiten mit den Unsrigen zu teilen. Dennoch schützte man vor, es bestehe noch die Schwierigkeit bezüglich der Form des von uns zu leistenden Eides, die nur durch eine Entscheidung seiner Durchlaucht zu beheben sei [...]“<sup>32</sup>

Die Hauschronik dieser Jahre zeigt im weiteren, dass weder die Beziehung zur Universität, noch das Verhältnis zu den anderen Orden Heidelbergs spannungsfrei verlief. Des kurfürstlichen Wohlwollens gewiss und überregional denkend, sah man wenig Anlass, auf örtliche Empfindlichkeiten Rücksicht zu nehmen. Dies zeigte sich auch, als nach dem Tode der Kurfürstenmutter Elisabeth Amalia (4. August 1709) den Jesuiten laut Vereinbarung von 1706 die gesamten Neuburger Einkünfte zufielen.

### **Im Jahre 1709**

„Am vierten August starb in Neuburg an der Donau in der Oberen Pfalz ihre Durchlaucht, die verwitwete Kurfürstin Elisabeth Amalia Magdalena, Mutter seiner Durchlaucht, des jetzigen Kurfürsten. Nach dessen Tod erhielt, wie vorgesehen, unser Collegium Zugang zum vollen Besitz des Klosters Neuburg einschließlich des Nießbrauchs. Sofort schickten wir einige von uns, die sich dort niederlassen und Acht geben sollten, dass von den Reformierten keinerlei Gewaltanwendung versucht wurde. Dann wiederholten wir die förmliche Besitzergreifung mit denselben Handlungen und vor demselben Notar und denselben Zeugen, wie bereits am 10. November 1706 geschehen war, mit ausdrücklicher Billigung des anwesenden Leiters der kurfürstlichen Verwaltung, Herrn Baron von Hillesheim [...]. Die Reformierten forderten nun zunächst die sogenannten Ratsdokumente (consiliiarii documenta) und Rechnungsbücher (tabulae) über die Verwaltung der kirchlichen Güter zurück, die seit einigen Jahren offensichtlich durch Gottes gütige Fügung (es war nämlich dem Archivar die Schlüsselbenutzung eingeräumt worden) in unser Collegium überführt und dort aufbewahrt worden waren. Als sie nach Ablehnung dieser Forderung vergeblich versucht hatten, ihnen wohlgesinnte Katholiken zu ihrer Partei hinüberzuziehen, wandten sie sich mit heftigen Klagen, die sich auf völlig falsche Nachrichten stützten, gegen die von uns vorgenommene Besitzergreifung an den preußischen König. Sie gaben vor, dass das Kloster seit der Zeit der Reformation ununterbrochen und mit Besitzrecht ihrer Verwaltung unterstanden habe, wo doch aus den Akten beweiskräftig dargelegt wurde, dass es ab dem

Jahre 1560, in dem es den Nonnen entzogen worden ist, bis zu diesem Jahr 1709 für 149 oder 150 Jahre ihnen zwar unterstand, nicht jedoch mit Besitzrecht, sondern, wie die entsprechende Bezeichnung klar ausdrückt, im Auftrag der Kurfürsten von ihnen verwaltet wurde. [...]

Kurze Zeit nach der Besitzergreifung erhielten wir von der kurfürstlichen Verwaltung Anordnungen an die pfälzischen Bezirke, wonach die dem Kloster aufgrund von Zinspflichten oder sonstigen Rechtstiteln geschuldeten Leistungen nunmehr an unser Collegium gehen sollten. Die Erstlingsfrüchte aus den Einkünften des Klosters weihten wir Gott, indem wir sie als Almosen an die Ordenshäuser der Stadt verteilten. Auf das recht scharfe Schreiben, das Preußens König an den Kurfürsten gerichtet hatte, beschloss seine Durchlaucht, dem König und den sogenannten Evangelischen den Mund zu verschließen und ihnen anzuzeigen, er übertrage aufgrund testamentarischer Verfügung seiner durchlauchtigsten Mutter das Kloster Neuburg an seine Gemahlin, die ihrerseits dessen Nießbrauch den Patres der Gesellschaft Jesu überlassen würde.“

## **Anfang des Jahres 1710**

„Viel Schaden erlitten wegen der Kälte des vergangenen Winters die Feldfrüchte. Daher verzichteten wir bei den Abgabepflichtigen auf ein Drittel des Zinses. Diese barmherzige Schenkung, die keiner der anderen Grundherren gewährte, führte bei den meisten Reformierten zu einer besseren Einstellung uns gegenüber, bei allen aber ernteten wir Lob. [...] Es forderten dann auch die Dominikanerpatres von uns die seitens des Klosters Neuburg fällige Unterstützung für den an die Pfarrei Schwetzingen abgeordneten Mitbruder, eine Verpflichtung, der das Kloster seit etwa fast acht Jahren nachkommt. Der entsprechende Betrag war bisher von der kurfürstlichen Kammer aufgebracht worden, in deren Zuständigkeit solche Angelegenheiten fielen, solange Neuburg zum persönlichen Besitz der Kurfürstinnen gehörte. Jetzt aber sind sie in direktem Zusammenhang mit der Übertragung der Klostererträge an uns übergegangen.

Wir sicherten den Fordernden zu, was immer wir ihnen nach vollzogener Besitzergreifung schuldeten, ermahnten sie jedoch gleichzeitig, sich nach einer anderen Unterstützung umzuschauen. Wir würden uns Mühe geben, das Unsrige zu leisten, soweit es in unseren Kräften stünde. Sie schienen damit zufrieden zu sein. Später jedoch hat der hochwürdige Pater Prior sich unter Ausstreuung von Klagen über unsere, wie er sagte, Habgier nach Düsseldorf begeben, um vom Kurfürsten in einer Eingabe zu erbitten, dass uns das schon zugesicherte entrissen werden und ihm gegeben werden solle. Aber da das von höchstselbiger kurfürstlicher Regierung bezüglich dieser Forderung erbetene Gutachten ungünstig ausfiel und auch der vortreffliche Herr Minister von Hundheim [...] durch ein Schreiben unsererseits gründlich über die Sachlage unterrichtet worden war, blieb das für uns Bestimmte heil und unversehrt. Der Verwaltung aber wurde befohlen, jenen Patres jährlich hundert Imperiales zu geben und ebensoviel aus dem für uns vorgesehenen Anteil, wenn erst die Kosten für unsere Kirche<sup>33</sup> aufgebracht wären.“

## **II**

In den Litterae Annuae von 1717 (UA: RA 201) findet sich eine ausführliche Darstellung der in diesem Jahr von Jesuiten durchgeführten Volksmission<sup>34</sup>. Wahrscheinlich ist dies die erste in Heidelberg abgehaltene Mission,<sup>35</sup> denn erst 1697 (Friede von Rijswijck) konnte ein ernsthafter Ausbau der SJ-Präsenz beginnen. Außerhalb der Kurpfalz hatte es schon im vorausgehenden Jahrhundert vielfach besondere Tage

zur Erneuerung und Intensivierung katholischen Glaubenslebens gegeben, wobei die Kapuziner, neu entstandener Reformzweig der Minoriten, und die Jesuiten sich besonders hervortaten. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts begann man, diese Missionen nach der von P. Paolo Segneri SJ (1638–1694) entwickelten „italienischen Methode“<sup>36</sup> zu gestalten. Hierbei ging es nicht nur um aufrüttelnde Predigten, sondern um theatralische, sinnhafte, alle Emotionen weckende Veranschaulichungen des Vorgetragenen. Von katholischen Landesfürsten nach Kräften gefördert, entsprach gerade die Zurschaustellung von Christi Leiden und menschlicher Hinfälligkeit, z.B. in den Selbstgeißelungen, hochbarockem Frömmigkeitsempfinden. Die erste derartige Mission in den pfälzischen Erblanden fand 1715 auf Veranlassung von Kurfürst Johann Wilhelm (1658–1716) in Düsseldorf statt, möglicherweise inspiriert durch seine kunst- und musikliebende italienische Ehefrau Anna Maria Louisa de Medici (1667–1743). Ein wichtiges Element war dabei die mit großem Aufwand gestaltete Bußprozession. Die auswärtigen, zur Mission angereisten Patres hatten die dazu geeigneten Ausstattungsstücke, wie Kerzen, Totenschädel aus Wachs, Geißeln und Dornenkorne, in einem „Missionskarren“ eigens mitgebracht. Berichte über das geistliche Spektakel sind für manche Orte überliefert.<sup>37</sup> Für Heidelberg kam die Besonderheit hinzu, dass man sich in einem mehrheitlich protestantischen Umfeld befand. Zu allem Überfluss war es ein Jubiläumsjahr der Initialzündung von 1517, ähnlich wie 2017, und nun mussten die reformierten Pfarrer zusehen, wie die viel gescholtene Werkgerechtigkeit machtvoll Urständ feierte und ihre eigenen Gläubigen in Scharen zu den Veranstaltungen der Jesuiten abzog. „Pseudo-ministell“ werden sie im lateinischen Text genannt, doppelte Herabsetzung, die man kaum anders als „Gaukelpfaffen“ übersetzen kann. Sie, die sich doch nach eigenem Selbstverständnis als „ministri Dei Verbi“ sahen, als die wahren Diener des Wortes Gottes, mussten erleben, wie ihre Warnungen ungehört verhallten, denn der kurfürstliche Hof selbst reihte sich ein in die große Prozession auf der Hauptstraße.

„An dieser Stelle verdient eine ausführliche Beschreibung die Heilige Mission, die im April zehn Tage lang von drei Patres aus der Oberrheinischen Provinz<sup>38</sup> und einem von den Unsrigen<sup>39</sup> mit reichlichem Gewinn für die Seelen gehalten worden ist. Als die Missionare, in Erwartung ihrer künftigen Tätigkeit, vor den Toren der Stadt angekommen waren, da ging ihnen unter Geläut aller Glocken eine Prozession der katholischen Gemeinde zum Empfang entgegen, unter ihnen die studierende Jugend, die Ordensschüler und der Klerus, aufgestellt in der Hauptkirche zum Heiligen Geist,<sup>40</sup> ausgestattet mit Kreuzen und Fahnen und in schöner Ordnung hinaus schreitend. Als man am Stadttor<sup>41</sup> angekommen war, und aus den benachbarten Dörfern die Pfarrer mit ihrer katholischen Herde herbeikamen, da richteten der Herr Dekan und der Stadtpfarrer eine Rede ans Volk zum Lob der Mission. Nachdem man die Patres höflich und nach Gebühr begrüßt und ihnen Glück gewünscht hatte, zog man mit ihnen in derselben Aufstellung in einem langen Zug zum weiträumigen für die Durchführung der Mission bestimmten Marktplatz, triumphal für die Katholiken, für die Andersgläubigen jedoch Anlass zu Zorn und Neid.<sup>42</sup> Auf diesem Platz erläuterte dann von einem erhöhten Podest einer von den Missionaren nach Art einer Predigt das Ziel der Mission und seines Kommens. So legte er, der über ein beträchtliches Redetalent verfügte, in den Herzen die Grundlage für diese so bedeutungsvollen geistlichen Übungen. Am nächsten Tag zur sechsten Morgenstunde hielt man für das dicht gedrängt dort versammelte Volk und die ebenfalls anwesenden Personen des Hochadels eine eindringliche Ansprache, in der es um die heilsamen Absichten ging, die allen entsprechen-



Jesuiten bei der Volksmission: Pater Herdegen, hier mit Totenschädel, war nachweislich 1717 auch in Heidelberg. Tintenzzeichnung aus ARSI Germ. Sup. 33, fol. 243a, im Römischen Generalarchiv der Gesellschaft Jesu (Foto: Römisches Generalarchiv)

den Aktionen der Unsrigen zugrunde lagen. Diese Predigt wurde dann an den folgenden Tagen jeweils zur gleichen Zeit fortgesetzt, mit immer größerem Zustrom von Zuhörern. Am frühen Nachmittag wurden die vornehmsten Geheimnisse unseres Glaubens dargelegt, für das männliche Geschlecht in der Kirche zum Heiligen Geist, für das weibliche in unserem eigenen Gotteshaus<sup>43</sup>, und das mit großem Erfolg bei der Jugend wie auch bei den Erwachsenen. [...] Der Unterweisung folgte dann die Predigt über die Buße. Der betreffende Missionar richtete sich an das Volk weniger redend als vielmehr donnernd und blitzend, mit unglaublicher Herzenswallung und Zerknirschung bei allen Zuhörern, gleich ob Sünder oder Gerechte. Diese machtvolle Redegabe wusste er mit einer wundersamen Süßigkeit zu verbinden, als er gegen Ende der Predigt vor dem zur öffentlichen Verehrung ausgesetzten eucharistischen Christus in gluvoller Verzückung in die Knie sank, in Gebetshaltung einmal die tief empfundene Würde dieses Mysteriums zur Sprache bringend, dann wieder die Kraft und den Nutzen des himmlischen Sakramentes, dann die hierin aufleuchtende höchste Menschenliebe, und, als Kontrast dazu, unsere schläfrige Lauheit und Ehrfurchtslosigkeit ihm gegenüber. Fast die gleiche Art zu predigen behielt er an den folgenden Tagen bei, wenn er in der morgendlichen Ansprache nach der Bittprozession vom selben Ort das Volk eindringlich aber auch sanft lockend zur Verehrung der Gottesmutter ermunterte. Zur achten Stunde am Abend gab er dem Volk noch ein Beispiel einer bestimmten Art täglicher Gewissenerforschung, die von einer scharfen Selbstkasteiung gefolgt war, mit der er am eigenen Körper für fremde Sünden Buße leistete. Diese Predigt vermochte nicht nur Reue zu erwecken, sondern sie führte auch zu offenem Ausbruch von Seufzern und reichlichem Tränenfluss. [...]

Eine wie große Steigerung der persönlichen wie auch der öffentlichen Frömmigkeit sich hieraus ergab, welche Früchte sowohl von den Katholiken als auch von Anhängern der (calvinistischen) Sekte geerntet wurden, das konnten die nächtlichen, am 4., 6. und 9. Tag abgehaltenen, sogenannten Bußprozessionen öffentlich beweisen. Bei der ersten Prozession dieser öffentlich Buße Begehrenden war die Zahl der Teilnehmer beiderlei Geschlechts 600, bei der zweiten 800 und bei der dritten 1000 und noch mehr, wieviele auch

immer in dieser unglaublichen Menge an Häuptern Platz fanden. Diese Zahl war gewiss sehr groß und bewundernswert, einerseits angesichts der Enge einer Stadt, deren Einwohnerschaft zum größten Teil aus Calvinisten und Lutheranern besteht, andererseits auch wegen der Unkenntnis der Bußwerke und des Mangels an dazu geeigneten Mitteln. Dem frommen Heerzug schritt einer der Missionare voraus, die Hand mit einer Geißel bewaffnet, den Hals in Ketten geschmiedet, das Haupt mit Dornen gekrönt, mit nackten Füßen, ein strenger Strafrichter seines Leibes. Ihm folgten barfüßig zwei Priester von den Unsrigen, mit Dornen auf dem Haupt, den Nacken in Stricken, wobei einer das Banner der Büßenden, der andere ein Bildnis des am Kreuz hängenden Erlösers trug. Daran schloss sich an eine Schar von Zwölf, immer wieder ihre Rücken mit Geißeln schlagend, wobei reichlich Blut floss. Es folgten andere, beladen mit dem Gewicht schwerer hölzerner Kreuze, all das so sehr zur Erbauung und inneren Rührung, dass sich in den folgenden Prozessionen etliche Priester den Unsrigen anschlossen, sowohl aus dem Weltklerus als auch aus den Ordensfamilien der Franziskaner, Kapuziner und Karmeliter.

[...] Diesen folgte eine große Zahl, die mit ausgespannten Armen den am Kreuz ausgestreckten Christus nachahmten. Als nächste in der Ordnung des Zuges schritten die vornehmsten Beamten der landesherrlichen Regierung und die Mitarbeiter anderer Behörden, in einer Hand ein Bildnis des gekreuzigten Christus, in der anderen eine Wachskerze tragend, und mit gefühlsstarkem Klagegesang die ganze Stadt zur Buße auffordernd. Unmittelbar hinter diesen schritt das fromme Geschlecht der Frauen, teils Kreuze tragend, teils mit ausgespannten Armen betend, teils Totenschädel und Wachskerzen in den Händen haltend, teils nach Ablegung aller weiblicher Zierde und unter Verzicht auf jegliches menschliche Ansehen mit aufgelösten über die Schultern geworfenen Haaren und bescheiden in ein weißes Bußgewand gekleidet sich als Schuldige bekennend. So ausgestattet durchmaß das fromme Heer dreimal den Umfang des Marktplatzes unter fortwährenden Kasteiungen, die Zuschauer derartig erschreckend und innerlich aufwühlend, dass die Bewohner der dort angrenzenden Häuser bekannten, ihnen werde der Tag des jüngsten Gerichts geradezu leibhaft vor Augen geführt. Danach bestieg einer der Missionare ein erhöhtes Podest und erläuterte mit für alle Anwesenden überzeugenden Gründen die Heiligkeit der gegenwärtigen Pein, und er zeigte dabei, wie leicht doch die zeitliche Strafe sei, wenn sie mit der ewigen verglichen werde. Und dreimal unterbrach er seine Ansprache, als er nämlich von Worten zu Schlägen gegen sich selbst, von der bloßen Rede zur tatsächlichen Bußübung und zu leiblicher Züchtigung wechselte.

[...] Schier unglaublich ist, eine wie große Gemütsbewegung jene körperliche Selbstkasteiung selbst bei den Anhängern der Häresie hervorgerufen hat. Denn obwohl die Gaukelpaffen ihren Anhängern unter Androhung schwerer Strafe ernsthaft untersagt hatten, dort hinzugehen und zuzuhören, hatten sie es trotzdem nicht geschafft zu verhindern, dass sie nächtens scharenweise herbeischlichen, die glühenden Predigten der Unsrigen zu hören und die harte körperliche Kasteiung zu bewundern. Es gab solche, die ihre Obergaukler vorwurfsvoll fragten, warum sie nicht selbst mit einem ähnlichen Beispiel von Frömmigkeit den Ihrigen vorangingen. Der calvinistische Prediger bezeichnete die Werke der Katholiken als Heuchelei und fügte an, solches habe heimlich im eigenen Zimmer zu geschehen. Doch man fragte ihn dann, wann er selbst denn so große Übungen der Buße und Entsagung ausgeführt habe. Ganz gewiss könne Derartiges nicht missbilligt werden. Endlich gab es auch welche, die erklärten, dass seitens ihrer Sekte groß Geschrei erhoben werde, weil sie hier in einer größtenteils andersgläubigen Stadt gezwungen würden, derartig öffentlich einen Triumph der Römisch-Katholischen Kirche anzuschauen. Als nun die Mission beendet war, da baten die vornehmsten Vertreter des Hofes kniefällig und voll Dankbarkeit für die Wohltat der Mission um den letzten Segen und empfingen ihn, überaus reich getröstet.

Auch heute noch kann man dieser Mission reiche Frucht beobachten, und bei den meisten besteht inniges Verlangen, diese Prediger hier wieder anwesend zu hören. Unter den Hinterlassenschaften der Mission hat unser Collgium besonders dies beibehalten, dass die ignatianische Gewissensprüfung, die von den Patres zu bestimmten Zeiten der etwa zweiwöchigen Mission mit eindringlicher Empfehlung ihres Nutzens jeweils gegen Abend beim Volk eingeleitet und durchgeführt wurde, in diesem Jahr auch hier in unserer Kirche begonnen wurde. Das erste Mal hielt sie der Hochwürdige Pater Provinzial selbst. Darauf folgte ein anderer aus den Unsrigen, glutvoll und mit großem Eifer, so dass er nicht nur das Volk, sondern auch Personen höheren Standes in großer Zahl herbeizog.

Seither konnte man bei den meisten besondere Früchte in großer Zahl beobachten, nämlich sorgfältige Vorbereitung zur aufrichtigen Beichte, tief empfundene Herzensreue, die sie nach verschiedenen darin enthaltenen Vorgaben<sup>44</sup> zu erwecken gelehrt werden, schließlich Wege zur Besserung des Lebens und zur Wiedergutmachung.“

(Es folgen, unter § 4, Ausführungen zu den marianischen Sodalitäten.)

### III

#### **Memorandum zur Bewirtschaftung des Kollegs von 1735<sup>45</sup>**

Dieser deutsch verfasste Text ist ursprünglich nicht zur Weitergabe an die Ordensoberen, geschweige denn für die Öffentlichkeit gedacht. Einer kurzen Darstellung der Einkünfte des Kollegs folgen Anweisungen für den Alltag in Heidelberg und im Stift Neuburg. Dem heutigen Leser gewährt er bisweilen geradezu intime Einblicke in Speisepläne wie auch in kleine und große Tücken des Lebens im Heidelberger Kolleg.

#### **Puncta Generalia**

„Die einkünften des Collegii S. J. in Heidelberg bestehen jährlich aus folgenden

- 1 aus denen Zinsen des Capitals zu Prag
- 2 aus denen güttern des Stifts Neuburg.<sup>46</sup>
- 3 aus denen Salariis deren 6 Patrum Professorum in allhiesiger Universität.

Belangendt das Prager Capital: besteht disses aus 35500 fl., schreibe: fünfunddreisig tausent und fünf hundert gulden, und wird indes hundert mit 6 fl. verpensioniert jährlich. Maria Anna Austriaca, gemahlin Johannis Wilhelmi Churfürstens zur Pfalz christmildesten gedächtnisses<sup>47</sup> und höchster gutthäter des hiesigen Collegii, hatte in Summa von 40000 fl. in ihrem testament vermacht zur stiftung eines Collegii in der pfalz, nemblich an jenem orth, wo ihn durchlauchtigster gemahl am tauglichsten wirdt befinden. Disser durchlauchtigste Churfürst hatt disses Capital dem Collegio in Heidelberg appropiert, und hatt der hochwürdigste Pater Generalis Thyrsus Gonzales<sup>48</sup> darüber seinen consens und reversales geben müssen. Obgamelte 40000 fl. sint aber nicht völlig zahlts worden durch höchstbenannten seligen Churfürsten, sondern gehen noch davon ab 4500 fl. Als vor jahren bey dero lebzeithen ansuchung durch die unsrigen gethan worden umb völlige Complirung der obgedachten 40 Tausend fl., hatt ihro Durchlaucht geantwort: Unsere Patres könnten wohl zu frieden seyn, weiln er ihnen das Closter Neuburg gegeben [...]

## Puncta Particularia

### Collegium

In dem Collegio hatt ein Procurator fleißig auff alles acht zu geben, und macht ihm die oeconomie des hausses mehr sorg und Verdrießlichkeit, als alle güter auff dem Lande, buchbinder, Italiener<sup>49</sup>, zuckerbecker, eissen krämer, kupferschmitt, schlosser etc. Wird disses nicht beobachtet, so kommen von denen krämern und handwerksleuten am end des jahrs so viele und große zettel ein, die mit etlich hundert gulden nicht können zahlt werden. Insonderheit soll bei folgenden personen observirt werden.

2. Wan ein frembder zu dem Procurator verlangt, soll der pförtner ihn fragen, was sein begehren wäre. Wenn er es nicht sagen will, soll er ihn abweisen, denn es gehen deren fillouen und spitzbuben gar viel herumb.

3. Keinen frembden soll der Pförtner dem Procuratori vor-, vielweniger in das Zimmer führen, weil es gefährlich.

4. Ein Procurator soll wenig an der pforten sich sehen lassen, wan nicht die noth, will er anderst ruhe haben, und nicht vom bettelgesindt und allerhandt leichtfertigen personen überfallen werde. Es kommen oft liederliche dirn und huren, die von dem Procurator allmosen begehren und ihm ihr leichtfertigeß leben ohnverschämt erzehlen. Dissen soll er nicht geben, dan, wan er es schon wohl und christlich meint, kann er doch dadurch doch in böses geschwätz gerathen. Ein Procurator soll sich gegen die weibsleut mehr rauh und streng, als gütig und barmherzig an der pforte erzeigen. Auff solche weiss wirdt er sich von denen Canallien befreyen, und wenig von denselben überlastet werden. Probatum est Er muss auch nicht anhören, was sie sagen, sondern fortgehen und sagen, er habe zu thun und sey verhindert.

5. Die armen supp wird alle woch 3 mahl ausgeteilt, sonn-, dienst- und donnerstag, in der fasten 2 mahl, als sonntag, mittwoch. Alle tag, wenn kein suppen ausgetheilt, bekommen die armen 3 leib brodt. Wan aber die supp ausgetheilt wird, 2 leib in die supp.

6. Die Frau, so die kirchen, gass und das Atrium Collegii kehrt, bekombt wochentlich 4 leib brodt.

7. Der balgzieher oder calcant bekombt wochentlich ein leib brodt. Item der campanator oder der die schul auff und zuschließet 1 leib. Die Franziskaner und Capuciner bekommen alle quartal (wan sie es begehren) 24 leiblein weiß brodt. Die PP. Carmelitae Dis-calceati jährlich 4 malter korn. Nota bene: machen ietzt fast ein gerechtigkeit daraus, dan als ihnen einsmahl gegeben worden 2 malter korn und 2 malter spelz, haben sie uns in das ganze land aufgeschriegen.

Bekommen also die armen jährlich 1596 leib brodt, nebst dem brodt, so in die armen supp geschnitten wird und sonst ausgegeben; auch nicht mitgerechnet die 4 malter pro Patribus Carmelitis, noch was im Stift Neuburg und Schwabenheim<sup>50</sup> ausgeteilt wird, wo keiner leer fortgeschickt wirdt.

Der Pförtner als Schuster Meister machet und flicket die schuh und pantofflen das jahr hindurch. Weil er aber mit der pforten sehr verhindert, so lasset man ihm gegen Johanni einen schuhknecht zu etwan durch 6 Wochen. – Die häuth von unsern kälbern, küh und oxen werden dem gerber zum bereithen gegeben, welche aber zuvor müssen mit dem eissen gezeichnet werden, damit sie nicht vertauschet werden. Der Schuster Meister muß accurat aufschreiben, wie viel häuth er dem gerber gegeben und wieviel er von demselben nach und nach empfangen habe.

8. Der Pförtner so auch Refectorianus: die löffel, messer, gabeln, gläser soll er wohl verschlossen halten, denn sonst gar viel verzogen wird. Wenn das neue refectorium eingerichtet wird, soll es mit dazu nötigen schränken versehen werden. Unglaublich ist, wieviel messer, gläser, gabeln von Patres. Magistri und brüdern hinausgetragen und ver-

schleppt werden. Die brüder nehmen die messer und lassen sie im garten und gesindstüb liegen, da sie dann entweder verrostet oder gestohlen werden.

9. Wan die Musicanten tractirt werden, sollen ihnen schlechte gläser gegeben werden, dan die erfarnus gelehrt, daß sie die schönen tischgläser mit schlechten, so sie mitgebracht, verwechslet haben.

## Dispensator

Auf einen Dispensator muß man gleich anfänglich achtgeben, ob derselbe haushältig oder verschwenderisch, faull oder embsig sey, damit man bezeiten vorkehren könne; wenn der Dispensator nur ein wenig liederlich ist, so kann er in diesem Collegio einen schaden mehr denn 300 fl. thun.

1. Ein Dispensator soll nicht mehr fleisch bei dem metzger bestellen noch mehr frische fische einkauffen als personen des Collegii sind. Er muß sich auch darnach richten, wan etliche verreisen, invitirt werden oder sonst zu gast gehen, damit er nach proportion weniger nehme. Wan brathen zu mittag ist, ist genug, wenn er für 24 Personen 9 oder 8 pfund rindfleisch nimbt.

2. Der Dispensator soll das fleisch alle tag abwägen und auffnotieren, wieviel pfund er empfangen habe; darinn geschieht öfters ein groser betrug von denen metzgern. Er soll auch zusehen, ob das fleisch gut sey, wo nicht, so soll er es zurückschicken; dan man deshalb dem metzger nicht zu flattieren hatt, weilen man ihn monatlich accurat auszahlt, so auch künftighin soll gehalten werden, dan wan man die zahlun ein jahr oder halb jahr stehen lasset, so kombt es nachgehends sehr schwer ahn, so viel gelt auff einmahl zu geben. So denken auch die metzger und geben das allerschlechte fleisch, weil man ihnen schuldig ist.

3. Wenn der Dispensator wildpret kauft, soll er es frisch geben; oder so disses nicht geschehen kann, soll er dasselbe also einpeizen, damit es nicht verderbe, auch täglich darnach sehen. Nota bene: In denen wildpret portionen wird gemeinlich sehr gefehlt, dan indem das rothe wildpret ordinarie verkauft wird, das pfund umb 3 oder 2 ½ kr., so achten es die dispensatores nicht und geben darumb öfters 16 pfund für eine portion, da 12 pfund genug wären: werden also die leuth wegen gröbe deren portionen gleich überdrüssig und vermeinen, es sey nicht nuz, weil man so viel giebt. Item bleibt viel übrig, so dan hin und wider verschleppt wirdt. Wan man disshalb eine ermahnung giebt, so antworten sie: es koste wenig, sey wohlfeil, gedenken aber nicht, daß essig, wein, gewürz etc. darzu verwendet werden müsse.

4. Ein Dispensator soll nicht bey denen krämern auff's Conto schreiben lassen, sondern es gleich bezahlen. Es geht ins tausend hinein, wan man ihnen erlaubt aufschreiben zu lassen, dan es wird kaum ein Tag seyn, da sie nicht etwas abholen werden lassen.

5. Der Dispensator soll nicht viel zucker, mandlen, rosinen, biscuit und andere naschwahr ein kaufen. Es giebt viele Dispensatores, die gewaltig schleckerig seyn und die leuth im Collegio auch darzu gewöhnen.

6. Ein Dispensator soll einkauffen selbst und das eingekaufte heimtragen. Es soll gar nicht zugelassen werden, daß sie weiber und mädlein an sich hangen haben, dan diss macht keinen guten nahmen und giebt ursach, daß sie viel fleisch, brodt und anders dissen weibsleuthen verschenken, werden auch öfters miteinander gar zu gemein.

7. Man muß verhindern, daß ein Dispensator sich nicht viel mit den auswendigen bekennt mache; durch solche bekenntschafft entsteht, daß sie wildpret, nierenschnitten, pastätlein, weiße leiblein brodt, zuckerwerck hippen, kuchen hinaus schicken, umb sich bey ihnen recommendirt zu machen und den nahen zu bekommen: die wären gar gute und liebeiche Dispensatores. Wan sie mit denen schürzen oder zugedeckten körblein an

die pforth gehen, hatt man ursach anzunehmen, es stecke etwas unter dem schurz oder liege ein brodtlein und fleisch in dem körblein.

8. Ein Dispensator soll das nöthige zeitlich einkaufen und von der ersten handt, soll damit nicht warthen bis auf die letzte stund und hernach zu denen hockenweiber hinaus-schicken und denen katzen das schwerer abkauffen.

9. Ein dispensator soll sich nicht erst umb 7 uhr besinnen, was er zu mittag geben wolle, sondern alle sambstag bey sich ausmachen, was die folgende woch zu geben sey, falls kein küchen zettel gemacht ist.

10. Dem koch soll der Dispensator nicht zu viel butter geben, sondern was nöthig, noch die butter auf viele teller herumb schmieren. Es hatt gelehrt die erfahrnus, daß die köch, wan sie viel haben, auch viel verschwenden. Ein gleiches soll mit dem gewürtz gehalten werden.

11. Die Dispens soll jederzeit sauber gehalten werden und ein jegliches an seinen orth gestellt sey; gemeinlich stellen die Dispensatores in einen Schrank zusammen: butter, käs, brodt, fleisch, fisch etc., da es dan giebt einen üblen Geruch und das brodt inficirt wirdt.

12. Das übergebliebene fleisch soll frühlings- und sommerzeit in den keller gesetzt und nicht in der dispens auffbehalten werden.

13. Auf äpfel, birnen, dürrfleisch, schinken soll er fleißig acht geben, damit nichts verfaule.

14. Im sommer soll er cucumern und grüne bohnen für die fasten einmachen. Im August und September werden die meiste aall gefangen und sint am wohlfeilsten, da soll er zeitlich einkaufen und dieselbe räuchern.

15. Die Dispensatores und Köch wollen auch öfters auf das stiefft gehen<sup>51</sup>, unter dem vorwandt, das obst zu durchsuchen und nach dem derren fleisch zu sehen. Es ist aber beobacht worden, daß sie nicht darauf schau, sondern nuhr fragen, ob das obst aufgelesen werde. Dernach gehen sie herumb, schwatzen mit denen leuthen, keglen oder machen das gesindt rappelköpfisch, geben auch oft schlecht exempel und gehen im rückweg in ein wirtshauss und trincken etlich schoppen wein.

16. Ein Dispensator soll nicht ganze schüssel voll frühstück denen Magistris vorstellen, sondern portion weiß. Er soll auch nicht, ohne erlaubnis R.P. Rectoris einem butter, dem anderen ein supp, dem dritten fleisch, dem vierten eyergetz, sondern wan fleischtag, so giebt man fleisch, ist fasttag, butter. Das Frühstück soll er auch zeitlich wider hinweg thun und nicht stehen lassen, damit sich nicht unterschiedliche schmausser einfinden.

17. Was vom ersten und zweiten tisch übergeblieben soll er fleißig aufheben: Was er davon im Collegio nicht braucht, soll er auff die höff schicken, bald auf Neuburg, bald auf Schwabenheim. Er soll auch wohl achthaben auf die stücklein brodt, so auch sollen hinaus geschickt werden, dan das weißbrodt brauchen die bauerleuth zu glöß und anderen speisen. Wan ein Dispensator disses fleißig thuth, so kan er halb das gesindt auf den höffen ernähren; imgleichen soll er acht geben auf das brathen-, fleisch- und schinkenfett, so er gleichsam hinausschicken soll, dan also wird die butter bei dem gesindt gespahrt. Wan die hoffleuth merken, daß man ihnen etwas aus dem Collegio schicket, so sind sie auch beflissen, unterschiedliche sachen aus den höffen einzulieffern.

18. Ein Dispensator soll das gesindt mit fleisch nicht anschoppen, sondern geben zu mittag und abendt was recht, nicht zu viel und nicht zu wenig. Er soll auch wissen, die proportion zu halten, wenn 2 oder 3 gesindt oder mehrere zu speisen. Die erfahnu lehrt, daß wenn das gesindt zu viel fleisch bekombt, daß sie davon faul und träge werden, daß sie das überbliebene verschenken oder hund und katzen geben. Man soll ihnen auch nicht zuviel brodt auff einmahl geben, dan sonst schneiden sie die rinden ab, essen allein die krüstlein, das übrige lassen sie in dem kasten verderben oder schenken es hinweg. Man kann disshalb nicht genug acht geben.

19. Weil der Dispensator auch das öhl in verwahrung hatt, soll er unter denen fässlein geschirr stehen haben, damit nicht verschüttet werdt und in die erden rinne, wie zu geschehen pflegt. Ein Dispensator soll nicht zugeben, daß knecht oder schneider gesell das öhl zapfen.

20. Ein Dispensator soll (nicht) den haussknecht des tags hindurch 30 oder 40 mahl aufschicken, sondern bey sich zu vor ausmachen, was in der statt zu thun sey, damit es mit einem oder zweyen aufgäng verrichtet werden könne.

## Koch

1. Ein Koch muß gewohnt werden, damit er mit dem holz sparsam umbehe. Wan kein brathen ist, soll er brauchen kurzes holz, damit es nicht umbsonsten hinden hinaus komme; wan aber brathen ist, so ist das lange holz nöthig.

2. Er soll nicht vor 6 Uhr Feuer machen, wie ein mißbrauch ist in anderen orton. Dan wan das fleisch umb 6 uhr bey gesetzt ist, hatt es zeit genug gahr zu werden, allein ist nöthig, daß es in beständigem sud erhalten wird. Auff disse weiss wirdt es gut und wohlgeschmackt; abgeschmackt aber wirdt es, wan das fleisch bald siedet, bald wider ablasset.

3. Ein koch sol wiessen oder unterricht werden, wie viel gewürz zu einer jeden speis erfordert werde. Etliche vermeinen, es wären die speisse nicht gut, wan nicht pfeffer, ingwer, nägelein, muscatblüht und saffran darin ist, aber da verderbt nicht nuhr allein ein das andere, sondern macht auch große unkosten und kombt gar nicht heraus. Pfeffer soll wenig gebraucht werden.

4. Ein koch soll nicht die bloße fleischbrühe allein über das brodt schütten oder disse Brühe mit saffran gelb machen, sondern ieder zeit etwas von wurzlen oder kräuthen dar ein thun: als petersilgen wurzlen, zellerig, weiße und gelbe rüben, pastinacken, sauerampfer, endivien etc.

5. Das gemüss und andere speissen sollen recht geschmelzt werden, nicht zu viel und nicht zu wenig, zu viel macht eckel und schütten dien leuth die butter ab, wirdt also viel verschwendet. An denen fleischtagen soll er das gemüss mit gutem brathen fett oder anderem fett, so von dem fleisch abgehoben, schmelzen. An denen fasttagen hatt es seine bewandnuss.

6. Ein koch soll nicht ganze kessel voll gemüss kochen und die portionen über häufen, sondern nach proportion deren Personen das gemüss einrichten. An so viel gemüss haben die leuth bald einen verdruß, so ist auch solche meng des gemüss entweder schlecht geschmelzt oder recht geschmelzt; ist das erste so wirdt gemurrt, ist das zweite wirdt viel verthan und kombt nicht zu nutzen.

7. Ein koch muß sich befleißigen, die portionen gleich zu machen so viel möglich, gemeinlich ist die erste und zweite taffel mit geringen portionen versehen, die lezte aber mit großen, und dies geschieht entweder, weil der koch denen brüdern etwas mehreres oder besseres gönnt als denen andern, oder weil er anfänglich in sorgen steht, es komme nicht aus mit dem fleisch.

8. Was von dem abgetragenem noch zu brauchen, soll er in eine saubere schüssel legen, das andere aber in die armen supp, welche er sauber halten soll. Es ist kein lieb gegen die armen, wan er alle bein oder angebissene und ausgesunderte fleisch stücklein hinein würft; disse gehören den hunden und katzen.

9. Ein koch soll seine küch, tisch und bänck, anricht sehr sauber halten; soll auch nicht allerhandt schüsseln in die schränk stellen und darin verderben lassen. Er soll die butter und Fett nicht in allerhandt schüsseln und geschirr herumb schmieren, sondern seine gewisse darzu haben.



Gewölbekeller des ehemaligen Jesuitenkollegs: Wo einst Vorräte und Weinfässer lagerten, stehen heute die Bücherregale des Englischen Seminars. (Foto: Autor)

10. Ein koch soll wohl acht haben, ob die kupfer geschirre, in welchen er kochen will, sauber sint und nicht grünspahn angezogen; giebt er darauff nicht acht, so ist er ursach, daß die leuth krank werden oder gar sterben.

11. Der eingemauerte kessel soll jederzeit zum wenigsten bis an die helftten mit wasser angefüllt seyn, sonst verbrennt das kupfer. Dieser kessel soll auch wöchentlich zweimal ausgebutzet werden.

12. Es soll nicht zugelassen werden, daß der koch den hauss knecht als seinen küchen bub gebrauchte, sondern er soll sein amt in der küch selbst verrichten. Vor etlichen jahren hatt der koch sein gemüs, salat etc. selbst butzen müssen, item das brenn holz in die küche führen, den grosen kessel mit Wasser anfüllen etc. Disser gute gebrauch ist nach und nach abkommen, soll wider eingeführt werden.

13. Die köch machen sich gemeiniglich ohnsichtbahr nach gemachtem mittags Examen und lassen sich vor dem vesper trunck selten sehen; sie hätten genug in dem garten zu schaffen, wan sie sich wollten den schlauf- und müßiggang abrechen. Rathsam wär, wan man ihnen ein sonderes stück garten assignirte, so er allein bauen müste.

## Keller Meister

Das amt eines Kellermeisters dahir ist, den wein in obacht zu nehmen und das bier für das Collegium zu brauen. Es muß beobacht werden

1. daß der tischwein alt und gut sey; er soll sorg tragen und die sach dahin anordnen, dass der tischwein das ganze jahr hindurch gleicher güte und geschmack sey, also zwar dass wan ein neues faß angestochen wird, man nicht vermuten könne, dass es ein anderer wein sey, sonst giebt es lermen, tumult und geschmähl, als wollte man denen leuthen einen schlimmeren wein geben.

2. Der ehrenwein muß umb ein zimliches besser seyn als der tischwein. Man hat zeit-hero die theilwein von Handschuhshheim, Neuenheim, Leutershausen, Wein(heim), Heidelberg und Rhorbach zu tischwein<sup>52</sup> gegeben, zu ehrenwein aber den Dossenheimer oder zum höchsten den Rödelsteiner,<sup>53</sup> jedoch wan gar gute jahr gewesen, so haben auch die obgemelten tischwein, doch einer vor dem andern, zu ehren weinen können gegeben werden.

3. Ein Procurator muß daran seyn, damit von dem oberen dem kellermeister ein befehl ertheilt wird, niemandt ohne R. P. Rectoris erlaubnus einen anderen wein zu geben als tisch - oder ehrenwein. Es giebt zu zeithen Ministri, die selbst gern trincken oder andern flattieren wollen, um sich recommendirt zu machen. Disse befehlen fast täglich, etwas recht gutes zu bringen, also werden die wein durchsoffen, und weil sie nicht mit gleichem können auffgefüllt werden, so kombt es endtlich dahin, daß in dem ganzen keller kein unterschied mehr unter denen weinen sey.

4. Die wein(fässer) müssen zu seiner zeit, wie es rechtschaffenen kieffern bewust, auff gefüllt werden, damit sie sauber bleiben.

5. Der Keller Meister muß nicht zu freygebig seyn, sonst werden die fässer bald lehr werden. Es ist kein gut lob, wan man sagt: Das ist ein lieber bruder, er giebt her, was er hatt. Disse muß auch beobacht werden gegen die auswendige, dan kaum ein handwerker ein handt im Collegio anlegt, so will er gleich ein trunck haben. Die handtwerccks leuth werden und sollen accurat bezahlt werden, aber nebst der zahlung ihnen die gurgel schwencken, ist dem hauss schädlich. Sie seint wohl zufrieden bey denen auswendigen, wan sie nuhr ihr gelt bekommen, ahn einen trunck dörfen sie nicht gedencken.

6. Ein Kellermeister soll fleißig acht geben, daß kein faß rinne, auch nach denen fässern täglich schauen, ob kein reiff gesprungen, sonst können in einer nacht viele fuder wein auslaufen. Man hatt von etlichen jahren her viele fässer mit eissen gebunden. Disse muß continuirt werden, dan also ist man aus vielen gefahren und nutzt dem Collegio sehr viel, weil die hölzerne reiff gar zu rar werden und sehr theuer müssen zahlt werden, da sie doch nicht lang halten.

7. Nach lichtmeß werden die neue wein abgelassen, zu welcher zeit der Keller Meister einen gehülffen nöthig hatt. Einen kiefferknecht das ganze jahr durch halten ist nicht nothwendig, dieweil der Keller Meister allein sein amt versehen kann. Jedoch wan ein großer herbst zu hoffen, so hatt man einen kiefferknecht auff Johanni angenohmen, und bis weynachten und nicht länger behalten, dem man nebst kost 14 oder 15 gulden zum lohn gegeben hatt.

8. Nach dem herbst pflegt man die häffen zu brennen; auf dem brandenwein, so man von 10 jahren her verkaufft, hatt man die eissern reiff machen lassen; kann also continuirt werden.

9. Im herbst muß der Kellermeister seine fässer also gerüstet haben, damit er die besten wein von denen guten, die guten von denen schlechteren absondern und auffbehalten könne.

10. Der Keller Meister als bierbrauer muß besorgen, daß er eine gute portion von altem malz im vorrath habe. Das alte malz giebt das beste bier. In Martio fang er ahn sein malz zu machen: bricht auf einmal ein 8 bis 10 malter gerst.

11. Wan der Keller Meister das bier braut, so kann er am besten zu selbiger zeit das malz machen, weil er ohne deme im brauhaus sich beständig auffhalten muß. Zeithero als das Collegium 26 und 27 personen gehabt<sup>54</sup>, hat man 30 malter gerst zu dem malz verbraucht. Nota bene: Es ist nicht rathsam, daß man viel lager bier mache, dan die unsrige die gewohnheit haben, wan das bier nicht gar zu gut ist, daß sie solches nicht trinken; bleibt also das bier nuhr liegen und verdirbt. Zu dem lager bier muß man etwas guten hopfen einkauffen, dan derjenige, so man zu Neuburg bauet, ist darzu zu schwach und ohnkräftig; für das andere bier aber ist er gut.

11. (sic) Wan man dem müller malz zu schroden giebt, muß man ihm anschaffen die freyzeichen. Man schickt darumb hienauf zu dem jenigen, der die freyzeichen<sup>55</sup> auf giebt, einen zettel der also geschrieben wirdt: = 4 säck Malz zu schroden für das bier des Collegii Societatis Jesu in Heidelberg: werden dafür die gewöhnlichen freyzeichen geziemend begehrt. Martii 1735

Procurator manu propria (= eigenhändige Unterschrift)

12. Ein keller meister soll auch zu zeiten visitiren die wingert, umb zu sehen, ob auch der wingertsman seine arbeit der gebühr nach verrichtet.

## Becker Meister

Das ambt eines beckermeisters ist, das weiße und schwarze brodt zu backen, den speicher zu besorgen und auch etwas in dem garten zu arbeiten.

1. Die wochen backt er 3 mahl frisch brodt für die unsrige, nemblich: dienstag, Donnerstag, sambtag. Er niembt so viel mehl als nöthig für die anzahl deren personen im Collegio. Es ist gar schädlich, wan er mehr backt als man braucht, dan das übrige druckene brodt hin und wieder vergeben und verschenckt wirdt. Daraus entsteht, daß in einem jahr bis 20 malter spelz mehr aufgehen, als nöthig gewesen wäre.

2. Im backen ist zeithero solcher gebrauch gehalten worden: Montags gegen 4 uhr nachmittags hatt der becker seine praeparatoria gemacht: Nach der abendt Litaney hatt er eingemährt, darauff sich in seine cammer begeben zu der ruhe. Dienstag ist er um 3 uhr früh oder noch ehender auffgestanden, in seine beckerrey gegangen, sein brodt gebacken. Um halber 7 hatt er seine mess gehört oder gedienet. Auff gleiche weiss hatt er es gehalten auff donnerstag und sambtag. Von dissem gebrauch soll nimmer abgelassen werden, dan wan man dem becker meister zu lasset bey tag zu backen, so hatt die gemeinde das ganze jahr hindurch niemahlen frisch brodt zu mittag. Der becker bringt die ganz woch mit backen zu, dan montags wirdt er praeparatoria machen, mittwoch wider praeparatoria machen, Donnerstag backen, freytag praeparatoria machen, sambtag backen, sontags schlaffen. Zu deme wan er bey tag backen will, wie kann er die fruchten von denen beständern empfangen? Wie kann er ausmessen, wan die fruchten verkaufft werden? Die beständer und käuffer kommen nicht bey nacht, sondern bey tag.

3. Der becker meister soll zeitlich frucht in die mühl geben, damit es an dem mehl nicht mangle. Jedoch muß er bey sommer zeit zu viel nicht mahlen lassen, damit das mehl nicht verderbe. An der müller das mehl bringt, soll es iederzeit gewogen werden, darumb ist die waag in der beckerrey angeschafft worden.

Von 1 malter korn muss geliefert werden:

von 1 malter spelz:

4."

(Hier bricht die Handschrift ab.)

## Epilog

Der letzte Eintrag in den „Litterae Annuae“ dokumentiert die Erschütterung und das Entsetzen des Chronisten, als der Orden durch päpstliche Verfügung, für alle Mitglieder völlig unverständlich, aufgehoben wurde.<sup>56</sup> Anders als bei den Berichten für die vorausgehenden Jahre findet sich für dieses fatale Jahr 1773 nur ein einziger Satz: „Hoc anno omnes Patres Societatis Jesu Defuncti sunt et D.... peste papali!“

Die Schrift ist beschädigt durch einen später wieder entfernten Klebezettel. Als Übersetzungsversuch des Fragments sei angeboten: „In diesem Jahr sind alle Pa-



## Anmerkungen

- 1 Auf den weitgehend unbekanntenen Pfaden in die Heidelberger Jesuitengeschichte konnte sich der Autor auf die Wegweisung folgender Institutionen und Personen verlassen: Stadtarchiv Mainz, Landesarchiv Rheinland Pfalz in Speyer, Diözesanarchiv Münster, Universitätsarchiv Heidelberg, Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB) München, Dr. Gheorghe Stanomir vom Pfarrarchiv der Heidelberger Jesuitenkirche, Ambrosius Leidinger OSB, Prior der Benediktinerabtei Stift Neuburg, Karl Weich SJ, Mannheim, Familie Schneider vom historischen Burgunderweingut Gräfenhausen und etlicher Urfälzer des Pfälzer Waldes bei der Suche nach „Rödelsteinen“. Ihnen allen sei hier gedankt.
- 2 Zum „dritten Genf“ vgl. Notker Hammerstein: Vom „Dritten Genf“ zur Jesuiten-Universität. Heidelberg in der frühen Neuzeit, in: Die Geschichte der Universität Heidelberg (Studium Generale WS 1985/86), Heidelberg 1986, S. 34–44; Armin Kohnle: Die Kurpfalz. Asyl für Glaubensflüchtlinge im 16. Jahrhundert, in: Pfälzisches Pfarrblatt 96 (Online-Ausgabe 2004).
- 3 Karla Apperloo-Boersma, Herman J. Selderhuis (Hgg.): Macht des Glaubens – 450 Jahre Heidelberger Katechismus, Göttingen 2013.
- 4 Immer noch lesenswert René Fülöp-Miller: Macht und Geheimnis der Jesuiten. Eine Kultur- und Geistesgeschichte, Wien 1929; in sachlicherem Ton Manfred Barthel: Die Jesuiten. Giftmischer oder Heilige? Gernsbach 1991; eine neue, umfangreiche Gesamtdarstellung liefert der Hamburger Historiker Markus Friedrich: Die Jesuiten. Aufstieg – Niedergang – Neubeginn, München 2016.
- 5 Ludwig Häusser: Geschichte der Rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen, II, Nachdruck Pirmasens 1970, S. 801.
- 6 Eike Wolgast: Die kurpfälzische Universität 1386–1803, in: Semper Apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität, IV, Hg. Gisbert zu Putlitz, Heidelberg 1986, S. 54f.
- 7 Vgl. Geleitwort zu: Semper Apertus (wie Anm. 6), S. IX. Die Einstellung gegenüber der jesuitischen Vergangenheit scheint sich bis heute nicht wesentlich geändert zu haben. So findet man im ehemaligen Kloster Lobenfeld, im 17. Jh. Besitz der Heidelberger Jesuiten, auf dem Hinweisschild für Besucher die Formulierung „Im 17. Jhdt. saßen hier die Jesuiten“, als ob es sich um eine Art Räuberbande gehandelt habe.
- 8 Semper Apertus (wie Anm. 6), Bde. V u. VI, Hg. Peter A. Riedl, Heidelberg 1986, insbesondere die Beiträge von Sigrid Gensichen, Elda Gantner und Waltrud Hoffmann, Bd. V, S. 113–184.
- 9 Frieder Hepp, Hans-Martin Mumm (Hgg.): Heidelberg im Barock. Der Wiederaufbau der Stadt nach den Zerstörungen von 1689 und 1693, Heidelberg 2009.
- 10 Die Geschichte des Heidelberger Karmeliterklosters ist sehr gut dokumentiert bei Markus Maesel: Chronik des Barfüßer Karmeliterkloster zu Heidelberg, Heidelberg 1998.
- 11 Vgl. Norbert Bosslet OSB: Heilige Mauern, Heidelberg 2013.
- 12 Petra Nellen: Die schwarzen Nonnen. Augustinerinnen in Heidelberg, in: Petra Nellen u.a.: Die Vergangenheit ist die Schwester der Zukunft. 800 Jahre Frauenstadtgeschichte in Heidelberg, Hg. Stadt Heidelberg, Amt für Frauenfragen, Ubstadt-Weiher 1996, S. 115–122.
- 13 Marielene Niestroj: Die weißen Nonnen. Dominikanerinnen in Heidelberg, in: Nellen (wie Anm. 12), S. 123–129.
- 14 Jedes Kolleg war verpflichtet, strukturierte jährliche Berichte zu erstellen, die dann über die Provinzialleitung nach Rom verbracht wurden. Die Heidelberger Berichte gliederten sich in: 1) Bekehrungen 2) Sakramentenspendung: Beichte und Eucharistie 3) Caritative Tätigkeit und Predigten 4) Marianische Sodalitäten 5) Schule und Universität 6) Kult von Ignatius und Franz Xaver 7) Wohltäter 8) Verstorbene. Die Berichte wurden im 16. und 17. Jh. in Rom zusammengefasst und ediert. Für manche Kollegien existieren inzwischen Übersetzungen der Einzelberichte, z.B. für Ettlingen, Baden, Neuss, Rouffach/Elsaß und Hamburg Altona. Die Heidelberger Berichte finden sich als RA 201 im Universitätsarchiv.
- 15 Historia Domus Heidelbergensis, UAH A–080/1.
- 16 FATA / COLLEGII HEIDELBERGENSIS / SOCIETATIS JESU / AB ANNO ... MMDCCXXII USQUE AD ANNUM MDCCXXII[...] Heidelberg 1712 (UB: Q 7140-RES).
- 17 Die Lagerbücher von 1716/17 enthalten Kopien von Dokumenten aus Neuburgs Vergangenheit bis zur Übertragung an den Orden durch Johann Wilhelm sowie nach Ortschaften

- aufgelistete Beschreibungen des gesamten Landbesitzes und der daraus sich ergebenden Zinspflichten des jeweiligen Pächters. Das „kleine“ Lagerbuch, das Leibgedinge und Erbbestände verzeichnet, wurde von Alexander von Bernus 1927 zusammen mit der gesamten damals bestehenden Liegenschaft dem Kloster übergeben. Das „große“ Lagerbuch wurde vom Lobenfelder Heimatforscher Heinrich Neudeck am 23.3.1959 „dem Stift geschenkt“, der es seinerseits nach dem 1. Weltkrieg bei einem Antiquar erworben hatte.
- 18 Provisorbericht von 1735, BSB gcm 27440(13).
  - 19 Monumenta Ignatiana, Fontes Narrativi de S. Ignatio de Loyola et de Societatis Iesu Initium, III, ed. Cándido de Dalmases SJ, Rom 1960, S. 543; 588 (vgl. auch Mt 5, 11f.).
  - 20 Zum Schulwesen während des Dreißigjährigen Krieges vgl. B. Duhr SJ: Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, Bd. II,1 Freiburg 1913, S. 180–182. Für den Unterricht an den jesuitischen Lehranstalten gab es seit 1599 ein auf lange Zeit verbindliches Regelwerk, die „Ratio atque Institutio Studiorum Societatis Iesu“, kurz „Ratio Studiorum“ genannt. Die maßgebliche Edition des Originals erstellte Laszlo Lucács SJ in: Monumenta Paedagogica Societatis Iesu, V, Rom 1986.
  - 21 Vgl. hierzu Fridolin Keck: Im Dienst der „Re-Katholisierung“. Die Jesuiten in Heidelberg, in: 800 Jahre Heidelberg. Die Kirchengeschichte, Hg. Heribert Vogt, Heidelberg 1996, S. 44.
  - 22 Das in der Handschrift genannte „Sacellum multo capacius“ könnte in der Mitte des heutigen wiederhergestellten Barockgartens gestanden haben. Die Stadtansichten von Merian (1620) und Kraus (1670) zeigen, dass das später den Jesuiten zugewiesene Gelände vor den Brandschätzungen von 1689 und 1693 fast vollständig überbaut war. Gut denkbar wäre, dass nach den Bränden größere Mauerreste stehen blieben, die dann nach entsprechender Überdachung zu einem vorläufigen Gottesdienstraum (Sacellum) umgearbeitet wurden. Nach Auskunft von P. Anselm Riedl, der die Wiederherstellung des Barockgartens 1976 überwachte, fand sich bei den Bodenarbeiten etwa in der Mitte des Gartens ein stattlicher zugeschütteter Renaissance-Keller. Möglich wäre, dass sich seinerzeit über diesem Keller der Vorläufer der Salvatorkirche befand. Vgl. Elda Gantner: Das ehemalige Jesuitenkolleg, Heidelberg 1988, Abb. 31f.
  - 23 Bei diesen öffentlichen „preces triduanae“ wäre insbesondere an das von den Jesuiten gefördertete sich über drei Tage erstreckende vierzigstündige Gebet vor dem ausgesetzten Allerheiligsten zu denken. Diese Form der Anbetung geschah ursprünglich zu Beginn der Karwoche, wurde später jedoch auch als Einstimmung in die vierzigtägige Fastenzeit eingesetzt und, wie z.B. für die Diözese Münster belegt, auch als eine Art religiöses Kontrastprogramm zu den „drei tollen Tagen“ vor Aschermittwoch. Letzteres wäre gerade auch für das von der „Historia“ genannte dreitägige Gebet zu Quinquagesima 1705 vorstellbar.
  - 24 Die Heiliggeistkirche, die seit 1698 nach kurfürstlicher Anordnung als Simultaneum benutzt worden war, erhielt im Jahre 1705 eine Mauer, die das reformierte Langhaus vom katholischen Chor trennte.
  - 25 Todesangst-Christi-Bruderschaften gab es in der Barockzeit an vielen Orten, besonders zahlreich in der Diözese Münster. Von der in Nordwalde bei Münster bis 1921 existierenden Bruderschaft erfuhr der Verfasser seinerzeit durch seinen Großvater. Für konkretere Hinweise Dank an Dr. Heinz Mestrup, dem Leiter des Diözesanarchivs Münster.
  - 26 Die zahlreichen Kongregationen, Bruderschaften und religiösen Bündnisse jener Zeit können mit Fug und Recht als wichtige Stütze des damaligen Gemeindelebens angesehen werden und sind in gewisser Weise den heutigen kirchlichen Vereinen vergleichbar. In Heidelberg bestand noch bis ins 20. Jh. eine damals von den Jesuiten gegründete Marianisch Akademische Congregation. Der letzte Eintrag der im Pfarrarchiv Heilig Geist in 5 Kartons verwahrten Akten ist vom 16.1.1922.
  - 27 Der hier genannte Abt Agostini Stephani begegnet wiederholt in Dokumenten aus der Regierungszeit Johann Wilhelms. Er war Abt des kleinen Klosters Lepsing bei Nördlingen, besaß eine umfassende Bildung und trat auch als Komponist in Erscheinung. In den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts war er Hofkapellmeister in Hannover, vgl. Georg Fischer: Opern und Concerte im Hoftheater zu Hannover bis 1866, Hannover 1899. Seine Funktion am kurfürstlichen Hof zu Düsseldorf entspricht der eines Regierungspräsidenten.
  - 28 Um den dauernden Querelen zwischen den Konfessionen ein zumindest vorläufiges Ende zu machen, hatte die kurfürstliche Verwaltung im Jahre 1705 die Kirchengüter im Verhält-

- nis 2 : 5 unter Katholiken und Calvinisten aufgeteilt. Demnach standen also den Calvinisten in jedem Fall fünf Siebtel zu.
- 29 Zur Geschichte des Klosters Neuburg vgl. N. Bosslet (wie Anm. 11), S. 18ff. Die Einkünfte des Stifts Neuburg dienten zum größten Teil dem Unterhalt der von den Jesuiten geleiteten Schulen. Da grundsätzlich Schulgeldfreiheit bestand, mussten die notwendigen Finanzmittel auf andere Weise erbracht werden, zum Beispiel durch entsprechende Liegenschaften; vgl. hierzu N. Bosslet OSB: Ehemalige Klöster und Stifte in Heidelberg V, in: Wort in die Zeit. Jahresheft der Abtei Neuburg 2004, S. 20.
  - 30 Die mit der Übertragung des Klosters Neuburg verbundenen Auseinandersetzungen scheinen Ausdruck des vom mittelalterlichen Investiturstreit bis zur Säkularisation schwelenden und nie ganz geklärten Problems der Zuständigkeit für kirchlichen Landbesitz zu sein.
  - 31 Ein Herr von Hundtheim erscheint als Regierungsrat am Hof Johann Wilhelms. Vgl. Winfried Dotzauer: Die deutschen Reichskreise (1363–1806), Stuttgart 1998, S. 287.
  - 32 Zur Darstellung dieses Vorgangs in der modernen Geschichtsschreibung vgl. Eike Wolgast: Die Universität Heidelberg (1386–1986), Berlin, Heidelberg 1986, S. 67ff.; ders.: Die Universität Heidelberg, in: Heidelberg, Geschichte und Gestalt, Hg. Elmar Mittler, Heidelberg 1996, S. 299.
  - 33 Damit ist die im Bau befindliche Salvatorkirche, jetzt Pfarrkirche zum Heiligen Geist, gemeint.
  - 34 Unter Volksmission ist im Unterschied zur Missionstätigkeit in fernen, nichtchristlichen Regionen eine punktuelle intensive Predigtstätigkeit zur Glaubenserneuerung innerhalb bereits bestehender Gemeinden zu verstehen. Im Zuge der katholischen Reform des 16. Jhs. entstanden neue Orden, z.B. die Kapuziner und die Jesuiten, die sich gerade dieser Aufgabe widmeten. Einen Höhepunkt erreichte diese Bewegung im 19. Jh. Der Begriff erscheint heute vornehmlich im evangelischen Bereich und bezeichnet dort, ähnlich wie bei den Katholiken, spezifische Projekte spiritueller Erneuerung.
  - 35 Die letzte Mission war 1963 vom 22.3. bis 7.4. in der hiesigen Jesuitenkirche (laut Verkündbuch der Pfarrei Heilig Geist 1963, im Pfarrarchiv). Beide, die erste und die letzte Mission, fanden im Frühjahr statt und sind strukturell, was den Aufwand und die Anzahl der Predigten angeht, abgesehen vom barocken Gepränge des Jahres 1717, durchaus vergleichbar.
  - 36 Zur „Italienischen Methode“ vgl. Christoph Nebgen: Missionarsberufungen nach Übersee in drei deutschen Provinzen der Gesellschaft Jesu im 17. und 18. Jahrhundert, Regensburg 2007, S. 233–236.
  - 37 Vgl. B. Duhr SJ: Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, IV, 2, Regensburg 1928, S. 190–259; Hans Heid: Die Jesuiten in der Markgrafschaft Baden, Ubstadt-Weiher 2014.
  - 38 Das Heidelberger Collegium gehörte damals zur Oberrheinischen Provinz des Ordens.
  - 39 Die in Jesuitentexten häufig begegnenden „Unsrigem“ (Nostrum) bezeichnen stets Mitglieder des eigenen Ordens oder auch Kollegs.
  - 40 Die Heiliggeistkirche war damals nach den Bestimmungen der von Johann Wilhelm 1705 verfügte Pfälzer Kirchenteilung durch eine Mauer getrennt. Die Katholiken benutzten den Chorraum, die Reformierten das Langhaus.
  - 41 Damit dürfte der Bereich des ehemaligen Speyerer Tores gemeint sein, der westliche Beginn der heutigen Hauptstraße.
  - 42 Eine kritische Würdigung jesuitischer Volksmission liefert Martin Scheutz: Seelenjäger und „umgekehrte Wallfahrten“. Volksmissionen und Missionare als Druckmittel gegenüber Geheimprotestanten, in: Geheimprotestantismus und evangelische Kirchen in der Habsburgermonarchie und im Erzstift Salzburg 17./18. Jh.), ed. R. Leeb, M. Scheutz, D. Weikl, Wien, München 2009, S. 395–429.
  - 43 Das „eigene Gotteshaus“ war zu dieser Zeit nicht die erst im Bau befindliche Salvatorkirche, sondern die in der Historia bezeichnete ab 1705 als Interimsort benutzte Kapelle, die sich wahrscheinlich in der Mitte des wiederhergestellten Jesuitengartens befand (vgl. Anm. 22).
  - 44 Solche „Vorgaben“, oft „Beichtspiegel“ genannt, gibt es zahlreich in gedruckter Form und mit zeitgemäßen Anpassungen, bis auf den heutigen Tag.
  - 45 Die Handschrift befindet sich in der BSB München: cgm 27440 (13).
  - 46 Der beträchtliche Umfang der neuburgischen Güter lässt sich erschließen aus den beiden

- im Archiv der Abtei Neuburg aufbewahrten Lagerbüchern von 1716 und 1717 (wie Anm. 17).
- 47 Erzherzogin Maria Anna Josepha von Österreich (1654–1789) war die erste Gemahlin Johann Wilhelms (Heirat 1678).
  - 48 Thyrsus Gonzales (1624–1705) war der 13. Generalobere der Gesellschaft.
  - 49 Bei diesen Italienern dürfte es sich, dem Zusammenhang entsprechend, um Händler mediterraner Lebensmittel und Gewürze handeln. Vgl. hierzu Klaus Heitmann: Heidelberg aus italienischer Sicht, in: Heidelberg Jahrbücher, 41, 1997, S. 65.
  - 50 Das Hofgut Schwabenheim gehörte zu den Neuburger Liegenschaften und wurde von dort bewirtschaftet.
  - 51 Der Gang zum Stift Neuburg war offensichtlich wegen des angenehmen Ambientes und anderer Annehmlichkeiten sehr beliebt.
  - 52 Ein „Theilwein“, ein aus den verschiedenen Weinezehnten stammender Trunk, war zwar als Tischwein brauchbar, jedoch als Ehrenwein für besondere Anlässe in der Regel untauglich. Zum „Theilwein“ vgl. Landsordnung der Markgrafschaften Baden und Hachberg, Durlach 1715, S. 308f.
  - 53 Die Identifizierung des von den Patres so geschätzten Rödelsteiner Weins führte, da unter den Bergsträßer Weinlagen unbekannt, zunächst an die Pfälzer Weinstraße, wo sich mehrere Rödelsteine (= Rote Felsen) mit und ohne rebenbestandene Südhänge fanden. Da geographisch unbefriedigend, wurden historische Flurnamen in der Umgebung Heidelbergs in die Suche einbezogen. Dank der sehr instruktiven Arbeit von Otto Jaeger: Die Flurnamen von Neuenheim 765–1891, Heidelberg 1988, war eine eindeutige Lokalisierung möglich. Ein Gewinn „Rödelstein“ fand sich unweit vom Mönchhof am Anstieg zum Heiligenberg und gehörte ehemals zum Stift Neuburg. Und in der Tat verzeichnen beide Lagerbücher des Stifts in der Renovation von 1716/17 unter Neuenheim: „7 Morgen Weingart, im Rödelstein gelegen, welche(n) das Collegium in eigenem Bau hat.“
  - 54 Hier geht es um die Anzahl der ständigen, im Kolleg residierenden und dort zu versorgenden Ordensangehörigen. Das Seminarium Carolinum existierte zu dieser Zeit noch nicht.
  - 55 Freizeichen gehörten zum traditionellen Mühlenbetrieb und wurden beim Schroten von Korn vom Steueraufseher (Akziseur) als Beleg der Steuerbefreiung ausgegeben. Vgl. Ludwig F. Wiederhold: Handbuch der Litteratur und Geschichte der indirekten Steuern, Marburg 1820, S. 229ff.
  - 56 Der Orden wurde auf Drängen der bourbonischen Höfe Frankreichs, Portugals und Spaniens am 21.7.1773 durch päpstliches Breve von Clemens XIV aufgehoben und am 7.8.1814 von Pius VII wieder eingerichtet.

# Die Entwicklung des Heidelberger Fremdenverkehrs 1840 bis 1914

## Aufschwung, Stagnation und Förderung im Eisenbahnzeitalter<sup>1</sup>

### 1. Heidelberg - „Das Höchstmögliche an Schönheit“

„One thinks Heidelberg by day - with its surroundings - is the last possibility of the beautiful; but when he sees Heidelberg by night, a fallen Milky Way, with that glittering railway constellation pinned to the border, he requires to consider upon the verdict.<sup>2</sup>“

Mit diesen Worten beschrieb der US-amerikanische Schriftsteller Samuel Langhorne Clemens, besser bekannt unter seinem Pseudonym Mark Twain, die Stadt Heidelberg im Großherzogtum Baden als „das Höchstmögliche an Schönheit“. Im Rahmen seiner sechzehnmonatigen Europareise verweilte er ab Mai 1878 einen Großteil des Sommers in Heidelberg und hielt seine Erlebnisse in einem Reisebericht für die Nachwelt fest. ‚A tramp abroad‘ bestätigt Heidelbergs Ruf als internationalen Sehensuchtsort und als Inbegriff der Romantik. Twain reiht sich damit nahtlos in die endlose Reihe von Künstlern, Dichtern und Persönlichkeiten ein, welche Heidelberg beschrieben, bedichtet, abgebildet oder besungen haben. Spätestens seit dem Ende der Napoleonischen Kriege und den damit einhergehenden Friedensbemühungen der europäischen Großmächte durch den Wiener Kongress von 1814 erwachte in Europa eine neue Reiselust und Heidelberg wurde zum Reiseziel schlechthin. Bereits im Postkutschenzeitalter war die „Vaterlandsstädte Ländlichschönste“ für die reisefreudigen und privilegierten Schichten ein absolutes Muss. Mit dem Durchbruch der Eisenbahn als neuem Verkehrsmittel traten indes grundlegende Veränderungen im Reiseverkehr ein. Die touristische Reise wurde schneller, sicherer und bezahlbarer und es kam rasch zu einer Erweiterung der reisenden Personenkreise. Die Eisenbahn als modernes Personenbeförderungsmittel und ihre Auswirkungen auf den Fremdenverkehr stellten Heidelberg deshalb innerhalb weniger Jahrzehnte vor zahlreiche Herausforderungen.<sup>3</sup> Die völlige Umwälzung des Heidelberger Fremdenverkehrs vom Bau der ersten Eisenbahnlinie nach Heidelberg im Jahr 1840 bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges 1914 ist Gegenstand der vorliegenden Untersuchung.

Da für diesen Zeitraum keine durchgängige verlässliche Fremdenstatistik existiert, wird der Fremdenverkehr im Wesentlichen anhand der Entwicklung des Heidelberger Hotelwesens nachvollzogen. Nach einem kurzen Blick auf vorhandene Studien wird untersucht, wie die Eisenbahn den Fremdenverkehr in Heidelberg beförderte und eine regelrechte Gründerzeit der Hotelindustrie bewirkte. Im Anschluss daran werden die Gründe für die um die Jahrhundertwende einsetzende Stagnation des Fremdenverkehrs erörtert. Schließlich beschäftigen wir uns mit der daraus resultierenden, offenkundigen Notwendigkeit der Gründung eines städtischen Verkehrsvereins im Jahr 1911 und seiner für den Fremdenverkehr entwicklungsfördernden Maßnahmen bis zum Kriegsbeginn 1914.<sup>4</sup> Nicht zu verkennen ist, dass auch an-

dere maßgebliche Aspekte der Tourismusentwicklung bestehen, die an dieser Stelle nicht in die Argumentation einfließen, so z.B. der zunehmende und durch den Bau der Stadthalle forcierte Kongresstourismus, die Universitätsjubiläen 1886 und 1903 sowie die romantisierende Vermarktung der Stadt.

## **2. Zum Forschungsstand**

Angesichts seiner enormen kulturellen und wirtschaftlichen Bedeutung mag es überraschen, dass eine umfassende historische Aufarbeitung des Fremdenverkehrs in Heidelberg bislang ausblieb. Obwohl es nicht an aktuellen Veröffentlichungen zur Heidelberger Stadtgeschichte mangelt, wurde der Aspekt des Fremdenverkehrs oftmals entweder nur geringfügig aufgegriffen oder gänzlich ausgespart.<sup>5</sup> Auch vertiefende Einzeluntersuchungen zu den weitreichenden Umwälzungen für die Stadt Heidelberg im Eisenbahnzeitalter sucht man bisher vergebens. Lediglich der Bau der badischen Eisenbahnlinie und die Eröffnung des Heidelberger Bahnhofs sind historiographisch aufgearbeitet.<sup>6</sup> Um sich der Thematik dennoch annähern zu können, muss auf Arbeiten zurückgegriffen werden, die bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts verfasst wurden. Anzuführen ist die 1911 veröffentlichte grundlegende Untersuchung „Fremdenverkehr und Hotelindustrie in Heidelberg“ von Linna Eisenmann. Außerdem beschäftigt sich eine Studie von Hellmut Büchler aus dem Jahr 1922 vor allen Dingen aus privat- und volkswirtschaftlicher Sicht mit dem „Heidelberger Hotelwesen“. Zur allgemeinen Verkehrsentwicklung der Stadt konnte die Dissertation „Der Fremdenverkehr von Heidelberg und seine wirtschaftliche Bedeutung“ von Karl Lutheringhausen herangezogen werden. Obwohl seine Abhandlungen über das Hotelwesens zu großen Teilen von Büchler übernommen sind, ergänzt er dessen Ausführungen durch wichtige Zusatzinformationen wie etwa einer Zusammenstellung der Fremdenziffern von 1901 bis 1922. Christoph Ahlemann dokumentiert die Geschichte der vom Tourismus geprägten Stadt am Beispiel der „Heidelberger Hotels von 1780 bis heute“. Sein 2008 erschienener Bildband wartet mit zahlreichen zeitgenössischen Illustrationen auf, welche er aus den Archiven der Stadt, vor allem aber auch aus Privatbesitz, zusammengetragen hat. Ferner sei auf den erst jüngst von Frieder Hepp herausgegebenen Katalog zur Ausstellung des Kurpfälzischen Museums Heidelberg mit dem Titel „Reiselust - Vom Pilger zum Pauschaltourist“ hingewiesen. (Siehe Anm. 3) Obwohl Heidelberg als Reiseort vom Herausgeber und den Katalogautoren hinreichend thematisiert wird, legen sie keine umfassende Überblicksdarstellung des Heidelberger Fremdenverkehrs im Wandel vor.<sup>7</sup> Als Quellentexte standen der Verfasserin die Archivbestände des 1911 gegründeten „Vereins zur Förderung des Fremdenverkehrs für Heidelberg und Umgebung e.V.“, insbesondere der Jahresbericht des Vereins für das Geschäftsjahr 1911/12 zur Verfügung. Dieser liefert, ebenso wie zusätzlich aufgefundene Stadtratsakten, Auskünfte über die Tätigkeiten des Vereins. Des Weiteren bieten die Chroniken der Stadt Heidelberg sowie das Heidelberger Fremdenblatt Hinweise auf den Fremdenverkehr in Heidelberg.<sup>8</sup>

### 3. Aufschwung des Heidelberger Fremdenverkehrs durch die Eisenbahn

Die am Neckar gelegene nördlichste Kreisstadt des Großherzogtums Baden war um die Mitte des 19. Jahrhunderts eines der beliebtesten Reiseziele Europas. Gäste aus aller Welt rühmten Heidelbergs landschaftliche Schönheit am Talaustritt des Odenwaldes, das einzigartige Flair der alten Universitätsstadt sowie die harmonische Dreigliederung von Berg, Ebene und Fluss, akzentuiert durch Schloss, Altstadt und Alte Brücke. Die knapp 15.000 Einwohner zählende Stadt blieb auch im 19. Jahrhundert noch landwirtschaftlich geprägt. Neben dem Verlags- und Druckereiwesen spielte vor allem das Fremdenverkehrsgewerbe eine gewichtige wirtschaftliche Rolle. Der Fremdenverkehr wurde seit jeher durch die vorteilhafte geographische Lage Heidelbergs am Kreuzungspunkt mehrerer Verkehrswege begünstigt. In Nord-Süd-Richtung verlief die alte Heer- und Handelsstraße, nach Osten führt das Neckartal Richtung Heilbronn und im Westen lag die kräftig prosperierende Hafenstadt Mannheim.<sup>9</sup> Während das Reisen mit der Kutsche im 19. Jahrhundert bereits wesentliche Verbesserungen erfahren hatte, revolutionierte der Durchbruch der Eisenbahn als modernes Personenbeförderungsmittel das touristische Reisen innerhalb weniger Jahrzehnte.<sup>10</sup> Das deutsche Eisenbahnnetz dehnte sich zwischen 1840 und 1850 auf 6.044 Kilometer aus. Während im Jahr 1845 annähernd 36.500 Personen die Strecke zwischen Frankfurt am Main und Heidelberg mit der Postkutsche zurücklegten, nutzten zwei Jahre später bereits 770.000 Passagiere die Eisenbahn. Nachdem die Verbindungen zwischen den Städten ausgebaut worden waren, nahm die Fahrgeschwindigkeit und Zugkraft der Lokomotiven allmählich zu. In der Folge wurde die Reisedauer bei gleichzeitiger Erhöhung der Passagierkapazitäten gesenkt. Die bald einsetzende hohe Auslastung wirkte sich günstig auf das Tarifsystem aus, was die Fremdenziffern deutlich anschwellen ließ. Heidelberg erlebte durch den Bau der Eisenbahn einen nie dagewesenen Zustrom an Reisenden.

Aquatintaradierung von Jakob Tanner, Erstfahrt eines Zuges von Heidelberg nach Mannheim am 12. Sept. 1840 (Quelle: Christoph Ahlemann: Heidelberger Hotels von 1780 bis heute. Ein Bilderbuch für Reisende, Heidelberg 2008, S. 18, G. Debon)



Am 12. September 1840 begann die badische Eisenbahngeschichte mit der Eröffnung des regelmäßigen Eisenbahnbetriebs zwischen Mannheim und Heidelberg mit Friedrichsfeld als Zwischenstation. Der Heidelberger Bahnhof wurde als Kopfbahnhof an das an die Karlsruher Straße angrenzende Gelände im Westen der Stadt

gebaut. Danach ging es Schlag auf Schlag: 1843 wurde die Badische Staatsbahn in Richtung Karlsruhe, im Jahr 1846 die Main-Neckar-Bahn Frankfurt-Darmstadt-Heidelberg in Betrieb genommen. Im Herbst 1862 wurde der Bahnhof Heidelberg für die Ost-West-Richtung zum Durchgangsbahnhof umgestaltet, damit die Odenwaldbahn ihren Betrieb aufnehmen konnte.<sup>11</sup>



Übersichtsplan von Heidelberg, 1911 (Abb. in: Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs e.V.: Heidelberg. Den Fremden gewidmet vom Verkehrsverein, Heidelberg 1911, S. 1)

Parallel dazu lässt dich der Aufschwung des Heidelberger Fremdenverkehrs im Zeitraum von 1840 bis 1890 gut anhand der Entwicklung des Heidelberger Hotelwesens nachvollziehen. Vor dem Anbruch des Eisenbahnzeitalters konzentrierten sich die Beherbergungsstätten auf den Umkreis der Alten Brücke und die hintere Altstadt. Der „Gasthof Prinz Carl“, der „Badische Hof“ und der „Goldene Hecht“ waren die drei führenden Gasthöfe mit insgesamt 136 Betten. Die sich anbahnende Verschiebung der Verkehrsströme auf die Eisenbahn führte schon seit Bekanntgabe des Bahnbauprojekts zu einem regelrechten Kampf um die Bauplätze in Bahnhofsnähe.<sup>12</sup> 1840 begann eine etwa 30 Jahre währende „Gründerzeit“ der örtlichen Hotellerie, in der vor allem in den sogenannten „Städtischen Anlagen“ sowie an anderen bahnhofsnahe Standorten sieben neue Häuser errichtet wurden. Nur der 1845 eröffnete „Schwarze Adler“ entstand noch in der Altstadt. Bächler konstatiert – allerdings auf schmaler Datenbasis – dass die alten, gutbekannten Gasthöfe in der Altstadt trotz der Verschiebung des Beherbergungswesens keine Einbußen hatten, im Gegenteil, dass sie sogar eher prosperierten. Im Zeitraum 1845 bis 1879 wurden doppelt so viele Hotels erbaut, wie vorher in einem mehr als zweimal so großen Zeitraum von 1780 bis 1840. Die Bettenzahl hat sich in dieser Zeitperiode annähernd verdreifacht: Während den anreisenden Fremden um 1840 noch 136 Betten zur Verfügung standen, waren es im Jahr 1870 um die 510. Im Jahr 1877 entstand

in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes das „Grand Hotel“, später in „Heidelberger Hof“ umbenannt, dessen inneres und äußeres prunkvolles Aussehen ganz dem Stil der Zeit entsprach.<sup>13</sup> Im nachfolgenden Zeitraum wurde die Bauperiode des Hotelwesens zum Abschluss gebracht. Es wurden ferner ein halbes Dutzend kleinerer Hotels mit Restaurantbetrieb geschaffen.<sup>14</sup> Zudem vermehrten einige Hotels ihre Bettenanzahl, sodass Eisenmann für 1899 einen Bestand von 945 Schlafplätzen errechnete.<sup>15</sup>



Postkartenansicht des „Grand Hotel“ von 1905 (Quelle: Christoph Ahlmann: Heidelberger Hotels von 1780 bis heute. Ein Bilderbuch für Reisende, Heidelberg 2008, S. 40, Vermögen und Bau Baden-Württemberg).

#### **4. Stagnation des Heidelberger Fremdenverkehrs um 1900**

Die Technisierung und Professionalisierung der Verkehrsmittel stellte den Reiseverkehr ab den 1890er Jahren auf eine neue Basis. Neben Schnelldampfern und Expresszug-Linien kam es zu einer Verbesserung der Straßen- und Verkehrswege, der Errichtung von Dampf- und elektrischen Bahnen sowie zu Erleichterungen im Zollwesen und Geldwechsel.<sup>16</sup> Der Bahnverkehr wurde mit der Einführung der mitteleuropäischen Zeit in Deutschland im Jahr 1893 zeitlich kalkulierbar. Obwohl es nicht zu leugnen ist, dass die erleichterten Verkehrsverhältnisse und die Verbilligung des Reisens sich positiv auf die Besucherbilanz Heidelbergs auswirkten, dürfen die Veränderungen des Reiseverhaltens nicht nur auf die Steigerung der Gästezahlen reduziert werden. Während sich in früheren Zeiten lediglich eine privilegierte Minderheit von Adel und Klerus sowie berufsbedingt auch Kaufleute und Handwerker auf Reisen begaben, lockerte sich mit der Eisenbahn allmählich die Exklusivität des Rei-

sens.<sup>17</sup> Die touristische Reise wurde nun auch für weniger finanzkräftige Bürgerschichten zugänglich. Öffentlich zum Ausdruck kamen Bedenken über diese Veränderungen zum ersten Mal im Jahresbericht der Heidelberger Handelskammer für das Jahr 1909. Auch wenn darin festgehalten wurde, dass das vergangene Jahr eine höhere Frequenzziffer<sup>18</sup> aufwies als frühere Jahre, so wurde darauf hingewiesen, dass die Zahl derjenigen Fremden, die sich auf der Rückkehr aus dem Süden oder vom Gebirge ein bis zwei Wochen in Heidelberg aufhielten, stark abgenommen hatte. Aber eben diese wohlhabende Schicht von Reisenden war bis dato für die gehobenen Hotelbetriebe die eigentlich lukrative Kundschaft gewesen. Zudem – klagte die Handelskammer – existiere keine zuverlässige Fremdenstatistik, da die amtliche Zählung keine Trennung zwischen Passanten (also Kurzzeitgästen) und permanenten Gästen vornehme.<sup>19</sup> Ab Spätsommer 1910 wurden die Klagen des Jahresberichts der Heidelberger Handelskammer von der örtlichen Tagespresse aufgegriffen und öffentlich eine Stagnation des Heidelberger Fremdenverkehrs diagnostiziert. Diese Entwicklung Heidelbergs zur „Passantenstadt“ – wie Eisenmann in ihrer Untersuchung von 1911 kritisch feststellte – drückte erheblich auf den Ertrag der lokalen Fremdenindustrie, die immerhin einen der wirtschaftlichen Haupterwerbszweige der Bevölkerung darstellte.<sup>20</sup> Mit Sorge registrierte Eisenmann, dass es 1910 in den elf führenden Häusern der Stadt 1140 Betten gab, also gerade 200 Betten mehr seit 1900. Zudem wies sie auf die Zunahme der Bedeutung der einfachen Gasthäuser im Vergleich zu Häusern ersten Ranges hin. In jüngster Zeit würde selbst das wohlhabende Klientel, das bisher den Großteil der Gäste in Heidelberg gestellt hat, nun ebenso wie die weniger finanzkräftigen Schichten eine günstigere Unterkunft einem Aufenthalt in einem gehobenen Hotel vorziehen. Die auf ein Minimum herabgesunkene Aufenthaltsdauer sei laut Eisenmann der Grund, warum die Hochsaison in Heidelberg, ganz im Gegensatz zu früheren Jahren, im Durchschnitt auf die Dauer von knapp drei Wochen auf die Zeit von 20. Juli bis 10. August beschränkt werden müsse. Als zusätzliche Gründe für diese sehr gut von Besuchern frequentierte Zeitspanne führte sie den Einfluss des Ferienbeginns der süddeutschen Schulen sowie den Semesterschluss der Heidelberger Universität an. Außerdem würden die großen Stiftungsfeste der Studierenden, zu welchen zahlreiche in- und ausländische Gäste anreisen, im Sommer stattfinden und in diesem Zeitraum zudem eine Reihe von Festlichkeiten seitens der Stadt Heidelberg durchgeführt werden.<sup>21</sup>

An dieser Stelle darf nicht unerwähnt bleiben, dass die von Eisenmann gestellte Diagnose durchaus kritisch gesehen werden muss. Ihre Argumentation stützt den Lobbyismus der hiesigen Spitzenhoteliers, in deren Kreisen sie sich offenbar bewegte. Die Hoteliers des gehobenen Sektors reagieren auf den Verlust ihrer Stammkundschaft und den damit verbundenen Einkünften mit ausgesprochener Krisenstimmung. Sie verfolgen mit ihren notorischen Klagen erkennbar aber erfolglos das Ziel ihre schwindende Vorrangstellung im Hotelsektor zu verteidigen.

Eine andere Erklärung der Stagnation des Heidelberger Fremdenverkehrs um die Jahrhundertwende ist jedoch ungleich triftiger als die von Eisenmann. Die Heidelberger Hotellerie hatte offensichtlich die Komforterwartungen ihrer Kunden zu lange ignoriert. In den besseren Häusern der deutschen Großstädte gehörten schon vor der Jahrhundertwende fließendes Wasser in den Zimmern, elektrische Beleuchtung,

Aufzüge sowie geschlossene Appartements mit Bad zum Standard. Einerseits waren die alten Gebäude in Heidelberg für den nachträglichen Einbau der modernen Anlagen nicht optimal geeignet, andererseits war diese Art der Renovierung und des inneren Umbaus sehr kostspielig.<sup>22</sup> So wurde erst ab 1901 die Zentralheizung in verschiedenen Hotels, wie dem „Hotel Victoria“, dem „Darmstädter Hof“ und dem „Europäischen Hof“ sowie dem „Grand Hotel“, eingerichtet und die Hotels nach und nach an die städtische Stromversorgung angeschlossen.<sup>23</sup>

Die Erweiterung der seit 1890 zum Schloss verkehrenden Bergbahn Richtung Königsstuhl im Juni 1907 trug ebenfalls zur Entwicklung Heidelbergs zur „Passantenstadt“ bei.<sup>24</sup> Die Bahn und ihre erhebliche Zeitersparnis auf dem Weg zum Heidelberger Schloss ermöglichte es den Gästen „morgens in Heidelberg anzukommen und abends mit dem Gefühl abzureisen, alles gesehen zu haben, was zu sehen ist und was die Stadt überhaupt bieten kann.“<sup>25</sup> Aus diesen Gründen stagnierte der Fremdenverkehr in der Neckarstadt und Heidelberg wurde unweigerlich zu einer „Passantenstadt“.

## **5. Förderung des Fremdenverkehrs durch den Verkehrsverein bis 1914**

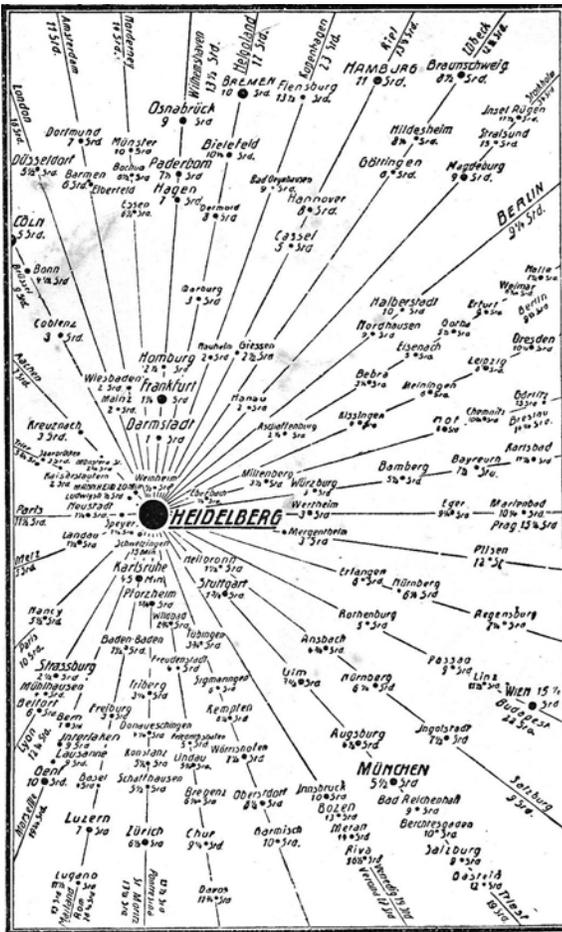
Als Folge der Diskussionen zur Stagnation des Fremdenverkehrs in der Heidelberger Presse bildeten Anfang 1911 Bürger unterschiedlichster Herkunft und Berufe ein Komitee, das mit einem Aufruf zur Bildung eines Vereins zur Förderung des Fremdenverkehrs für Heidelberg und Umgebung an die Öffentlichkeit trat.<sup>26</sup> Es erfolgte eine Einladung an die Bevölkerung sich an der Gründung eines solchen Vereins zu beteiligen und sich am Freitag, den 3. Februar 1911, zur konstituierenden öffentlichen Versammlung einzufinden. Am 10. März 1911 fand im Saal des Kaufmännischen Vereins in der Hauptstraße 77 die Gründungsveranstaltung statt. Lutheringhausen vermerkte, dass an diesem Tag 21 Vereine und einige hundert Bürger dem Verein als Mitglieder beitraten.<sup>27</sup>

Im Jahresbericht des ersten Geschäftsjahres wurde eingehend darauf hingewiesen, dass der Herzog von Sachsen, Prinz Wilhelm von Sachsen-Weimar, für den Posten als 1. Vorsitzender des Vereins gewonnen werden konnte.<sup>28</sup> Der Vorstand und der Verwaltungsrat setzten sich ausnahmslos aus Personen zusammen, die aufgrund ihres Berufsstandes politischen und wirtschaftlichen Einfluss in Heidelberg besaßen. Nach der Konstitution des Vereins wurde unverzüglich mit der Aufteilung, Planung und Umsetzung der Aktivitäten begonnen. Zu diesem Zweck wurden neben dem Vorstand und dem Verwaltungsrat eine Vergnügungskommission, eine Reklamekommission und eine Finanzkommission gebildet.<sup>29</sup>

In Anlehnung an Eisenmanns Studie, aber auch unter Bezugnahme auf den Jahresbericht der Heidelberger Handelskammer, konstatierte der Verein, dass die Stadt es unterlassen habe, auf wirksame Weise für Heidelberg Reklame zu machen.<sup>30</sup> Während andere nach Lage, Größe und Charakter mit Heidelberg vergleichbare Städte in den letzten Jahren dank eifriger Reklametätigkeiten einen Aufschwung des Fremdenverkehrs erreicht hatten, so die Ansicht des Vereins, blieb Heidelberg in dieser Entwicklung bisher zurück. Um dieses Defizit auszugleichen, machte es sich der Heidelberger Fremdenverkehrsverein zur Aufgabe nachhaltige, zielgerichte-

te Reklametätigkeiten einzuleiten.<sup>31</sup> Der Verein finanzierte seine Tätigkeiten aus den Mitgliederbeiträgen sowie mit Hilfe finanzieller Unterstützung durch die Heidelberger Stadtverwaltung.<sup>32</sup>

Der Verein bemühte sich in den folgenden Jahren verstärkt darum Besucher nach Heidelberg zu locken, indem er Artikel über Heidelberg in den Tageszeitungen veröffentlichte, Inserate in den Zeitungen vor Ort, aber auch benachbarter Städte aufgab sowie eine Zusammenstellung von Veranstaltungen der jeweiligen Wochen im Heidelberger Fremdenblatt herausgab.<sup>33</sup> Das seit 1868 nachgewiesene, im Auftrag des Stadtrats herausgegebene Fremdenblatt war zunächst ein amtliches Verzeichnis der in Heidelberg eintreffenden und anwesenden Fremden. Später wurde es auch als Plattform für Anzeigen und das Konzertprogramm des städtischen Orchesters genutzt. Dasselbe wurde bald nach seiner Gründung zum „Organ des Vereins zur Förderung des Fremdenverkehrs“ erklärt und der Inhalt des Blattes durch Veranstaltungen des Vereins und Ausflugstipps in und um Heidelberg ergänzt.<sup>34</sup>



Kürzeste Bahnverbindungen ab Heidelberg, 1911 (Abb. in: Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs e.V.: Heidelberg. Den Fremden gewidmet vom Verkehrsverein, Heidelberg 1911, Rückseite)

Kürzeste Bahnverbindung ab Heidelberg.

Neben der Anbringung eines Orientierungsplanes am Bahnhof und der Reklame durch Plakate ist zudem die Herstellung eines kleinen „Führers von Heidelberg“ mit einer Auflage von 50.000 Exemplaren hervorzuheben, welcher speziell für die ankommenden Fremden bestimmt war.<sup>35</sup> Der kleine Stadtführer enthielt neben allgemeinen Informationen zu Heidelberg und seinen Sehenswürdigkeiten unter anderem einen Stadtplan, Ausflugstipps in die Umgebung, ein Verzeichnis der Heidelberger Firmen nach Branchen geordnet sowie vor allen Dingen ein Verzeichnis der empfohlenen Restaurants und Cafés.<sup>36</sup> Bemerkenswert ist, dass der Verkehrsverein die bisherige Reklame des städtischen „Verkehrsbureaus“ modifizierte. Normalerweise wurden von der Stadt Heidelberg im Verlauf der Sommermonate stetig allgemeine Inserate in einer größeren Anzahl von Zeitungen und Zeitschriften geschaltet. Nun beschränkte sich der Verkehrsverein darauf, lediglich bei besonderen Veranstaltungen Spezialinserate zu bringen.<sup>37</sup>

Da die Ansicht verbreitet war, dass in Heidelberg „nichts los“ sei, bemühte der Verein sich mit der Organisation einer Reihe von Vergnügungen, Gäste in die Stadt zu locken und sie zu einem längeren Aufenthalt anzuregen.<sup>38</sup> Unter anderem wollte der Verein den Besuchern mit der Veranstaltung verschiedener, über das Jahr verteilter „Heidelberger Wochen“ Abwechslung bieten.<sup>39</sup> So fand vom 2. bis zum 11. Juni 1911 die „Heidelberger Pfingstwoche“ mit umfangreichem Programm statt.<sup>40</sup> Es wurde veranlasst, die Schlossbeleuchtung auf den ganzen Sommer zu verteilen, anstatt sie wie bisher nur auf den Zeitraum der touristischen Hochsaison im Sommer zu legen.<sup>41</sup> Es wurde weiter festgelegt einen Blumenbootkorsos am 4. Juli zu veranstalten, um den amerikanischen Besuchern die Gelegenheit zu geben ihren Unabhängigkeitstag zu feiern.<sup>42</sup> Für denselben Tag organisierte der Verein ein Abendfest in der Stiftsmühle sowie eine Réunion im Ballsaal der Stadthalle am 11. Juli. Auch für die regelmäßigen von der Stadt veranstalteten Schlossfeste Anfang Juli wurden Verbesserungen angeregt. Einerseits wurde nun der gesamte Schlossgarten samt des Neptun-Gartens für die Veranstaltung genutzt, andererseits traten verschiedene Verkehrsvergünstigungen in Kraft, um auswärtigen Besuchern die Teilnahme am Fest zu erleichtern.<sup>43</sup>

Der Verein plante überdies, die von Eisenmann kritisierte Konzentration des gesamten Fremdenverkehrs auf die Sommermonate auf das ganze Jahr auszudehnen. Aus einem Schreiben des Verkehrsvereins an den Stadtrat vom Oktober 1912 geht hervor, dass der Verein mit dem Vorschlag eines „Winterprogramms“ an die städtische Verwaltung herantrat, um auch in der kalten Jahreszeit Auswärtige durch Konzerte und Feste zum Besuch Heidelbergs zu bewegen.<sup>44</sup> Des Weiteren regte der Verein an, Vorarbeiten zur Schaffung einer Statistik über die Zahl der Fremden und ihre Aufenthaltsdauer in Heidelberg zu leisten.<sup>45</sup> Nachdem der Verkehrsverein im Jahr 1911 „bei den 8 bis 10 größten Hoteliers das Mißtrauen gegen die Vorschläge überwunden hat und glaubt, auch die 20 nächstgrößten Häuser [...] zu gewinnen“, wurde der Vorschlag gemacht ein besonderes Meldeformular mit Nummerierung der Gäste einzuführen, das von den Meldepflichtigen auszufüllen war.<sup>46</sup> Laut Lutheringhausen kamen die zuständigen Beamten des Bezirksamtes jedoch zu dem Ergebnis, dass die bestehende Handhabung der polizeilichen Fremdenkontrolle einer Änderung nicht bedürfe, da es die polizeiliche Kontrolle verfolgter Personen wesentlich

erschweren würde und zudem die bürokratische Zusatzlast in keinem Verhältnis zu dem damit erzielten Nutzen stehen würde.<sup>47</sup> So wurden die Bemühungen des Verkehrsvereins zur Schaffung einer Fremdenstatistik aufgrund der ablehnenden Haltung seitens des Bezirksamts gar nicht erst in Gang gesetzt.

Für die kurze Zeitspanne von der Gründung des Vereins im März 1911 bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges am 28. Juli 1914 kann festgehalten werden, dass der Verkehrsverein die Entwicklung des Heidelberger Fremdenverkehrs durch verschiedenartige Maßnahmen zu verbessern suchte.<sup>48</sup> Viele dieser Bestrebungen erscheinen rückwirkend als sinnvoll und zielgerichtet. Wie das Heidelberger Fremdenblatt vom 15. September 1914 jedoch deutlich macht, wirkte sich der Ausbruch des Weltkrieges stark auf die Besucherzahlen in Heidelberg aus. Der städtische Fremdenverkehr sollte in der Folge für viele Jahre stark rückläufig bleiben.<sup>49</sup>

## Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Artikel ist die überarbeitete Fassung einer Seminararbeit am Lehrstuhl für Neuere Geschichte, Prof. Dr. Roland Wenzlhuemer am Historischen Seminar der Universität Heidelberg im Wintersemester 2016/2017.
- 2 Zitiert nach Harry B. Davis: Mark Twain in Heidelberg, Heidelberg 1985, S. 25.
- 3 Werner Piper (Hg.): Mark Twain. Ein Amerikaner in Heidelberg. Sein Bummel durch Deutschland 1878, Löhrbach 1985, S. 15; Frieder Hepp (Hg.): Reiselust. Vom Pilger zum Pauschaltourist. Eine Ausstellung im Kurpfälzischen Museum Heidelberg vom 6. März 2016 bis 12. Juni 2016, Heidelberg 2016, S. 7f. Die Bezeichnung Heidelbergs als der „Vaterlandsstädte Ländlichschönste“ geht auf die Heidelberg-Ode von Friedrich Hölderlin aus dem Jahr 1798 zurück.
- 4 Die vorliegende Lokalstudie beschränkt ihren Untersuchungszeitraum auf diese Periode, da der Ausbruch des ersten Weltkrieges 1914 den Fremdenverkehr reichsweit vor eine vollkommen veränderte Lage stellte und der Reiseverkehr in den Kriegsjahren sowie auch in der nachfolgenden Phase der wirtschaftlichen Rezession stark eingeschränkt blieb.
- 5 Oliver Fink: Kleine Stadtgeschichte, Regensburg 2015; Hartmut Ellrich: Das historische Heidelberg. Bilder erzählen, Petersberg 2010; Andreas Cser: Kleine Geschichte der Stadt und Universität Heidelberg, Karlsruhe 2007; Elmar Mittler: Heidelberg. Geschichte und Gestalt, Heidelberg 1996.
- 6 Deutsche Bundesbahn: Eisenbahnen nach Heidelberg. 1840 – 1955 – 1980. Jubiläumsschrift. 140 Jahre Eisenbahn in Heidelberg, Heidelberg 1980; Bundesbahndirektion Karlsruhe (Hg.): 115 Jahre Bahnhof Heidelberg. 1840–1955. Festschrift zur Eröffnung des Heidelberger Hauptbahnhofs am 5. Mai 1955, Heidelberg 1955; Wolfgang von Hippel, Joachim Stephan, Peter Gieber, Hans-Jürgen Enzweiler: Eisenbahnfieber. Badens Aufbruch ins Eisenbahnzeitalter, Ubstadt-Weiher 1990.
- 7 Linna Eisenmann: Fremdenverkehr und Hotelindustrie in Heidelberg. Nach einem Vortrag von Linna Eisenmann, Heidelberg 1911; Hellmut Büchler: Das Heidelberger Hotelwesen, Heidelberg 1922; Karl Lutheringhausen: Der Fremdenverkehr von Heidelberg und seine wirtschaftliche Bedeutung, Kaiserlautern 1926; Christoph Ahlemann: Heidelberger Hotels von 1780 bis heute. Ein Bilderbuch für Mitreisende, Heidelberg 2008.
- 8 Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1912, 20. Jg. Im Auftrag des Stadtrats bearb. von Dr. Ferdinand Rösiger, Gymnasialdirektor a.D., Heidelberg 1915; Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1913, 21. Jg. Im Auftrag des Stadtrats bearb. von Dr. Ferdinand Rösiger, Gymnasialdirektor a.D., Heidelberg 1915; Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs für Heidelberg und Umgebung e.V.: Heidelberger Fremdenblatt. Stadtanzeiger. Amtliche Fremdenliste, Heidelberg 1914.
- 9 Fink (wie Anm. 5), S. 83; vgl. ebd., S. 93; Eisenmann (wie Anm. 7), S. 7; Ahlemann (wie Anm. 7), S. 8; Lutheringhausen (wie Anm. 7), S. 30. Handelsreisende auf der Ostseite des Rheintals mussten Heidelberg als Durchgangsstation nutzen, um auf der Brücke den Neckar zu überqueren.

- 10 Rüdiger Hachtmann: *Tourismus-Geschichte*, Göttingen 2007, S. 31f. Das Reisen mit der Postkutsche verbesserte sich allmählich durch Faktoren wie den regelmäßigen Turnus des Postverkehrs, die Gründung des Deutschen Zollvereins 1834 und die Professionalisierung des Straßenbaus.
- 11 Bundesbahndirektion: *115 Jahre Bahnhof* (wie Anm. 6), S. 12–15; Büchler (wie Anm. 7), S. 11.
- 12 Büchler (wie Anm. 7), S. 17 und S. 23; Eisenmann (wie Anm. 7), S. 27. Verwirrend ist, dass Büchler und Eisenmann in ihren tabellarischen Darstellungen des Heidelberger Hotelwesens vor 1840 neben dem Badischen Hof und dem Gasthof Prinz Carl den Holländer Hof als führenden Gasthof aufführen. Büchler weist aber auf S. 13 darauf hin, dass der Holländer Hof durch Umbau eines Teils des Gasthauses Zum goldenen Hecht und eines angrenzenden Hauses entstanden und im Jahr 1836 als erstklassiger Gasthof eröffnet wurde.
- 13 Büchler (wie Anm. 7), S. 21–26. Büchler nennt den Schwarzen Adler (1845), das Hotel Schrieder (1846), das Hotel Viktoria (1863), den Europäischen Hof (1863), den Russischen Hof (1863), das Hotel du Nord (1870), den Bayerischen Hof (1856) sowie den Darmstädter Hof (1869); Ahlemann (wie Anm. 7), S. 19; unter dem Begriff der „Städtischen Anlagen“ ist das westliche Areal um die heutige Friedrich-Ebert-Anlage zu verstehen, die damals noch Leopoldstraße hieß.
- 14 Büchler (wie Anm. 7), S. 23–25. Der Nassauer Hof (1888), das Hotel Tannhäuser (1888), das Hotel Reichspost (1890), das Hotel-Restaurant Perkeo (1891), das Hotel Metropole-Monopole (1900) und der Rote Hahn (1900).
- 15 Eisenmann (wie Anm. 7), S. 27.
- 16 Ebd., S. 31.
- 17 Christine Haug: *Reisen und Lesen im Zeitalter der Industrialisierung. Die Geschichte des Bahnhofs- und Verkehrsbuchhandels in Deutschland von seinen Anfängen um 1850 bis zum Ende der Weimarer Republik*, Wiesbaden 2007, S. 28 u. S. 37; Hachtmann (wie Anm. 10), S. 25; Veronika Haas: ‚Oh, süße Reiselust‘. Von Reiseabenteuern, Reisepoesie und Dolce Vita am Neckar. Reisen im 19. Jahrhundert, in: Hepp (wie Anm. 3), S. 15–16.
- 18 Lutheringhausen (wie Anm. 7), S. 39. Der Jahresbericht der Heidelberger Handelskammer hält diesen Anstieg der Frequenzziffer nicht in Zahlen fest. Lutheringhausen bietet jedoch eine Zusammenstellung der Fremdenziffern von 1901 bis 1922 nach einem gewissen Dr. Hoeningner an. Er gibt für das Jahr 1908 ebenso wie für das Jahr 1909 die Zahl von 166.500 Fremden an. In den Jahren zuvor (1903–1906) lag die Zahl der Besucher knapp darunter bei 141.996 bis 161.728 Personen.
- 19 Jahresbericht der Heidelberger Handelskammer für das Geschäftsjahr 1909: „Hotelindustrie“, zitiert nach: STAHL B335m/3; Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs für Heidelberg und Umgebung e.V., Jahresbericht 1, Geschäftsjahr 1911/12, Heidelberg 1912, S. 7.
- 20 Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs (wie Anm. 19), S. 7f.; Eisenmann (wie Anm. 7), S. 38. Eisenmann macht darauf aufmerksam, dass die Hotelbetriebe mit der Verteuerung der Lebensmittelpreise auch die Nachwirkungen der Reichsfinanzreform von 1909 zu spüren bekämen. Die Tatsache, dass immer mehr Restaurants außerhalb und innerhalb der Stadt entstanden sind und daher auch immer mehr Hotelgäste ihre Mahlzeiten außer Haus einnahmen, führe ebenfalls zu Gewinneinbußen.
- 21 Eisenmann (wie Anm. 7), S. 28; ebd., S. 36; ebd., S. 40f. Schlichtere Beherbergungshäuser wie das Hotel Reichspost, das Hotel-Restaurant Perkeo oder das Hotel Tannhäuser seien das ganze Jahr über gut von Reisenden aller Schichten besucht, während gehobene Häuser ihren Betrieb während der Wintermonate erheblich einschränken oder sogar vollständig unterbrechen würden.
- 22 Ahlemann (wie Anm. 7), S. 59f.
- 23 Büchler (wie Anm. 7), S. 32; Ahlemann (wie Anm. 7), S. 58–60. Am 16. März 1902 fuhr die erste elektrische Straßenbahn durch Heidelberg.
- 24 Hepp (wie Anm. 3), S. 36.
- 25 Eisenmann (wie Anm. 7), S. 35.
- 26 Verein (wie Anm. 19), S. 9. Der Jahresbericht für das Geschäftsjahr 1911/12 vermerkt Namen und berufliche Betätigungsfelder der annähernd 70 männlichen Mitwirkenden des Komitees. Die Teilnehmer entstammen unterschiedlichster Berufsstände, wengleich Berufe wie Hotelbesitzer, Verlagsbuchhändler, Kaufmann, Stadtrat oder Gastwirt, die direkt

- oder indirekt vom Fremdenverkehr profitieren oder daran beteiligt sind, gehäuft vorkommen.
- 27 Lutheringhamausen (wie Anm. 7), S. 68; Verein (wie Anm. 19), S. 45. Im Mitgliederverzeichnis sind beispielsweise der Deutsche Kellnerbund, der Frauenverein, der Gemeinnützige Verein, der Verein Alt-Heidelberg, der Verein Museum e.V. sowie die Heidelberger Handelskammer verzeichnet.
  - 28 Verein (wie Anm. 19), S. 12. Rechtsanwalt (und Obmann des Stadtverordnetenvorstandes) E. Schott wurde 2. Vorsitzender, Bürgermeister Wielandt 1. stellvertr. Vorsitzender, Rechtsanwalt und Stadtrat Dr. Bauer 2. stellvertr. Vorsitzender, Hotelier Fritz Gabler Schriftführer und Bankbeamter Dr. Karl Hilsheimer Schatzmeister. In den Verwaltungsrat wurden 36 Herren als Beisitzer gewählt.
  - 29 Verein (wie Anm. 19), S. 13–15.
  - 30 Eisenmann (wie Anm. 7), S. 11; Verein (wie Anm. 19), S. 10.
  - 31 Lutheringhamausen (wie Anm. 7), S. 67f.
  - 32 Ebd., S. 68f.: Der Mindestbeitrag für geschäftlich an dem Verein Interessierte wurde auf 20 Mark, für Privatpersonen auf 5 Mark festgesetzt.
  - 33 Ebd., S. 69; Verein (wie Anm. 19), S. 31f.: Auf Veranlassung des Vereins wurden außerdem Artikel in größeren Zeitungen wie der Frankfurter Zeitung und der Zeitung „Deutschland“ inseriert.
  - 34 Verein (wie Anm. 19), S. 13ff.; ebd., S. 30. Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs für Heidelberg und Umgebung e.V.: Heidelberger Fremdenblatt. Stadtanzeiger. Amtliche Fremdenliste, Heidelberg 1914.
  - 35 Verein (wie Anm. 19), S. 30f.
  - 36 Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs e.V.: Heidelberg. Den Fremden gewidmet vom Verkehrsverein, Heidelberg 1911.
  - 37 Verein (wie Anm. 19), S. 32.
  - 38 Eisenmann (wie Anm. 7), S. 41.
  - 39 Verein (wie Anm. 19), S. 15.
  - 40 Ebd., S. 16ff.: Unter anderem gab es Konzerte, die Große Schloss- und Brückenbeleuchtung, ein Sommernachtsfest, Tennis-Wettspiele, eine italienische Nacht, ein Schlossgartenfest, Wasserspiele auf dem Neckar, ein Wetttrudern und ein Feuerwerk.
  - 41 Ebd., S. 14. Anmerkung: Auch in der heutigen Zeit (2017) sind die Schlossbeleuchtungen noch, wie 1911 vom Verkehrsverein angeregt, auf die gesamten Sommermonate verteilt.
  - 42 Ebd., S. 21.
  - 43 Vgl. StAH AA 284/1: Stadtrat der Kreishauptstadt Heidelberg. Rubrik XXII Polizei. V. 9 Vereine- und Versammlungen: Veranstaltungen des Vereins zur Förderung des Fremdenverkehrs Heidelberg, 1911–1915: Brief des Vereins zur Förderung des Fremdenverkehrs für Heidelberg und Umgebung e.V. an den Stadtrat der Stadt Heidelberg vom 24.6.1911, S. 3; Verein (wie Anm. 19), S. 25.
  - 44 StAH AA 284/1: Brief des Vereins zur Förderung des Fremdenverkehrs für Heidelberg und Umgebung e.V. an den Stadtrat der Stadt Heidelberg vom 24. Oktober 1912.
  - 45 Verein (wie Anm. 19), S. 15.
  - 46 Lutheringhamausen (wie Anm. 7), S. 43ff.
  - 47 Ebd., S. 43–47.
  - 48 Ebd., S. 40. Die Fremdenstatistik zeigt, dass zwar keine wesentliche Veränderung der Fremdenfrequenz in den Jahren von 1911 bis 1913 festgehalten werden kann, die Besucherzahl aber dennoch nicht rückläufig war: 1911 (168.259 Besucher), 1912 (175.498 Besucher), 1913 (167.919 Besucher).
  - 49 Verein: Heidelberger Fremdenblatt v. 15.9.1914 (wie Anm. 8), Nr. 115; Lutheringhamausen (wie Anm. 7), S. 40f. Die Zusammenstellung der Fremdenziffern von Dr. Hoeninge hält fest, dass die Besucherzahl im August 1914 im Gegensatz zum Vorjahr von 27.182 Besuchern bereits zu diesem Zeitpunkt auf 4364 Personen sank. Während die Stadt in den vorherigen Jahren mit einer durchschnittlichen jährlichen Besucherzahl von 170.000 Fremden rechnen konnte, schwankte die Zahl in den Kriegsjahren zwischen 51.953 und 81.720.

**Reinhard Riese**

## **Zwei Karrieren**

### **Eine Studie zur Geschichte der Heidelberger Stadtverwaltung 1933–1953**

Wie wirkten sich die politische Entwicklung Deutschlands von 1930 bis 1950 und die Umbrüche von 1933 und 1945 auf die Mitarbeiter der Heidelberger Stadtverwaltung aus? In dieser Zeit veränderte sich die personelle Zusammensetzung der Stadtverwaltung mehrfach einschneidend wie sonst kaum in einer anderen Epoche. Die folgende Untersuchung stellt zunächst die allgemeinen, vor allem die quantitativen Veränderungen in der Personalstruktur dar und beschreibt dann exemplarisch den wechselvollen beruflichen Werdegang zweier städtischer Beamten.

### **Im Zeichen des Nationalsozialismus 1933–1945**

Am 10. November 1933 warb Oberbürgermeister Dr. Carl Neinhaus (1888–1965) in der Stadthalle für die Politik der neuen Machthaber. Er hatte die Mitarbeiter der Stadtverwaltung zu einer – bisher absolut unüblichen – Wahlkundgebung zusammenrufen lassen, um sie zu einem positiven Votum bei der „Reichstagswahl“ und der Volksabstimmung über den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund (12. November) aufzufordern.

„Tun Sie alle die einst im andern Lager standen, jetzt den Schritt, den Sie einmal tun müssen, – übertragen Sie dieses Gefühl für Ehre und Gleichberechtigung von einer Klasse allein, die es nicht gibt, auf das ganze Volk, dann sind Sie Nationalsozialisten, die nur das Eine wollen, daß dieses ganze große Volk in allen seinen Ständen Teil hat an den Gütern des geistigen und des wirtschaftlichen Lebens – aber unter Ausschaltung aller derer, die nur mit leicht erworbenem Verdienst ein bequemes und genießerisches Leben führen wollen. Das ist der Sinn der großen Umwandlung. [...] Und in diesem großen Deutschland, für das es sich lohnt zu leben und zu arbeiten, hier herrscht ein Einziger.“<sup>1</sup>



OB Carl Neinhaus in den 1930er Jahren  
(Foto: Sammlung Riese)

Seine Rede beendete Neinhaus mit einem gelöbnisartigen Bekenntnis zu Hitler.

Er selbst hatte diesen „Schritt“ schon einige Monate zuvor vollzogen – von der vorsichtigen Anpassung im März/April über den Eintritt in die NSDAP (1. Mai) bis zur Bestätigung durch den Reichsstatthalter und Gauleiter Robert Wagner (1895–1946) im Juni 1933.<sup>2</sup> Wie aus der Rede ersichtlich, wünschte sich der OB Mitarbeiter im Rathaus, die die neue Politik widerspruchlos vollzogen, eventuell auch in die Partei

eintraten. Für das bürgerlich geprägte Heidelberg hatte sein politischer Stellungswechsel zu den Nazis eine Vorbildfunktion.

Die von Neinhaus angesprochene „Ausschaltung“ hatte schon im Juni 1933 begonnen; sie beruhte auf dem pseudo-legalen „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ (BBG) vom 7. April 1933: Angehörige des öffentlichen Dienstes, „die nichtarischer Abstammung sind, sind in den Ruhestand zu versetzen“; solche, „die nach ihrer bisherigen politischen Betätigung nicht die Gewähr bieten, daß sie jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat eintreten, können aus dem Dienst entlassen werden.“<sup>3</sup>

Unter Leitung des OB Neinhaus, der selbst das Personalreferat führte, wurde diese „Säuberung“ vom Personalamt unter dem neu berufenen Amtsleiter Wilhelm Schneider (1895–1978) durchgeführt. Zunächst wurden 55 Personen (davon 10 Beamte) suspendiert. Bis Mitte 1934 waren die Überprüfungsverfahren abgeschlossen. Insgesamt 76 Personen wurden aus dem Dienst entfernt: 4 Beamte = 1,1 % der städtischen Beamtenschaft; 20 Angestellte = 5,9 %; 52 Arbeiter = 6,7 %.<sup>4</sup>

Trotz der schlechten Finanzlage der Stadt wurden bis Juli 1934 auf Vorschlag der NS-Kreisleitung fast doppelt so viele Arbeitskräfte (138) neu eingestellt. Dennoch gelang es zum Bedauern von Neinhaus nicht, „sämtliche alten Kämpfer in Arbeit und Brot zu bringen“.<sup>5</sup> So vergrößerte sich von 1933 bis zum 1. April 1939 die Zahl der städtischen Bediensteten von 1438 auf 1725, d.h. um 20 %.

	<b>Beamte</b>	<b>Angestellte</b>	<b>Arbeiter</b>	<b>gesamt</b>
<b>1.4.1933</b>	381	395	662	1438
<b>1.4.1939</b>	540	310	875	1725

Die interne Zahlenverschiebung lässt sich wohl dadurch erklären, dass eine große Anzahl regimetreuer Angestellter verbeamtet und weniger qualifizierte Parteigenossen (Pg) als Arbeiter eingestellt wurden. Im Spruchkammerverfahren gegen Wilhelm Schneider machte der damalige Leiter des Personalamtes Georg Herth (1905–1974) 1948 dazu folgende Aussage:

„Hinsichtlich der Neueinstellungen hat eine starke Bewegung stattgefunden; es wurde eine Sonderaktion hinsichtlich der alten Kämpfer, die als Arbeiter untergebracht wurden, durchgeführt und auch einige Dutzend Angestellte, die alte Kämpfer waren, eingestellt. Ich habe den Eindruck, dass überwiegend Parteigenossen neu eingestellt wurden. Wenn auch das Leistungsprinzip und in erster Linie auch fachliche Gesichtspunkte in Erwägung gezogen wurden, so wurden von der Partei genug Leute empfohlen.“<sup>6</sup>

Am Kriegsende arbeiteten in der Stadtverwaltung 495 Beamte (davon 366 Pg), 586 Angestellte (162 Pg), und 869 Arbeiter (239 Pg).<sup>7</sup> Insgesamt 767 städtische Bedienstete, d.h. 39,3 % waren Mitglieder der NSDAP; von den Beamten allein waren 73,9 % Parteimitglieder. Dies war wohl auf den politischen Druck zurückzuführen, der vor allem seit 1937 auf die Beamten ausgeübt wurde, in die NSDAP einzutreten. Eine Tatsache, die Neinhaus in seinem Entnazifizierungsverfahren schlichtweg leugnete: „Er habe eine ungerechtfertigte Förderung der alten Kämpfer verhindert und nie den leisesten Druck auf die Beamten ausgeübt, dass sie der Partei beitreten sollten.“<sup>8</sup>

## Entnazifizierung und Wiedereinstellung: 1945–1953

Angesichts dieser Zahlen war eine umfassende Entlassungsaktion durch die US-Militärbehörde zu erwarten. Freilich blieb es nicht bei dem ursprünglich gemäßigten Konzept des „Handbook for Military Government“. Denn von der Besetzung der Stadt Ende März 1945 bis zum Jahresende 1945 wurden die Entlassungskriterien mehrfach verschärft.<sup>9</sup> Schon am 10. April 1945 verlangte der für Heidelberg zuständige US-Offizier E. H. Haskell von dem neueingesetzten OB Josef Amberger (1889–1954) ultimativ, dass „die Säuberung der Stadtverwaltung von untragbaren Parteimitgliedern unverzüglich durchzuführen sei“. Dabei müsse in Kauf genommen werden, dass die Verwaltung weniger leistungsfähig werde. Amberger erstellte zunächst eine Liste mit den Namen von 100 Bediensteten, darunter Neinhaus, der bisherige Bürgermeister Max Genthe und sechs Amtsleiter. Diese Gruppe wurde sofort entlassen. Auf Drängen Haskells folgten bis Anfang Mai drei weitere Listen. Insgesamt wurden über 200 Angehörige der Stadtverwaltung entlassen. Ihre Namen wurden in amtlichen Aushängen öffentlich gemacht.<sup>10</sup> Im Juli erging eine US-Direktive, nach der alle diejenigen zu entlassen seien, die der NSDAP vor dem 1. Mai 1937 beigetreten oder Angehörige der SA und SS gewesen waren. Im November 1945 schließlich mussten alle Parteimitglieder aus der Stadtverwaltung entfernt werden.

Der Stadtrat und der von ihm gebildete Personalausschuss, der erstmals am 4. Juni 1945 tagte, bemühten sich, auf diesen Prozess bei der US-Behörde Einfluss zu nehmen, blieben aber auf eine „konsultative“ Rolle beschränkt.<sup>11</sup> Die Stadtverwaltung musste nicht nur die US-Direktiven befolgen, sondern auch mit den Vorgaben verschiedener militärischer Befehlsebenen und häufig wechselnder zuständiger Offiziere zurechtkommen. Prominentes Beispiel für die Kurswechsel der Besatzungspolitik war Josef Amberger selbst. Er war seit 1925 2. Bürgermeister, wurde 1933 zum städtischen Oberrechtsrat zurückgestuft und trat 1941 der NSDAP bei. Trotz dieser Vorgeschichte übertrug ihm die US-Militärbehörde aufgrund einer positiven Beurteilung durch Emil Henk (1893–1969) das Amt als kommissarischer Oberbürgermeister. Auf eigenen Wunsch gab er dieses Amt am 17. September 1945 ab und blieb 1. Bürgermeister unter dem neuen OB Ernst Walz (1888–1966). Drei Monate später wurde er zum Entsetzen der Heidelberger Stadtspitze seines Amtes enthoben. Alle Bemühungen, Amberger im Amt zu halten waren vergeblich.<sup>12</sup> Erst 1949 wurde er wieder als Oberrechtsrat in den Dienst der Stadt gestellt.

Am 23. November 1945 legte das Personalamt dem Stadtrat eine Übersicht über die Personalstruktur vor, wie sie sich nach der US-Direktive vom 5. November ergab:<sup>13</sup>

	<b>Beamte</b>	<b>Angestellte</b>	<b>Arbeiter</b>	<b>gesamt</b>
<b>Beschäftigt am 1.4.1945</b>	495	586	869	1950
<b>davon Pg</b>	366	162	239	767
<b>von diesen entlassen</b>	276	101	140	517
<b>das sind in %</b>	75,4	62,3	58,7	67,4
<b>PG noch im Amt</b>	90	61	99	250



eine erhebliche Zahl ehemaliger NSDAP-Mitglieder – vor allem Arbeiter und Angestellte – im Amt. Sind die Angaben über die Gesamtzahl der Parteimitglieder in Heidelberg zuverlässig, betrug der Anteil der städtischen Bediensteten unter ihnen etwas über 13 %.

Besonders einschneidend war der Personalaustausch in den Führungspositionen der Dezernenten, Amtsvorstände und Dienststellenleiter, wie aus einer Liste des Personalamtes vom Juli 1946 hervorgeht: Von 39 Vorgesetzten wurden elf im Amt belassen; acht waren 1933 entlassen worden und traten jetzt wieder in die städtische Verwaltung ein; 20 – mehr als die Hälfte – mussten neu eingestellt werden. Kein Wunder, dass mehrfach der Mangel an qualifiziertem Personal für die Führungsebene beklagt wurde.<sup>14</sup> Bis Mitte des Jahres 1946 war der Entlassungsprozess weitgehend abgeschlossen. Bereits am 5. März 1946 war das „Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“ erlassen worden, das die Grundlage für die Entnazifizierung durch die Spruchkammerverfahren bildete. Im Juli 1946 nahm die Spruchkammer in Heidelberg ihre Arbeit auf; alle Vorsitzenden und öffentlichen Ankläger waren Juristen. Zum Ärger der Besatzungsmacht fielte sie ausnehmend milde Urteile.<sup>15</sup>

Viele ehemalige Mitarbeiter der Stadtverwaltung, die als „Mitläufer“ eingestuft wurden, beantragten nun ihre Wiedereinstellung. Mit den Kriterien dafür befassten sich Stadtrat und Personalausschuss mehrfach. In kontroversen Debatten einigte man sich auf folgende Grundsätze: Eine Entscheidung sollte nicht nach rein formalen Merkmalen wie der Mitgliedschaft in der NSDAP und NS-Organisationen gefällt werden. Vielmehr sollte in einer Einzelfallprüfung das tatsächliche Verhalten des Antragstellers vor 1945 bewertet werden. Ein Recht auf Wiedereinstellung wurde auch den „Mitläufern“ nicht zugestanden. In der Regel war mit der Wiedereinstellung eine Rückstufung in der Dienststellung und Besoldungsgruppe verbunden, oft auch eine Herabstufung vom Beamten zum Angestellten bzw. vom Angestellten zum Arbeiter. Beamte wurden generell nur „auf Widerruf“ eingestellt.<sup>16</sup>

Bis 1949 blieb die Zahl der Wiedereinstellungen gering: 124, davon 84 Beamte und 40 Angestellte. Wieder eingestellt wurden Mitarbeiter nur, wenn sie – z.B. als Techniker – für die Funktionsfähigkeit der Verwaltung nötig waren und von der Personalvertretung sowie dem Stadtrat überprüft worden waren.<sup>17</sup> In der Folgezeit wurden – auch aus Mangel an geeigneten Kräften – in verstärktem Maße ehemalige Amtsleiter eingestellt. Schon Anfang 1949 waren fünf von 16 entlassenen Amtschefs wieder in der Stadtverwaltung tätig, wenn auch an der Spitze weniger wichtiger Ämter. Leidtragende dieser verstärkten Wiedereinstellung waren die bisherigen (manchmal kommissarischen) Amtsleiter, die meist aus der Inspektoren-Laufbahn (Amtmann) stammten. Ihnen war ein weiterer Aufstieg versagt; vorgezogen wurden die – meist akademisch gebildeten – alten Kader. So wurde Ende der 1940er Jahre das ursprüngliche Ziel verfehlt, zumindest die Funktionseliten auszutauschen.

Einen weiteren Schub erhielt diese Einstellungspraxis in den Jahren 1951–1953. Das Ausführungsgesetz zum Art. 131 GG vom 11. Mai 1951 gab den entlassenen Beamten das Recht, in ihrer alten Position eingestellt zu werden, wenn gewisse formale Voraussetzungen erfüllt waren. Erster Nutznießer war der ehemalige Leiter des Wirtschafts- und Ernährungsamtes Dr. Fritz Schlipphak (1910–2004), ein natio-

nalsozialistischer Aktivist, der zunächst als „Belasteter“, in letzter Instanz als „Minderbelasteter“ eingestuft worden war. Jetzt wurde er Leiter des Statistischen und Wahlamtes, später des Jugend- und Wohlfahrtsamtes. Als Carl Neinhaus am 13. Juli 1952 von den Bürgern mit 50,9 % wieder zum OB gewählt worden war, forcierte er die Wiedereinstellung ehemaliger Amtsleiter. Dr. Wilhelm Hübenthal (1897–1974), vor 1945 Leiter des Kämmereiamtes, übernahm zunächst die Stadtkasse und kehrte dann in sein altes Amt zurück. Seinen Vertrauten aus der NS-Zeit, Wilhelm Schneider, berief Neinhaus gegen erhebliche Widerstände zum Leiter des Hauptamtes. Als Ende 1953 Hanns Fischer (1899–1992) zum Leiter des Verkehrsamtes berufen wurde, waren neun der 16 entlassenen Amtsleiter wieder eingestellt.<sup>18</sup>

### **„Gerechtigkeit gegen jeden geübt“: Wilhelm Schneider**

Wilhelm Schneider<sup>19</sup> wurde am 2. Juli 1895 in Straßburg geboren. Nach der Volksschule besuchte er die Oberrealschule bis zur Primareife und trat 1913 als Anwärter in die dortige Stadtverwaltung ein. Von 1914 bis 1918 leistete er Militärdienst, wurde zum Vizefeldwebel befördert und mit dem EK Kl. II ausgezeichnet. Nachdem Elsass-Lothringen wieder Frankreich eingegliedert worden war, wurde er 1919 in Straßburg entlassen, wechselte nach Heidelberg und arbeitete als Kassenassistent im Rentamt (später: Kämmereiamt) der Stadt. 1922 wurde er Verwaltungsinspektor, 1926 Oberinspektor und Leiter der Buchhaltung, wo er ein neues Buchungssystem einführte. Die Bitte, seine Besoldung dieser Dienststellung anzupassen, blieb 1932 ohne Erfolg. Einer Partei gehörte er nicht an, galt allgemein als „schwarz“, d.h. zentrumsnah.<sup>20</sup>

Unmittelbar nach der „Gleichschaltung“ 1933 wurde er zum Vorsitzenden des Verbandes der Gemeindebeamten und Angestellten Badens, Ortsgruppe Heidelberg gewählt. Wie sein oberster Vorgesetzter Carl Neinhaus trat er am 1. Mai 1933 in die NSDAP ein. Obwohl er erst seit kurzem Parteimitglied war, wurde er in der NS-Kreisleitung als Kreisstellenleiter (später: Kreishauptstellenleiter) zuständig für Beamte und Kommunalpolitik. Auf Vorschlag der NS-Beamten-Abteilung und mit Zustimmung der NS-Kreisleitung übertrug ihm Neinhaus am 2. Juni 1933 die Leitung des städtischen Personalamtes. Damit war die Beförderung zum Verwaltungsdirektor verbunden, die am 1. Januar 1934 erfolgte und ihm eine erhebliche Gehaltssteigerung (um ca. 2.000 Reichsmark jährlich) einbrachte. Gleichzeitig wurde er Fachschaftsleiter für die Gemeindebeamten im Reichsbund der Deutschen Beamten, also politischer Vertrauensmann der Nazis in der Stadtverwaltung.

Welche Motive hatte OB Neinhaus, Schneider in das verantwortungsvolle und politisch sensible Amt zu berufen? Einerseits hatte dieser offensichtlich den Rückhalt in der NSDAP, andererseits gehörte er zum erprobten Personal der Stadtverwaltung, auf das Neinhaus zählen konnte. In der Befragung vor der Spruchkammer erklärte Neinhaus, innerhalb der Verwaltung habe es keinen anderen geeigneten Kandidaten gegeben; einen „Parteimann“ habe er aber unbedingt verhindern wollen. Auf Befragen gab er zu, dass Schneider die arbeits- und personalrechtlichen Voraussetzungen für seine neue Position nicht erfüllte. Er habe aber die „geistigen Fähigkeiten, Beweglichkeit und Charakterstärke“ besessen, um sich in den neuen

Aufgabenbereich einzuarbeiten. Energisch bestritt Neinhaus jede Einflussnahme der Partei: „Die Ernennung Schneiders wurde allein durch mich ausgesprochen.“<sup>21</sup> Unverkennbar wollte Neinhaus seine Unabhängigkeit von Weisungen der NSDAP deutlich machen.

Offensichtlich erwarb sich Schneider rasch das Vertrauen des OB. Im Nebenamt wurde er ab April 1936 Geschäftsführer der städtischen Gesellschaft für Grund- und Hausbesitz. Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges leistete er 1939/40 Kriegsdienst, der wohl aus gesundheitlichen Gründen nach einem halben Jahr beendet wurde. Als Folge des kriegsbedingten Personalmangels übertrug ihm Neinhaus ab 1944 zusätzlich die Leitung des Wohnungsamtes. Seine Tätigkeit an der Spitze des Personalamtes umfasste in den Jahren 1933–1936 zwei zusätzliche Aufgaben mit politischer Bedeutung: 1933/34 setzte er nach Weisung des OB die Bestimmungen des BBG um und führte die „Säuberung“ der Stadtverwaltung durch. Ab 1934 organisierte er die Einstellung vieler „Alter Kämpfer“ – meist nach den Wünschen der NS-Kreisleitung. Ähnlich wie Neinhaus erklärte er nach 1945 sein Handeln mit dem Gehorsam gegenüber der Partei und der Regierung:

„Wenn trotzdem nicht alles verhindert und manches zugunsten der alten Parteigenossen getan werden mußte, was sachlich nicht gerechtfertigt war, so ist dies darauf zurückzuführen, daß auch die Stadt gezwungen war, die hierzu ergangenen Anordnungen der Regierung durchzuführen.“<sup>22</sup>



Wilhelm Schneider (Foto: Rhein-Neckar-Zeitung vom 31. März 1961, S. 5)

Wie ist die Amtsführung von Schneider als Amtschef generell zu bewerten? Verständlich, dass Neinhaus ihm attestierte, er habe sich „in jeder Hinsicht bewährt“. Aber auch Georg Herth, sein Nachfolger nach 1945, der ihm aufgrund seines Schicksals keine Gefälligkeit schuldete, machte eine eindeutig positive Aussage: „Ich kann nicht umhin zu bestätigen, dass die Führung eine ordentliche war.“<sup>23</sup> War Schneider nicht nur ein zuverlässiger Beamter, sondern auch ein überzeugter Nationalsozialist? In der Öffentlichkeit trat er offensichtlich als solcher auf. Aufgrund der Zeugenaussagen kam die Spruchkammer Heidelberg 1948 zu einem recht eindeutigen Urteil:

„Wenn dem Betroffenen unter dem Naziregime eine derartige Vielzahl von einflussreichen und zugleich repräsentativen Ämtern und Stellungen im Rahmen der Kommunalpolitik einer Großstadt übertragen und ununterbrochen bis zum Zusammenbruch belassen wurde, dann rechtfertigt nach der allgemeinen Erfahrung schon diese Tatsache den Schluss, dass der Betroffene bei allen nationalsozialistischen Partei- und Staatsstellen als überzeugter Nationalsozialist gegolten und besonderes Vertrauen genossen haben muss. Andernfalls wäre der Betroffene ganz zweifellos ausgebootet worden, zumal in Heidelberg, wo der im Sinne des Nationalsozialismus als besonders aktiv bekannte Kreisleiter Seiler saß.“<sup>24</sup>

Schneider trat so auf, dass kein Zweifel an seiner ideologischen Haltung aufkommen konnte. Auch hierin ähnelte er seinem Vorgesetzten Neinhaus, der allerdings bemüht war, Eingriffe des Kreisleiters Wilhelm Seiler (1891–1975) in die Kommunal- und Personalverwaltung so gut wie möglich abzuwehren.

Seine Loyalität gegenüber OB Neinhaus bewies Schneider bis in die letzten Tage des „Dritten Reiches“ hinein. Auf Weisung des OB ließ er am Sonntag, dem 25. März 1945 – d.h. fünf Tage vor dem Einmarsch der US-Truppen in Heidelberg – im Rathaus Akten aussortieren und verbrennen. Zeitweise wirkte er bei dieser Aktion persönlich mit. Den Flammen im Heizkessel des Rathauses fielen nicht nur „militärische Geheimakten“ zum Opfer, wie dies die Regierung für einen solchen Fall angeordnet hatte, sondern auch Dienstakten aus der Registratur des Personal- und Organisationsamtes. Sie betrafen die Durchführung des BBG, die Einstellung von Parteimitgliedern als Beamte, die Protokolle des Personalausschusses und weitere Unterlagen über die Überprüfung städtischer Bediensteter.<sup>25</sup> Diese Akten fehlten nach 1945 in den Spruchkammerverfahren, um die Vorgänge in der Stadtverwaltung während der NS-Zeit lückenlos aufzuarbeiten.

Betrachtet man Schneiders Aktivitäten von 1933–1945, ist es nicht verwunderlich, dass er zu der ersten Gruppe von städtischen Mitarbeitern gehörte, die als „nicht-tragbar“ eingestuft wurden und schon Ende April entlassen wurden. Gegen diese seiner Meinung nach ungerechtfertigte Entscheidung erhob Schneider in einer langen Stellungnahme Einspruch. Wie schon in seiner Äußerung zum Fragebogen der Militärregierung versuchte er, die Verantwortung für seinen Parteieintritt auf andere abzuwälzen und seine Tätigkeit als Leiter des Personalamts in positivem Licht erscheinen zu lassen. Seine Mitgliedschaft in der NSDAP stellte er als zwangsläufige Folge seiner Tätigkeit im Berufsverband hin und leugnete jeden Zusammenhang mit seiner Beförderung. Politische Aktivitäten stritt er weitgehend ab und hob seine korrekte Amtsführung hervor, die ihm oft Schwierigkeiten mit Parteistellen eingebracht habe. Seine Maxime sei gewesen:

„Gerechtigkeit gegen jeden und die Wahrung des städtischen Interesses wie der Interessen der Allgemeinheit waren mir oberstes Gebot. Ich habe mich für die Belange aller Bediensteten und nicht einer Gruppe eingesetzt.“

Abschließend bat er darum, bei einer Entscheidung sein seit 1921 bestehendes Dienstverhältnis zu berücksichtigen: „Ich kann mir nicht denken, daß dieser alte vertragliche Anspruch seitens der Stadt nicht anerkannt werden sollte.“<sup>26</sup> Dachte Schneider bei diesem Satz nicht daran, an wie vielen Entlassungen und Vertragsauflösungen aus politischen Gründen er 1933/34 aktiv mitgewirkt hatte? Seinem Einspruch wurde nicht stattgegeben. Ohne Einkünfte waren Schneider und seine vierköpfige Familie in einer schwierigen Lage. Mit der erforderlichen Genehmigung der Stadt war er gezwungen, auf sein „Eisernes Sparbuch“ bei der Bezirkssparkasse zurückzugreifen. Er arbeitete zunächst als „Holzhauer im Wald“ und nach 19-monatiger Erkrankung als Versicherungsagent. 1951 war er halbtags als Geschäftsführer der Hochschule für Musik und Theater tätig.

Am 30. Juni 1948 fand die Verhandlung der Spruchkammer Heidelberg unter Vorsitz von W. Gedan statt.<sup>27</sup> Als juristischen Beistand zog Schneider Rechtsanwalt Rolf Leonhard (geb. 1910) hinzu, den er 1934/35 als Prozessvertreter der Stadtver-

waltung kennengelernt hatte. Es wurden sieben Zeugen, darunter Ex-OB Neinhaus vernommen; die Verhandlung dauerte fast acht Stunden. Das Prinzip der Entnazifizierungsverfahren, die Beweislast umzukehren und dem Betroffenen zu übertragen, führte auch in diesem Fall zu einer „Haltung der Selbstrechtfertigung“<sup>28</sup>. Schneider entwarf von sich das Bild eines korrekten, unparteiischen Beamten, von dem keine eigenen Initiativen ausgegangen seien. Den Vorsitz des Heidelberger Beamtenbundes habe er auf Drängen der Kollegen übernommen. Dazu sei wiederum sein Eintritt in die NSDAP nötig gewesen, der er sonst distanziert und kritisch gegenüberstanden habe. Zur NS-Kreisleitung habe er kaum Kontakt gehabt. Seine Tätigkeit als Fachschaftsführer habe sich auf Routineangelegenheiten beschränkt und sei ohne politische Ausrichtung gewesen. Den Austritt aus der katholischen Kirche im Jahre 1941 rechtfertigte er damit, dass er sich „die Freiheit des Handelns [...] bewahren“ wollte, um Kirchenmitgliedern umso besser helfen zu können. „Meine Kirchenbesuche setzte ich in den Frühgottesdiensten fort und meine Familie blieb nach wie vor kirchlich aktiv“.<sup>29</sup>

Die Leitung des Personalamtes habe er auf Drängen des OB übernommen; er selbst wäre lieber im Finanzbereich tätig geblieben, um politischen Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen. Zur Personalpolitik äußerte sich Schneider ganz im Sinne von Neinhaus: Das BBG sei nach den Vorgaben des Landeskommissärs, der Mannheimer Kommunalaufsichtsbehörde, umgesetzt worden, in Heidelberg freilich so schonend wie möglich. Die entlassenen Mitarbeiter seien finanziell unterstützt worden. Bei den Neueinstellungen sei nicht die Parteizugehörigkeit, sondern die fachliche Befähigung entscheidend gewesen. Im Personalamt habe er sogar einige ehemalige Mitglieder der SPD und des Zentrums weiter beschäftigt, was „eine wüste Hetze gegen mich und das ‚schwarz-rote Personalamt‘“ auslöste.<sup>30</sup> Zur Aktenvernichtung im März 1945 verwies er auf die Weisung des OB; seine aktive Beteiligung dabei und den Umfang der vernichteten Akten versuchte er kleinzureden.

Zwei Zeugen belasteten Schneider durch die Schilderung, wie rücksichtslos dieser bei ihrer Entlassung vorgegangen sei. Zur Aktenverbrennung wurden Augenzeugen vernommen sowie Georg Herth zur Personalpolitik. Zwei städtische Beamte sagten aus, dass sich Schneider in seinem Amt der NS-Ideologie und den Vorgaben der Partei angepasst habe, ohne innerlich ein Nationalsozialist gewesen zu sein. Nur seine ehemalige Sekretärin stellte ihm ein völlig entlastendes Zeugnis, einen „Persilschein“ aus. Neinhaus' entlastende Aussage war davon geprägt, dass sein Berufungsverfahren gegen seine Einstufung als „Mitläufer“ noch nicht entschieden war. Er habe Schneider aus rein fachlichen Gründen in das Personalamt berufen und dieser habe sein Amt rein sachlich und unparteiisch geführt. Als die Anhörung auch Neinhaus' persönliche Rolle im Mai/Juni 1933 einbezog und ihm dabei implizit Erinnerungslücken vorgeworfen wurden, reagierte er äußerst gereizt. Seine Sicht der damaligen Ereignisse sollten nicht in einer öffentlichen Verhandlung angezweifelt werden. Die Spruchkammer kam

„zu der Überzeugung [...], dass der Betroffene mehr als nur nominell am Nationalsozialismus teilgenommen, durch seine Stellungen und Tätigkeit die Gewaltherrschaft der NSDAP wesentlich gefördert und sich zumindest im Dienst als überzeugter Anhänger dieser Gewaltherrschaft erwiesen hat. Somit wäre der Betroffene als Belasteter einzugruppiert.“<sup>31</sup>

So hatte auch der Antrag des öffentlichen Klägers gelaute. Als mildernde Umstände wertete die Kammer, dass Schneider in seinem Amt einige Nicht-Parteigenossen geschützt habe. Außerdem sei es nicht erwiesen, dass er anderen aus politischen Gründen geschadet habe. Ebenso blieben Zweifel an seiner Verantwortlichkeit für die Aktenverbrennung. So stufte die Kammer Schneider in die Gruppe III („Minderbelastete“) ein. Als Sühnemaßnahmen wurden ihm eine Zahlung von 200 DM zugunsten eines Wiedergutmachungsfonds und 30 Tage Sonderarbeit zugunsten der Allgemeinheit auferlegt; außerdem wurde eine Bewährungsfrist von 18 Monaten ausgesprochen.

Im Laufe des Jahres 1948 änderte sich die Rechtslage entscheidend. Schon am 25. März 1948 war das 2. Änderungsgesetz zum „Befreiungsgesetz“ von 1946 in Kraft getreten. Jetzt war es möglich, „Belastete“ in einem Schnellverfahren ohne Mitwirkung der Militärregierung als „Mitläufer“ einzustufen.<sup>32</sup> Im Fall Schneider bestätigte die Berufungskammer Karlsruhe am 11. November 1948 in einem schriftlichen Verfahren ohne Anhörung der Beteiligten, dass ihm die Parteimitgliedschaft berufliche und finanzielle Vorteile gebracht habe. Aber sie verzichtete auf die in 1. Instanz verhängte Sonderarbeit, reduzierte die Geldbuße auf 100 DM und hob die Bewährungsfrist auf. „Denn der Betroffene hat durch seine Betätigung als einfacher Waldarbeiter gezeigt, dass er bereit ist, am Wiederaufbau eines demokratischen Staates mitzuarbeiten. [...] Die Einstufung des Betroffenen als Minderbelasteter mit einem Nachverfahren kommt daher nicht mehr in Frage.“<sup>33</sup> Faktisch bedeutete dies die Anerkennung als „Mitläufer“. Abgesehen von der biographischen Bedeutung zeigt das Verfahren gegen Schneider einige Grundzüge des Entnazifizierungsprozesses auf: Die Spruchkammern behandelten ab 1946 zunächst die „kleinen Fische“ und fällten vergleichsweise rigorose Urteile. Später wurden die Entscheidungskriterien aufgeweicht. Davon profitierten Personen wie Schneider, die im NS-Staat höhere Positionen eingenommen hatten und sich erst ab 1948 zu verantworten hatten. Mit fortschreitender Zeit fielen die Urteile entsprechend milder aus.<sup>34</sup> Die Entnazifizierung war zur vielzitierten „Mitläuferfabrik“ (Lutz Niethammer) geworden.

Gestützt auf das Urteil der Berufungsinstanz, bemühte sich Schneider 1949/50 sogleich um die Wiedereinstellung in der Stadtverwaltung. Seine Bewerbung als Stadtkassendirektor blieb 1951 ohne Erfolg. Entsprechend dem Ausführungsgesetz nach Art. 131 GG firmierte er als „Verwaltungsdirektor z[ur] W[iederverwendung]“ und hatte Anspruch auf ein fortlaufendes Übergangsgeld. Die Höhe dieser Zahlung und sein Dienstgrad bei einer möglichen Wiedereinstellung waren davon abhängig, ob er seine Beförderung im Jahre 1933 der Parteizugehörigkeit zu verdanken habe. Die Mehrheit im Personalausschuss bejahte dies zwar, erkannte aber trotz aller Bedenken seinen damaligen Rang an. Sie wollte nämlich keinen Prozess vor dem Verwaltungsgericht riskieren, der möglicherweise gegen die Stadt entschieden werden könnte. Meist sei es nämlich schwierig, in solchen Fällen „eine enge Bindung zur NSDAP“ aus den Akten nachzuweisen.<sup>35</sup> Über seine Wiedereinstellung war aber noch nicht entschieden.

Dies änderte sich erst 1952, als Carl Neinhaus wieder zum Oberbürgermeister gewählt worden war. Dieser bemühte sich sogleich darum, seinen früheren Vertrau-

ten in die Stadtverwaltung in seine unmittelbare Nähe zurückzuholen, nämlich entweder als Leiter der Stadtkasse oder des städtischen Hauptamtes. Da Schneider schon früher aus der Kandidatenliste für die Stadtkassenleitung gestrichen worden war, setzte sich Neinhaus mit größtem Nachdruck dafür ein, Schneider an die Spitze des Hauptamtes zu berufen. „Es bestünden politisch keine Bedenken, denn der Genannte [Schneider] stünde auf dem Boden der heutigen Ordnung.“ Der Widerstand im Personalausschuss war aber offensichtlich so groß, dass Neinhaus zunächst einer Vertagung zustimmte.<sup>36</sup>

In der nächsten Sitzung am 19. Dezember 1952 warb der OB erneut für seinen Kandidaten und hob dessen Qualifikation hervor. 1933 habe er Schneider die Leitung des Personalamtes „nur aus sachlichen Gründen übertragen [...], ohne daß die NSDAP hierauf Einfluß genommen habe“. Die gemeinsam von ihm und Schneider betriebene Personalpolitik sei „ohne jegliche NS-Tendenz gewesen“. Nach diesem einseitig verklärenden Rückblick auf die Vergangenheit, der kein Ausschussmitglied widersprach, erläuterte Neinhaus die Notwendigkeit, einen engen Mitarbeiter im Hauptamt zu haben,

„der ihm materielle Unterlagen für Reden bei Einladungen liefere sowie sonstige Sonderwünsche erfüllen könne. Hierzu sei Herr Schneider mit seiner Kenntnis der Verwaltung besonders geeignet. Der Oberbürgermeister dürfe sich nicht mit verwaltungstechnischen Fragen zu sehr beschäftigen müssen, damit er den eigentlichen größeren Aufgaben als Stadtoberhaupt gerecht werden könne.“<sup>37</sup>

Neinhaus suchte demnach einen engen Mitarbeiter, quasi einen gehobenen persönlichen Referenten. Trotz seiner ausführlichen Stellungnahme zugunsten Schneiders gelang es dem OB aber nicht, die Mehrheit im Personalausschuss für seinen Vorschlag zu gewinnen. Während die Vertreter der bürgerlichen Fraktionen zustimmten, kamen von SPD und KPD Einwände gegen die Wiederverwendung Schneiders in dieser exponierten Position. Wortführer war der SPD-Stadtrat Adolf Rausch



Wilhelm Schneider (im Hintergrund) bei der Amtseinführung von Dr. Dr. Herrmann Hagen als 2. Bürgermeister durch OB Carl Neinhaus (Foto Speck; Stadtarchiv Heidelberg BILDA 4198)

(1899–1967), selbst Opfer der NS-Diktatur. Er habe „psychologische Bedenken wegen der Bedeutung der Stadthauptamtsleiterstelle in der Öffentlichkeit“.<sup>38</sup> Die Abstimmung ergab ein Patt von 8:8 Stimmen bei einer Enthaltung. Neinhaus gab seine ausschlaggebende Stimme zugunsten von Schneider ab und drückte damit dessen Einstellung durch. Sein Vorgänger Hugo Swart hatte in einer vergleichbaren Situation im Februar 1952 darauf verzichtet, bei Stimmgleichheit seine Stimme einzusetzen, und die Vertagung beantragt.<sup>39</sup>

Seine neue Position an der Spitze des Hauptamtes hat Schneider allem Anschein nach kompetent und zuverlässig ausgeübt. OB Neinhaus hatte – neben anderen Wiedereinstellungen – die Berufung seines engsten Vertrauten aus der NS-Zeit durchgesetzt. In der Stadtverwaltung spielte Schneider insbesondere bei der häufigen Abwesenheit des OB als Abgeordneter und Präsident des Landtages eine wichtige Rolle. „Eine graue Eminenz darf es im Schatten eines Oberbürgermeisters nicht geben“, so Robert Weber (1906–1987) vor dem 2. Wahlgang der OB-Wahl von 1958.<sup>40</sup> Es ist nicht unwahrscheinlich, freilich nicht zweifelsfrei zu belegen, dass er damit Schneider meinte. Wenige Monate nach der Abwahl von Neinhaus wurde Schneider am 1. April 1959 zum Stadtdirektor befördert. Zwei Jahre später trat er zum 31. März 1961 in den Ruhestand. Er starb im Alter von 82 Jahren am 11. Januar 1978.

### **„Mit der Kündigung ist mir Unrecht zugefügt worden“: Georg Herth**

Georg Herth<sup>41</sup> wurde am 22. Januar 1903 in Heidelberg geboren. Sein Vater Adam Herth war als Bauoberinspektor im städtischen Tiefbauamt beschäftigt. Nach dem Besuch der Volksschule machte Georg Herth eine Bäckerlehre, die er 1920 mit der Gesellenprüfung abschloss. In dem erlernten Beruf sah er keine Aussicht auf Anstellung; dazu kamen gesundheitliche Probleme. Deshalb bemühte er sich – unter Vermittlung seines Vaters – um einen Ausbildungsplatz in der Stadtverwaltung. Von August 1920 bis 1923 durchlief er im Tiefbauamt die Ausbildung als „Zeichenlehrling“, dann als „Schreiblehrling“. Anschließend absolvierte er den Vorbereitungsdienst, seit April 1924 im Rechnungsamt. Im Rechnungswesen hatte er offensichtlich eine Tätigkeit gefunden, die seinem Talent und seinen Neigungen entsprach. Entsprechend gut fiel 1925 eine dienstliche Beurteilung aus, in der ihm „Fleiß, Eifer und gute Leistungen“ attestiert wurden. Er arbeite „mit reiferer Überlegung und größerer Umsicht als seine im gleichen Dienstal, aber an Lebensjahren jüngeren [...] Kollegen“.<sup>42</sup> Im Dezember 1927 legte er die Prüfung als Sekretär im Kommunaldienst ab und arbeitete jetzt als außerplanmäßiger Beamter auf Widerruf. Seine Ernennungsurkunde datiert erst vom 20. Dezember 1929. Seit November 1931 bereitete er den nächsten Karriereschritt vor und besuchte bis Juni 1933 Fortbildungsveranstaltungen und Vorbereitungskurse für die Prüfung als Obersekretär, an der er aber nicht mehr teilnehmen konnte.

Auf das weitere Schicksal von Georg Herth wirkten sich zwei Tatsachen negativ aus:

1. Die Urkunde, mit der er zum Beamten auf Widerruf ernannt wurde, wurde erst im Dezember 1929 ausgestellt; d.h. zwei Jahre arbeitete er bereits in der Posi-

tion eines Sekretärs ohne ausdrückliche Beamteneigenschaft. Die Ursache für diese zweijährige Verzögerung lag nicht bei ihm, sondern bei seinem Arbeitgeber. Vielleicht waren Sparmaßnahmen beim städtischen Stellenplan dafür verantwortlich.

2. Im Herbst 1929 wurden Georg Herth und sein im Hochbauamt beschäftigter Kollege Willi Rausch (1901–1989) denunziert, sie hätten in den Diensträumen Listen herumgehen lassen und Wahlkampfspenden für die SPD eingesammelt. Zum Missfallen von Neinhaus wurde die Angelegenheit durch einen anonymen Leserbrief in den „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ publik, in dem den beiden Beamten „Stimmungsmache und Wahlbeeinflussung für die demnächst stattfindende Landtagswahl“ vorgeworfen wurde. Der Leiter des Hauptamtes Karl Welker (1887–1959) wurde vom OB mit einer sofortigen Untersuchung beauftragt, die ein deutlich anderes Bild ergab; Herth habe die Liste nur aus Gefälligkeit an zwei kurzzeitig abwesende Kollegen weitergegeben und kein Geld eingesammelt. Die Dienstordnung – so Welker – verbiete eine derartige Tätigkeit nicht. Dennoch wurde Herth am 4. November 1929 von Neinhaus persönlich verwarnt; damit war er negativ in den Fokus des OB geraten.<sup>43</sup>

Zu seiner Mitgliedschaft in der SPD machte Herth bei einer Vorladung im Personalamt am 20. September 1933 folgende Aussage:

„Es ist richtig, daß ich Mitglied der sozialdemokratischen Partei war. Innerhalb der Partei habe ich keine Funktion ausgeübt. Ich war Rechner der Freien Turnerschaft und des Arbeitergesangsvereins; eine andere parteipolitische Tätigkeit habe ich nicht wahrgenommen.“<sup>44</sup>

Die Beurkundung des Protokolls erfolgte durch Wilhelm Schneider!

Bereits am 29. Juni 1933 hatte Neinhaus Herth mitgeteilt, dass er mit der Entlassung aus städtischen Diensten zu rechnen habe. Ähnlich erging es nur acht weiteren Beamten, darunter auch Willi Rausch. Für seine Entscheidung musste der OB die Zustimmung der Kommunalaufsicht unter Leitung des Landeskommissärs Dr. Karl Scheffelmeier (1878–1938) in Mannheim einholen. Dieser stand bei der Durchführung des BBG in engem Kontakt mit dem badischen Innenministerium. In dem Entscheidungsdreieck beteiligter Behörden – Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe – war OB Neinhaus offensichtlich die treibende Kraft, Herth aus der Stadtverwaltung zu entfernen. Der erste Versuch, ihn nach § 2 BBG (Parteibuchbeamte ohne Nachweis der Laufbahneignung) zu entlassen, war nach Meinung der Mannheimer Behörde ohne Aussicht auf Erfolg. Der zweite Versuch vom 21. September 1933 (§ 4 BBG: Politische Unzuverlässigkeit) stieß in Mannheim und Karlsruhe ebenfalls auf Widerspruch. Da Herth kein Beamter auf Lebenszeit sei, wurde eine Kündigung nach der Gemeindeordnung ohne Nennung politischer Gründe empfohlen. Diese sprachen Stadtrat und OB ohne Bezug auf das BBG am 27. September 1933 mit dreimonatiger Kündigungsfrist zum Jahresende 1933 aus. Entgegen der Empfehlung aus Mannheim enthielt die Kündigung doch eine politische Begründung: Herth „besitze nicht die Eigenschaften, die zur [späteren] Übernahme in das unwiderrufliche Beamtenverhältnis in einem Staat des nationalen Aufbaues erforderlich seien.“<sup>45</sup>

So hatte Herth innerhalb von drei Monaten Kündigungsschreiben mit drei unterschiedlichen Begründungen erhalten. Sein Einspruch dagegen war politisch mutig, gut durchdacht und klug formuliert:

Einem widerruflich angestellten Beamten könne nach fünfjähriger Tätigkeit nur „aus einem wichtigen Grund“ (Gemeindeordnung § 71, Ziff. 6) gekündigt werden; die Zugehörigkeit zu einer politischen Partei falle – laut des einschlägigen Gesetzeskommentars – nicht unter diese Bestimmung. „Aus diesem Grund war es im neuen Staat auch erforderlich, ein besonderes Gesetz zu schaffen, um gegen Beamte auch aus politischen Gründen einschreiten zu können.“ Der § 4 dieses Gesetzes werde aber durch eine bloße Mitgliedschaft in der SPD nicht erfüllt. Dass er mit einer zwei-jährigen Verzögerung zum Beamten auf Widerruf ernannt wurde, sei der Stadtverwaltung anzulasten. „So wäre es aber doch mindestens ein Akt der Billigkeit, davon Abstand zu nehmen, den von der Gesetzgebung nicht gewollten Zustand gegen mich auszunutzen, um aus ihm die Rechtsquelle für eine Entlassung zu schöpfen.“ Seine Entlassung entbehre daher „der gesetzlichen Grundlage“. Umso wichtiger sei es, dass „die Prüfung der Frage, ob gesetzliche Voraussetzungen für eine Dienstentlassung wirklich vorliegen, [...] mit der rücksichtslosesten Sachlichkeit und der gebotenen Unbefangenheit behandelt werden muß.“<sup>46</sup>

Diesen Einspruch lehnten OB Neinhaus, Stadtrat, Landeskommissär und Innenministerium übereinstimmend ab. Herth gab jedoch nicht auf und ließ sich in der Folgezeit durch den Rechtsanwalt Karl Hetzer (1906–1976) vertreten. Seine Klage gegen die grundsätzliche Rechtmäßigkeit der Kündigung hatte keine Aussicht auf Erfolg. Im Vordergrund standen jetzt die formalen Modalitäten. Hatte er nach seiner Dienstprüfung fünf Jahre als Beamter auf Widerruf in einer Inspektorenfunktion gearbeitet? Dann hätte ihm nur aus einem „wichtigen Grund“ gekündigt werden können. War die „politische Unzuverlässigkeit“ ein wichtiger Grund? Die Kündigungsregelung sah dann eine Frist von fünf Monaten und die Zahlung von Übergangsgeld vor, das sich im Fall Herth auf monatlich 209,68 Mark belaufen hätte. Oder galt erst die Übergabe der Ernennungsurkunde im Jahre 1929 als Stichtag? Dann wäre die Dreimonatsfrist – wie bei Angestellten – rechtens.

Wie aus dem Schriftwechsel des Jahres 1934 hervorgeht, stand die Aufsichtsbehörde in Mannheim dem Vorgehen des OB kritisch gegenüber, weil hier kommunales Kündigungsrecht und politische Begründung vermengt wurden. Neinhaus aber beharrte auf seiner Position und verschärfte den Ton noch:

„Nach der Machtübernahme durch die nationale Bewegung war [...] in Anbetracht seiner [d.i. Herths] mehrjährigen Mitgliedschaft bei der SPD und seiner Betätigung als Funktionär in mehreren marxistischen Vereinen sowohl die in Aussicht gestandene lebenslängliche Anstellung als auch seine Beibehaltung im Dienste der Stadt Heidelberg nicht möglich, weil er nicht die Gewähr dafür bot, jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat einzutreten.“<sup>47</sup>

Der Landeskommissär dagegen sah in einem Schreiben an RA Hetzer vom 11. Dezember 1934 ausdrücklich von einer Entscheidung darüber ab, ob die bisher genannten Argumente als wichtiger Grund für eine Kündigung anzusehen seien. In diesem Punkt distanzierte er sich von der Position des Heidelberger OB und verwies Herth und seinen Anwalt auf den ordentlichen Rechtsweg.<sup>48</sup>

Daraufhin erhob Herth Klage gegen die Stadtverwaltung, die sich durch die Rechtsanwaltskanzlei Frhr. von Campenhausen, E. Leonhard, Dr. Schlatter vertreten ließ.<sup>49</sup> Sie argumentierten, dass Herth die Beamteneigenschaft erst mit Aushändi-

gung der Urkunde erlangt habe und die Form der Kündigung deshalb rechtmäßig sei. Die erste Instanz, eine Zivilkammer des Landgerichts Heidelberg, folgte der Position der Stadt und lehnte die Klage von Herth am 20. März 1935 ab. Dieser ließ sich jedoch nicht entmutigen und legte Berufung ein. Am 19. November 1935 hob das Oberlandesgericht Karlsruhe das Urteil der Erstinstanz auf und erkannte Herth die geforderte Zahlung zu. Einen Vergleichsvorschlag des OLG, der Herth 5.000 Mark abzüglich 1.000 Mark Gerichtskosten zuerkannt hätte, hatte die Stadtverwaltung im September 1935 abgelehnt. Gegen dieses Urteil legte wiederum der OB Revision beim Reichsgericht in Leipzig ein.

Vor der Verhandlung in letzter Instanz bot sich im Sommer 1936 noch einmal die Möglichkeit zu einem außergerichtlichen Vergleich. Die finanziellen Forderungen von Herth, der auf die Hälfte des ausstehenden Gehaltsbetrages verzichten wollte, lehnte Neinhaus ab. Er war aber – anders als 1933/34 – bereit, ihn als „widerruflich angestellten Beamten“ zu beschäftigen. Offensichtlich war der OB von einem Sieg in Leipzig nicht völlig überzeugt. Dieses Angebot betrachtete Herth nicht als „echtes Zugeständnis“. Ihm sei 1933 Unrecht zugefügt worden; drei Jahre später wolle er sich nicht der ständigen Gefahr einer erneuten Kündigung aussetzen. Seine Forderungen nach planmäßiger Anstellung und Teilentschädigung wurden von Neinhaus nicht akzeptiert.<sup>50</sup> Am 22. September 1936 hob das Reichsgericht das OLG-Urteil auf und entschied in höchster Instanz zu Ungunsten von Herth, da dieser bei der Kündigung im Jahre 1933 noch keine fünf Jahre Beamter auf Widerruf gewesen sei. Die Kosten des Revisionsverfahrens in Höhe von 2.925,46 Mark hatte Herth als Unterlegener zu tragen.<sup>51</sup>

Durch die Willkür der NS-Diktatur und die Unnachgiebigkeit des Oberbürgermeisters war für Herth eine zehnjährige Laufbahn in der Stadtverwaltung jäh beendet. In den Jahren 1934/35 war er zunächst arbeitslos und auf die finanzielle Unterstützung durch Familiengehörige angewiesen. Die für Herbst 1933 geplante Hochzeit musste er verschieben. Nach der Heirat im Mai 1936 blieb seine Frau berufstätig, um den Lebensunterhalt zu sichern. Da Herth keine Anstellung in der Privatwirtschaft fand, machte er sich selbständig und eröffnete 1935 ein Büro als Steuerberater, Treuhänder und Vermögensverwalter. Dabei hatte er zunächst große Schwierigkeiten, die er auf „die öffentliche Diffamierung durch die Presse“ zurückführte. „In unzähligen Fällen“ habe er erlebt, „wie sehr mir das zugefügte Unrecht anhaftet, mich weiterhin verfolgt und meinen Lebensweg auf die Dauer beeinträchtigt.“<sup>52</sup> Dank seiner guten Kenntnisse im Finanzwesen konnte er seine Firma seit 1938 allmählich ausbauen und beschäftigte vor 1945 in der Leopoldstraße 30 (heute: Friedrich-Ebert-Anlage) mehrere Angestellte.

Woher nahm Georg Herth in diesen schwierigen Jahren den Mut und die Ausdauer, seine Sache zu verfechten? Offensichtlich hatte er die tiefe Überzeugung, dass die Nazi-Diktatur und die von ihr erlassenen Gesetze Unrecht seien und er selbst eine gerechte Sache vertrete.

Welche Motive hatte auf der anderen Seite OB Neinhaus für die Hartnäckigkeit, mit der er Herths Entlassung betrieb und deshalb einen langwierigen, kostspieligen Rechtsstreit einging? Wäre es nicht einfacher gewesen, Herth als Beamten auf Widerruf rechtmäßig zu kündigen und das verlangte Übergangsgeld zu zahlen? Eine

Ursache ist in der „Affäre“ von 1929 zu suchen. Für die unerwünschte Publizität machte Neinhaus Herth persönlich verantwortlich. Gab es damals eine Auseinandersetzung zwischen den beiden? Beweise dafür liegen nicht vor. Festzuhalten bleibt jedoch ein Widerspruch zwischen dem damaligen Verhalten von Neinhaus und seiner späteren Rechtfertigung. Denn in seinem Entnazifizierungsverfahren 1946/47 behauptete er, „er habe die Entlassungen aufgrund des Berufsbeamtenengesetzes auf ein Minimum beschränkt, die Entlassenen hätten auch alle Pension bekommen.“<sup>53</sup> Diese Behauptung trifft zumindest für den Fall Herth nicht zu.

Schließlich: Welche Rolle spielte Wilhelm Schneider, vor 1933 Herths Kollege, ab Juni 1933 Leiter des Personalamts? Als engster Mitarbeiter des OB wirkte er in allen Stadien der Entlassung mit, nahm an wichtigen Sitzungen dazu teil und zeichnete Schriftstücke ab. Herth und Schneider waren beide im Rechnungswesen tätig, gehörten aber unterschiedlichen politischen Lagern an.

Der Rechtsstreit zwischen der Stadtverwaltung und Herth dauerte noch bis in die ersten Kriegsjahre an. Die Gerichtskosten für den Revisionsprozess vor dem Reichsgericht von beinahe 3000 Mark hatte zunächst die Stadt übernommen und forderte sie im Januar 1938 von Herth ein. Unter Berufung auf seine schlechte Einkommenssituation erreichte dieser mehrfach eine Stundung. Gleichzeitig hielt Herth unerschrocken an seiner Sicht der Ereignisse fest, so in einem langen Schreiben an den OB vom 17. Mai 1941:

„Ohne heute irgendwelchen Vorwurf zu erheben oder eine Bitterkeit gegenüber sacharbeitenden Persönlichkeiten zu empfinden, wird gestattet sein in Sachlichkeit auszusprechen, daß bei den Entlassungs-, Beschwerde- und Prozeßverfahren allerlei Fehler unterlaufen sind, die erschwerend wirkten und Verzögerungen brachten, sonst wäre alles anders gelaufen, viel einfacher und nicht zuletzt ohne Kosten abgegangen.“

Weiter stellte er fest,

„daß die Stadt den Prozeß nur aus einer formalrechtlichen Beurteilung gewinnen konnte, auf die es ihr anfänglich gar nicht ankam, und nicht weil die gegen mich erhobenen politischen Vorwürfe, welche doch die Veranlassung zu dem Vorgehen waren, anerkannt worden wären. Diese wurden sogar von allen Stellen aberkannt!

Die Stadt konnte bezeichnender Weise [...] gewinnen, aus einem Umstand, der sich gegen mich richtete, obwohl dieser nicht etwa von mir, sondern von der Stadt selbst verschuldet war.“ Aus der Entlassung sei „eine Prestigefrage“ entstanden. „Die Stadt konnte ihr Prestige [...] behaupten und sollte nun wenigstens in der Kostenfrage mir Rechnung tragen.“<sup>54</sup>

Mit dieser Bitte hatte er keinen Erfolg. Als er weiterhin nicht zahlte, drohte die Stadtverwaltung mit der Zwangsvollstreckung oder verlangte ersatzweise eine Sicherheit. Daraufhin übernahm sein Vater Adam Herth die Mitschuldnerhaftung. Im Jahre 1941 hatte sich die finanzielle Lage Herths offensichtlich gebessert; in einem Telefongespräch mit Schneider bot er eine Schlusszahlung von 2.000 Mark an. Die Stadt ging auf dieses Angebot ein; damit war am 20. Oktober 1941 die Kostenfrage erledigt – mit einem Teilerfolg für Herth.<sup>55</sup> In seinem Alltagsleben war Herth anscheinend so vorsichtig, dass er nicht in politische Schwierigkeiten geriet und die NS-Diktatur unbeschadet überstand.

Nach dem Einmarsch der US-Truppen suchte Josef Amberger, der am 1. April 1945 von der US-Militärbehörde als kommissarischer Oberbürgermeister eingesetzt

worden war, geradezu händeringend nach unbelasteten qualifizierten Beamten. Schon am 24. April 1945 bot er Georg Herth die Wiedereinstellung als Amtsleiter an. Dabei war ihm und seinem Nachfolger Ernst Walz bewusst, dass Herth in seinem freien Beruf inzwischen etabliert war und weitaus mehr verdiente als im öffentlichen Dienst. Erst nach einigem Zögern sagte Herth zu, stellte aber klare Bedingungen für die Übernahme des Personal- und Organisationsamtes: Anrechnung der Jahre 1933–1945 auf seine Dienstzeit; Verzicht auf die 2. Dienstprüfung, die ihm 1933 versagt geblieben war; Einstellung als Oberrechnungsrat; nach dem Wechsel des jetzigen Amtsleiters Hermann Kuhn (1885–1964) Aufstieg zum Verwaltungsdirektor und Vorstand des Amtes; nach dreimonatiger Bewährungszeit Einstellung als Beamter auf Lebenszeit. Diese Bedingungen waren bis Ende August 1945 erfüllt.<sup>56</sup>

Aus welchen Gründen Herth in den städtischen Dienst zurückkehrte, lässt sich nur vermuten: das Verantwortungsbewusstsein, mit den wenigen Unbelasteten am demokratischen Neuaufbau mitzuwirken; die Überzeugung, nur so für das erlittene Unrecht entschädigt und vor der Öffentlichkeit rehabilitiert zu sein; vielleicht auch die Überlegung, in der schwierigen Nachkriegszeit statt der risikoreichen Selbstständigkeit lieber eine sichere Beamtenstelle inne zu haben.



Georg Herth (Foto: Rhein-Neckar-Zeitung vom 16./17. Dezember 1961, S. 3)

Von nun an kam Herth eine zentrale Funktion für die Personalentwicklung der Stadtverwaltung zu. Als zuständiger Amtschef bereitete er in enger Absprache mit dem OB die Sitzungen des Personal- und Organisationsausschusses vor, der vom Stadtrat am 19. Mai 1945 ins Leben gerufen worden war und im Juni seine Arbeit aufnahm. Dieser setzte sich aus dem OB als Vorsitzendem sowie zunächst vier, später sieben Stadträten zusammen. Als Vertreter der städtischen Exekutive nahm Herth regelmäßig an den Sitzungen teil, informierte über neue US-Direktiven oder Gesetze zur Entnazifizierung und legte die nötigen Personal-dossiers vor. Stimmrecht hatte er selbstverständlich nicht. Die zweite Welle der Entlassungen, die Wiedereinstellungen ab 1947 und schließlich die Rückkehr der früheren Amtsleiter bis 1953 fielen in seine Amtszeit. Auch die Pensionsansprüche, die Neinhaus

1948 erhob, wurden im Personalausschuss erörtert. Ende 1953 schließlich saß Herth mit Neinhaus, Fritz Schlipphak und Wilhelm Schneider sowie dem Beigeord-

neten Josef Harnisch (1914–1982) an einem Tisch, um über einen neuen städtischen Stellenplan zu beraten.<sup>57</sup>

Schon 1949 hatte das Amtsgericht Heidelberg seine vollständige Rehabilitierung verfügt: Georg Herth „ist aus politischen Gründen von seiner Dienststelle entlassen worden und hat unter dem nationalsozialistischen Gewaltregime erhebliche berufliche und wirtschaftliche Nachteile erlitten.“<sup>58</sup> Auf seinen Antrag hin wurde ihm 1951 eine Wiedergutmachungsentschädigung von 1773,46 DM zuerkannt.

Unter Neinhaus' Nachfolger Robert Weber (1906–1987) kehrte er Anfang 1962 in sein ursprüngliches Tätigkeitsfeld zurück und wurde als „Rechnungsdirektor“ zum Amtsleiter des Rechnungsprüfungsamtes befördert. Zu seinem 60. Geburtstag 1963 gratulierte ihm OB Weber in einem persönlichen Schreiben. Im gleichen Jahr beging er sein 40-jähriges Dienstjubiläum, da die NS-Zeit vollständig als Dienstzeit angerechnet worden war.<sup>59</sup> Diese Ehrungen schlossen eine erfolgreiche Berufstätigkeit seit 1945 ab, die ihm im „Dritten Reich“ verwehrt geblieben war. Georg Herth trat am 31. März 1965 in den Ruhestand. Drei Jahre später zog er nach Waldbrunn-Waldkatzenbach im Odenwald und starb dort am 20. Januar 1974.

## Fazit

Die Lebensgeschichten von Wilhelm Schneider und Georg Herth weisen bemerkenswerte Ähnlichkeiten und Parallelen auf, aber ebenso markante Unterschiede. An manchen Stellen berühren und kreuzen sich ihre beruflichen und persönlichen Schicksale; dabei spiegeln sie die politische Entwicklung Deutschlands in den zwei Jahrzehnten von 1933 bis 1953 wider. Beide scheinen „Zahlenmenschen“ gewesen zu sein und bewährten sich im städtischen Rechnungswesen. Darüber hinaus entwickelten sie Organisationstalent und stellten ihre Fähigkeiten in der Verwaltungspraxis und in klug formulierten Schriftsätzen unter Beweis. Als aufstiegsorientierte Menschen strebten sie nach beruflicher Anerkennung. Die 1920er Jahre bis 1932 waren für beide eine Zeit der Ausbildung und des langsamen beruflichen Aufstiegs. Georg Herth, der acht Jahre jünger war und nur einen Hauptschulabschluss hatte, blieb naturgemäß in seinen Karriereschritten hinter Schneider zurück. Auch die letzten Jahre ihrer Tätigkeit seit 1953 verliefen weitgehend parallel. Beide leiteten als Direktoren ein wichtiges städtisches Amt.

Entscheidende Weichenstellungen in ihrer Laufbahn fallen in die Epochenjahre 1933 und 1945. Beide Männer erlebten infolge des politischen Umbruchs einen Karrierebruch, Entlassung, Ausgrenzung und existenzielle Not: Herth ab 1933, Schneider ab 1945. Schneider wartete seit 1930 vergeblich auf eine Beförderung als Anerkennung seiner fachlichen Leistungen. 1933 trat er in die NSDAP ein und machte einen Karrieresprung zum Personalamtschef. Es ist wahrscheinlich, dass sich die beiden Männer aus ihrer Tätigkeit im Rechnungswesen kannten; freilich waren sie unterschiedlichen politischen Lagern zuzuordnen. Der berufliche und finanzielle Erfolg Schneiders wurde durch das Kriegsende und den Beginn der Entnazifizierung jäh beendet. Während seine Lebenskurve steil abstürzte, bot sich für Herth die Möglichkeit, rehabilitiert und wieder eingestellt zu werden. Als Leiter des Personal- und Or-

ganisationsamtes bereitete er die Arbeit des Personalausschusses vor – zunächst bei der Entlassung und Entnazifizierung, dann bei der Wiedereinstellung.

Welche Entscheidungsfreiheit, welche Handlungsalternativen bestanden für beide? Schneider wäre 1933 – wie er nach 1945 betonte – lieber im Finanzdienst geblieben, da er bei der Personalarbeit mit politischen Schwierigkeiten rechnete. Dennoch ging er auf das verlockende Angebot von OB Neinhaus ein. Für Herth bestand dagegen 1933 allem Anschein nach keine Möglichkeit, sich den neuen Machthabern anzupassen und seine berufliche Stellung zu sichern. Offensichtlich war er bei Neinhaus und Schneider als politisch unzuverlässig eingestuft. Bemerkenswert ist Herths juristischer Kampf gegen seine Entlassung über mehrere Instanzen hinweg. Nachdem Schneider, der in der Stadtverwaltung als exponierter Nationalsozialist galt, 1945 entlassen worden war, blieb sein Protest erfolglos. Der politisch unbelastete Herth aber hatte jetzt die Wahl zwischen freiberuflicher Tätigkeit und Wiedereintritt in die Stadtverwaltung.

Welches Selbstbild hatten die beiden Akteure? Herth fühlte sich zu Recht als Opfer nationalsozialistischen Unrechts, was er in seinen schriftlichen Eingaben in aller Klarheit formulierte. Schneider dagegen setzte alles daran, seine Entscheidungen des Jahres 1933 als zufällig, ja aufgezwungen erscheinen zu lassen. Ähnlich wie sein Chef wertete er seine Tätigkeit als korrektes Verwaltungshandeln ohne jede persönliche Schuld. Seine Wiedereinstellung im Jahre 1953 verdankte er der Rehabilitierungspraxis der frühen Bundesrepublik und seinem früheren und neuen Chef Neinhaus. Seitdem arbeiteten Herth, Neinhaus und Schneider dienstlich zusammen; bei Dienstbesprechungen saßen sie an einem Tisch im Rathaus. Leider wissen wir nicht, welche persönlichen Gefühle Georg Herth als „Opfer“ des NS-Regimes dabei hatte und wie die beiden anderen als damals aktiv Handelnde – um den Begriff „Täter“ zu vermeiden – mit dieser Konstellation umgingen.

## Anmerkungen

- 1 Heidelberg Neueste Nachrichten (HNN) v. 10.11.1933, S. 5. Für die große Hilfe bei der Recherche danke ich den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Stadtarchivs Heidelberg (StAH) und Herrn Rainer Wesch vom RNZ-Archiv.
- 2 Dazu Reinhard Riese: Dr. Carl Neinhaus: Ein Mann, „der mitgetan hat, ohne innerlich dabei zu sein“? In: Wolfgang Proske (Hg.): Täter Helfer Trittbrettfahrer. NS-Belastete aus Nordbaden (Bd. 7), Gerstetten 2017, S. 235–256.
- 3 Reichsgesetzblatt 1933, T. I, Nr. 34, S. 175f.
- 4 Volksgemeinschaft (VG) v. 15.6., 1. u. 2.7.1933, 27.7.1934, S. 9. Herbert Hoffmann: Im Gleichschritt in die Diktatur. Die nationalsozialistische „Machtergreifung“ in Heidelberg und Mannheim, 1930 bis 1935. Phil. Diss. Heidelberg 1982, Frankfurt a.M. u.a. 1985, S. 162f.
- 5 VG v. 27.7.1934, S. 9.
- 6 Spruchkammerakte (SpK) Wilhelm Schneider, Protokoll v. 30.6.1948, fol. 47r (GLA 465q 23125); ebd. die detaillierten Zahlenangaben.
- 7 Protokoll der Stadtratssitzung v. 23.11.1945, S. 2 (StAH).
- 8 Spruchkammer Heidelberg vom 30.5.1947, in: Spruchkammerakte (SpK) Carl Neinhaus, S. 34 und Verteidigungsschrift Neinhaus 1946, ebd., S. 21 (GLA 465q 13075).
- 9 Friederike Reutter: Heidelberg 1945–1949. Zur politischen Geschichte einer Stadt in der Nachkriegszeit (Buchreihe der Stadt Heidelberg. Bd. V), Heidelberg 1994, S. 79–83.

- 10 Protokolle der Besprechungen von Haskell mit Amberger v. 10.4.1945 (Zit.), 24.4., 4.5. und 29.5.1945 (StAH AA 239 K 1/3). Zwei Namenslisten als Bekanntmachung Nr. 6 v. 26.4.1945 und Nr. 7 v. 3.5.1945 (StAH D 121 PLAK 534 und 530).
- 11 Protokoll der Stadtratssitzungen v. 7.5. und 19.5.1945, jeweils fol. 1f. (StAH); Personalausschuss-Sitzung v. 4.6.1945, S. 1 (StAH Personalamt 2394).
- 12 Protokoll der Stadtratssitzung v. 17.12.1945, S. 1 (StAH); Reutter: Heidelberg (wie Anm. 9), S. 34, 64f., 82f.
- 13 Protokoll der Stadtratssitzung vom 23.11.1945, S. 2 (StAH). In der Stadtratssitzung v. 19.5.1945, fol. 1r wurde die Gesamtzahl der in Heidelberg meldepflichtigen Parteimitglieder mit 5 822 Personen angegeben.
- 14 Verzeichnis der Dezernenten, Amtsvorstände und Dienststellenleiter der Stadtverwaltung Heidelberg. Anlage zur Personalausschuss-Sitzung v. 26.7.1946 (StAH Personalamt 2394). Im Rückblick wies Personalamtsleiter Georg Herth „aus seinen Erfahrungen im Jahre 1945 darauf hin, daß tatsächlich auch bei der Stadt ein empfindlicher Mangel an geeigneten Berufsbeamten bestand, welche als Amtsleiter eingesetzt werden konnten.“ (Personalausschuss-Sitzung v. 23.1.1947, S. 4, StAH Personalamt 2394).
- 15 Reutter: Heidelberg (wie Anm. 9), S. 94ff.
- 16 Sitzungen des Personalausschusses v. 3.7., 26.7., 21.11.1946, jeweils S. 1; 30.4.1947, S. 5 (StAH Personalamt 2394). Protokoll der Stadtratssitzung v. 4.7.1946, S. 4f. Vgl. Reutter: Heidelberg (wie Anm.9), S. 105–108.
- 17 Mitteilung von OB Hugo Swart an die Vorsitzenden der Gemeinderatsfraktionen v. 7.4.1949 (StAH AA 21a/10). Vgl. Reutter: Heidelberg (wie Anm. 9), S. 107f.
- 18 Überblick mit Quellennachweisen bei Reutter: Heidelberg (wie Anm. 9), S. 108–112.
- 19 Stadt Heidelberg. Personalamt 5864. Personalakte (PA) Wilhelm Schneider (StAH) und SpK Schneider (GLA 465q 23135).
- 20 Georg Herth und Willi Walter vor der Spruchkammer Heidelberg am 30.6.1948 (SpK Schneider, fol. 47r u. 49r). Die Angabe von Reutter: Heidelberg (wie Anm. 9), S. 84, Schneider habe 1919–1921 der DDP angehört, ist nicht belegt.
- 21 Neinhans am 30.6.1948 (SpK Schneider, fol. 47v u. 48r).
- 22 Schneider an OB Amberger v. 29.5.1945, S. 6 (PA Schneider, S. 279).
- 23 Aussagen am 30.6.1948 (SpK Schneider, fol. 48r u. 47r).
- 24 Spruch v. 30.6.1948 (SpK Schneider, fol. 54r).
- 25 Stadtverwaltung Heidelberg (Verw.dir. Georg Herth) an die Spruchkammer Heidelberg v. 7.5.1948 (SpK Schneider, fol. 8) mit eidesstattlichen Erklärungen (ebd., fol. 24–26), einer Aufstellung der fehlenden Akten (ebd., fol. 38) sowie Aussagen und Spruch im Spruchkammerverfahren (ebd., fol. 46ff., 54v, 55r).
- 26 Einspruch Schneider v. 29.5.1945, S. 4 u. 8 (PA Schneider, S. 275 u. 283). Der US-Fragebogen und die Anlage ebd., S. 251–255.
- 27 Protokoll v. 30.6.1948 (SpK Schneider, fol. 44–55). Vgl. RNZ v. 10.7.1948, S. 3.
- 28 Cornelia Rauh-Kühne: Die Entnazifizierung und die deutsche Gesellschaft, in: Archiv für Sozialgeschichte. Bd. 35, 1995, S. 35–70, Zit. S. 51.
- 29 Aussage am 30.6.1948 (SpK Schneider, fol. 45r).
- 30 Ebd., fol. 45v.
- 31 Spruch v. 30.6.1948 (SpK Schneider, fol. 52r–55r, Zit. 55r).
- 32 Rauh-Kühne: Entnazifizierung (wie Anm. 28), S. 57.
- 33 Spruch der Berufungskammer Karlsruhe v. 11.11.1948 (SpK Schneider, fol. 62v und PA Schneider, S. 318).
- 34 Rauh-Kühne: Entnazifizierung (wie Anm. 28), S. 54–57. Vgl. Reutter: Heidelberg (wie Anm. 9), S. 94–105. Grundlegend zum Thema sind Clemens Vollnhals, Thomas Schlemmer (Hgg.): Entnazifizierung. Politische Säuberung und Rehabilitierung in den vier Besatzungszonen 1945–1949 (dtv dokumente),

- München 1991, hier S. 9–24, 55–64, 259–272 und Lutz Niethammer: Entnazifizierung in Bayern. Säuberung und Rehabilitation unter amerikanischer Besatzung, Frankfurt a.M. 1972 (ND unter dem Titel: Die Mitläuferfabrik. Entnazifizierung am Beispiel Bayerns, Berlin, Bonn 1972).
- 35 Aktennotiz v. 12.9.1952 über die Personalausschuss-Sitzung v. 8.5.1952 und Empfehlung von Oberrechtsrat Josef Amberger vom 3.11.1952 (PA Schneider, fol. 379 u. 381). Letzterer mit der Begründung, „da die fachliche Eignung vorhanden war und diese letzten Endes allein ausschlaggebend gewesen sein dürfte“.
  - 36 Personalausschuss-Sitzung v. 4.12.1952 (StAH Personalamt 2394), S. 6 und PA Schneider, S. 385.
  - 37 Personalausschuss-Sitzung v. 19.12.1952 (StAH Personalamt 2394), S. 4 und PA Schneider S. 395.
  - 38 Personalausschuss-Sitzung v. 19.12.1952 (StAH Personalamt 2394), S. 5. Dazu auch Reutter: Heidelberg (wie Anm. 9), S. 111f.
  - 39 Personalausschuss-Sitzung v. 21.2.1952 (StAH Personalamt 2394), S. 2f.
  - 40 Pressegespräch in: Heidelberger Tageblatt v. 19.6.1958, S. 3.
  - 41 Stadt Heidelberg. Personalamt. Personalakte (PA) Georg Herth (StAH).
  - 42 Beurteilung durch das Rechnungsamt v. 2.5.1925 (PA Herth, S. 58).
  - 43 Verwarnung vom 4.11.1929 (PA Herth, S. 73). Leserbrief in: HNN v. 24.10.1929, S. 4. Weitere Unterlagen und die Untersuchung durch Welker v. 29.10.1929, in: PA Willi Rausch (StAH).
  - 44 Protokoll v. 20.9.1933 (PA Herth, S. 129).
  - 45 Zitat aus der späteren Stellungnahme von Neinhaus an den Landeskommisär v. 4.1.1934, S. 3 (PA Herth, S. 167). Die Kündigungsschreiben v. 29.6. und 27.9.1933 fehlen in der Personalakte. Über die Begründung der Kündigung Briefwechsel Neinhaus und Landeskommisär im September 1933 (PA Herth, S. 125–137).
  - 46 Einspruch Herth v. 13.10.1933 (PA Herth, S. 155–161).
  - 47 OB Neinhaus an Landeskommisär v. 17.10.1934 (PA Herth).
  - 48 Landeskommisär an RA Karl Hetzer v. 11.12.1934 (PA Herth).
  - 49 Die mehrere Jahre dauernde gerichtliche Auseinandersetzung ist Inhalt der Akte: Stadt Heidelberg. Personalamt in Sachen des Verw.Sekretärs Georg Herth gegen die Stadtgemeinde Heidelberg wegen Forderung (Prozessakte Herth; StAH).
  - 50 Schriftwechsel Herth und OB Neinhaus v. 8.7.–10.9.1936 (Prozessakte Herth).
  - 51 Urteil des Reichsgerichts Leipzig v. 22.9.1936 (Prozessakte Herth).
  - 52 Herth an OB Neinhaus v. 29.7.1936 (Prozessakte Herth).
  - 53 Aussage am 30.5.1947 (SpK Neinhaus, S. 34) und Verteidigungsschrift Neinhaus 1946, ebd., S. 22 (wie Anm. 8).
  - 54 Herth an OB und Personalamt v. 19.5.1941, S.4f. (Prozessakte Herth).
  - 55 Schriftwechsel Stadtverwaltung und Herth 1938–1941 (Prozessakte Herth).
  - 56 Schriftwechsel OB Amberger und Herth v. 24.4.–29.8.1945 (PA Herth).
  - 57 Sitzungen des Personalausschusses v. 30.12.1948, S. 9 und 13.11.1953 (StAH Personalamt 2394).
  - 58 Amtsgericht v. 3.9.1949 und Wiedergutmachungsbescheid v. 20.4.1951 (PA Herth).
  - 59 Beschluss des Stadtrats v. 14.12.1961; Schreiben OB Weber v. 22.1.1963; Dienstjubiläum am 11.8.1963 (PA Herth).



# Helfen ist einfach.



[www.sparkasse-heidelberg.de](http://www.sparkasse-heidelberg.de)

## **Wenn man mit Freude dabei ist.**

Andere zu unterstützen, bei ihrer Lebensplanung, ihren Projekten oder im Alltag kann so einfach sein.

Auch Ihre Sparkasse ist für Sie da, wenn Sie finanziellen Rat brauchen.

Weil wir es gerne tun.

Wenn's um Geld geht

 **Sparkasse  
Heidelberg**

**Daniela Gress**

## **„Wir wollen Gerechtigkeit!“**

### **Die Ursprünge der Bürgerrechtsbewegung deutscher Sinti und Roma in Heidelberg**

Im Jahr 2017 jährten sich zwei wichtige Ereignisse in der Geschichte der Bürgerrechtsbewegung deutscher Sinti und Roma: Vor 35 Jahren gründete sich der Zentralrat Deutscher Sinti und Roma mit Sitz in Heidelberg und vor 20 Jahren wurde die weltweit erste Dauerausstellung zum Völkermord an der Minderheit feierlich im Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma eröffnet. Diese Ergebnisse bürgerrechtlicher Initiativen mussten von Sinti und Roma selbst hart erkämpft werden: Nachdem die Minderheit der deutschen Sinti und Roma nach 1945 weiter ausgegrenzt, entrechtet und marginalisiert worden war, trat die nach der NS-Verfolgung geborene Generation seit den 1970er-Jahren den Kontinuitäten anti-ziganistischer Diskriminierungsstrukturen in bundesrepublikanischen Behörden und der westdeutschen Gesellschaft entschlossen entgegen. In den 1980er-Jahren institutionalisierte sich die Bürgerrechtsarbeit von hier aus zunächst auf Bundesebene, später auch im internationalen Rahmen. Dieser Beitrag wirft einen Blick auf die Anfänge dieser Entwicklung, die maßgeblich in Heidelberg entstanden und bislang in der Stadtgeschichte kaum präsent sind.<sup>1</sup>



Dem Festakt zur Eröffnung des Dokumentations- und Kulturzentrums wohnten 1997 über 700 nationale und internationale Gäste bei, darunter die damalige Präsidentin des Deutschen Bundestages Rita Süßmuth (1.v.l.), Bundespräsident Roman Herzog (3.v.l.) und Lord Yehudi Menuhin (2.v.l.), der die Entstehung der Einrichtung mit seiner 1981 verstorbenen Schwester Hephzibah Menuhin-Hauser lange unterstützt hatte. (© Zentralrat Deutscher Sinti und Roma)

## 1. Verwehrte Anerkennung und fortwirkende Erniedrigung: Die Heidelberger Sinti im Schatten des NS-Völkermords

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs kehrten die meisten überlebenden Heidelberger Sinti<sup>2</sup> mit schweren körperlichen und seelischen Schäden aus den Lagern in ihre Heimatstadt zurück. Die Traumata des Völkermords belasteten das weitere Leben der wenigen Überlebenden und ließen auch die nachfolgende Generation nicht unberührt. Trauer um die ermordeten Angehörigen, Schuldgefühle überlebt zu haben und die Schwierigkeit, den von Not geprägten Alltag zu bewältigen, bestimmten den Neuanfang.<sup>3</sup> Die NS-Verfolgung hatte die ohnehin schon prekäre sozio-ökonomische Lage vieler Minderheitsangehöriger erheblich verschlechtert.<sup>4</sup> Die Mehrzahl der Rückkehrer stand buchstäblich vor dem Nichts.<sup>5</sup> Lore Georg, die nach der Vertreibung ihrer Eltern aus Heidelberg geboren worden war, mehrere Ghettos und Zwangslager überlebt hatte und mit ihrer Familie wieder nach Heidelberg zurückgekehrt war, berichtete über ihre Situation in der unmittelbaren Nachkriegszeit:

„Ich bin mit sieben Jahren aus Polen zurückgekommen [...]. Wir Kinder, wir waren nur noch drei Geschwister, wir waren sehr lange krank und unterernährt. Es gab nichts zu essen [...]. Obwohl wir aus den Ghettos zurückgekommen waren, wollte uns die Stadt keine Lebensmittelkarten geben. Es hat gedauert, bis meine Mutter die Karten bekam. Es gab viele von den Hitlers in Heidelberg. Aber es gab nichts zu essen, selbst mit Karten gab es nichts.“<sup>6</sup>

Um die Familie dennoch versorgen zu können, begann Lore Georgs Mutter Veronika Steinbach wieder als Händlerin zu arbeiten. Sie fuhr mit der Bahn bis in den Schwarzwald, um ihre Waren zu verkaufen.

Neben die wirtschaftlichen Schwierigkeiten trat die Wohnungsnot, von der gerade Sinti besonders betroffen waren. Die Familie von Lore Georg kam zunächst bei den Großeltern in der Pfaffengasse unter.<sup>7</sup> Auch im Bildungsbereich hatte die Verfolgung Spuren hinterlassen. So konnten Lore Georg und ihre Geschwister auf Grund ihres jahrelangen Schulausschlusses unter dem NS-Regime und ihrer verfolgungsbedingten Gesundheitsschäden keine Ausbildung absolvieren.<sup>8</sup> Die Exklusion unter dem NS-Regime sowie wirtschaftliche und soziale Not nach Kriegsende erschwerten die Integration in das „reguläre“ Erwerbsleben, weshalb viele Sinti wieder traditionelle Tätigkeiten in Form von Wandergewerben ausübten, um ihren Lebensunterhalt gewährleisten zu können.<sup>9</sup> Die Ausübung mobiler Berufe war jedoch bereits seit dem 19. Jahrhundert von den Behörden erschwert und zum Problem der öffentlichen Sicherheit stilisiert worden – eine Politik, an die auch in der Nachkriegszeit angeknüpft wurde, weswegen viele Überlebende abermals in einen Teufelskreis aus mehrfacher Diskriminierung gerieten.<sup>10</sup>

Auf Grundlage eines Erlasses des württemberg-badischen Ministeriums des Inneren vom 15. Juni 1945 zur Versorgung der Opfer nationalsozialistischer Verfolgung mit Soforthilfe wurde auch in Heidelberg eine Betreuungsstelle für Rückkehrer aus den Konzentrationslagern eingerichtet. Da viele Gemeinden den Kreis der Berechtigten wegen der allgemeinen Rohstoffknappheit in der Nachkriegszeit so klein wie möglich halten wollten, wurden Antragsteller oft mit Hilfe der Kriminalpolizei überprüft. Um Unterstützung erhalten zu können mussten sich Sinti und Roma des-

halb nicht selten bei Beamten melden, die in der NS-Zeit an Verfolgungsmaßnahmen beteiligt gewesen waren.<sup>11</sup>

Zudem wirkten die alten Vorurteile von „asozialen“, „umherziehenden“ und „kriminellen“ „Zigeunern“ in den Nachkriegsbehörden ungebrochen fort, weshalb die so Stigmatisierten mancherorts von Hilfeleistungen ausgeschlossen oder gegenüber anderen Verfolgten benachteiligt wurden. Beispielsweise musste die Minderheit in vielen Gemeinden erst einen festen Wohnsitz oder eine geregelte Arbeit nachweisen, um Soforthilfeleistungen zu erhalten.<sup>12</sup> So erinnerte sich Otto Georg, der verschiedene Zwangsarbeitslager überlebt hatte, dass er 1949 einen Ausweis erhielt, der seinen festen Wohnsitz in Heidelberg bestätigte.<sup>13</sup> Des Weiteren wurden Betroffene mit Vorstrafen von der Versorgung ausgeschlossen. Dies grenzte die Minderheit weiter aus und berücksichtigte nicht, dass ihre Angehörigen bereits seit dem Kaiserreich, dann noch drastischer unter dem NS-Regime, kriminalisiert wurden. Waren im 19. Jahrhundert schon Bettelerei und das „Reisen in Horden“<sup>14</sup> strafbar gewesen, so traten mit dem Festsetzungserlass von 1939 sogar Verstöße gegen Aufenthaltsbeschränkungen als Straftatbestände hinzu.<sup>15</sup>

Dass antiziganistische Vorurteile auch innerhalb der Heidelberger Bevölkerung weiter tradiert wurden, zeigt ein anonymes Schreiben von Bewohnern der Pfaffengasse vom Januar 1948. Diese beschwerten sich bei der Landesgendarmarie Stuttgart darüber, dass die in ihrer Nachbarschaft lebenden Sinti mehrmals wöchentlich Hasen- und Gänsebraten essen würden, was in Verbindung gebracht wurde mit dem Fund erdrosselter Tiere in der Umgebung. Weiter wurde den Sinti in der Nachbarschaft unterstellt, dass sie „ihr gemeldete[s] Gewerbe [...] nicht benützt[en,] um Käbme oder Peitschen zu verkaufen, sondern um Diebesangelegenheiten auszukunden. Die Kinder der Zigeuner über 10 Jahren, verderben unsere Mädchen in der größten unzünftigen Weise. Warum hat noch nie ein Zigeuner gearbeitet“?<sup>16</sup>

Die auf Grundlage des Schreibens eingeleiteten Ermittlungen verliefen jedoch „ergebnislos“, da die Polizei nichts „Nachteiliges [...] [in] Erfahrung“ brachte. Bei den in der Dreikönigstraße und Pfaffengasse ansässigen Sinti-Familien Marschall und Steinbach wurde kein Diebesgut gefunden, die Betroffenen konnten „ordnungsgemäße Papiere für ihr Wandergewerbe“ vorweisen, und bei „der Sittenabteilung der Kriminalpolizei war bisher nichts bekannt, daß die Zigeunerkinde über 10 Jahren die Mädchen in der gröbsten und unzünftigen Weise verderben würden.“<sup>17</sup> Lediglich der Vorwurf des Mundraubs konnte nicht entkräftet werden, jedoch ist dieser Tatbestand offensichtlich auf die soziale Notlage der Familien zurückzuführen und war in der unmittelbaren Nachkriegszeit auch in anderen Bevölkerungsteilen präsent. Der Vorfall demonstriert, wie von Seiten der Bevölkerung bruchlos an antiziganistische Denkmuster angeknüpft wurde. Kleinste Normabweichungen schienen das Bild von vermeintlich qua Geburt „kriminellen“, „arbeits-scheuen“ und „sexuell zügellosen“ „Zigeunern“ zu „bestätigen“. Zudem erinnert die Beschwerdeführung an lokale Verhaltensmuster unter dem NS-Regime. Die von Bürgermeister Carl Neinhäus und den städtischen Behörden Mitte der 1930-er Jahre durchgeführte Vertreibung der in der Altstadt ansässigen Sinti scheint auch in der Nachkriegszeit bei einigen Heidelberger Bürgern die Erwartung geweckt zu haben, dass abermals gegen die Minderheit vorgegangen werden würde.<sup>18</sup>

## 2. Die Reaktivierung der behördlichen „Zigeunerpolitik“ in Heidelberg und Baden nach 1945

Seit Beginn der Professionalisierung und Internationalisierung polizeilicher Erkennungs- und Fahndungsarbeit Anfang des 20. Jahrhunderts war die Minderheit insbesondere durch die Kriminalpolizei wie kaum eine andere Bevölkerungsgruppe kontrolliert und schikaniert worden.<sup>19</sup> Im „Dritten Reich“ organisierte eine Abteilung des Reichskriminalpolizeiamts die Deportationen der Sinti und Roma in Konzentrations- und Vernichtungslager. Dennoch war die Kriminalpolizei nach 1945 von den Alliierten in den Nürnberger Prozessen nicht als „verbrecherische Organisation“ verurteilt worden. Somit konnten sowohl personelle als auch institutionelle Kontinuitäten<sup>20</sup> das Kriegsende lange überdauern. Die Täter setzten ihre Karrieren unbestraft in Behörden und Wissenschaft fort und alte Netzwerke fanden sich erneut zu einem Entlastungskartell zusammen, das die Anerkennung des NS-Völkermordes an der Minderheit jahrzehntelang verhinderte.<sup>21</sup>

Zwar waren in Württemberg-Baden zwischen Mai und November 1947 400 „Zigeuner“ als Verfolgte anerkannt worden, jedoch versuchten die Verwaltungs- und Sicherheitsbehörden mit der zunehmend schwindenden Kontrolle durch die amerikanische Militärregierung, an die traditionelle Sonderrechtspolitik gegenüber der Minderheit anzuknüpfen.<sup>22</sup> Es gelang den Dienststellen dabei sogar, Erlasse aus dem Nationalsozialismus weiter anzuwenden. Dabei waren sich die Beamten durchaus der Tatsache bewusst, dass dies einer „Sonderbehandlung“<sup>23</sup> gleichkam, deren Genehmigung durch die Militärregierung fraglich war – waren doch alle rassistischen NS-Gesetze mit dem Gesetz Nr. 1 des Alliierten Kontrollrates im September 1945 aufgehoben worden.<sup>24</sup>

Dass die Weiteranwendung nationalsozialistischer Verordnungen auch in Heidelberg befürwortet wurde, zeigt ein Schreiben des Polizeikommissariats an die Landespolizeidirektion Karlsruhe vom Juli 1947. Symptomatisch für die Empathielosigkeit der Nachkriegsbehörden gegenüber dem Verfolgungsschicksal der Minderheit wurde darin kritisiert, dass „Zigeuner“ nicht im Besitz eines „Zigeuner-Personalblattes“ seien, wie es die „Verordnung über das Umherziehen von Zigeunern, Zigeunermischlingen und nach Zigeunerart wandernden Personen“ vom 11. Januar 1939 für „Zigeuner“ ab 14 Jahren vorschreibe. Stattdessen besäßen Betroffene „einen Ausweis für rassisch bzw. politisch Verfolgte“, was „zum Teil für den einzelnen Zigeuner einen Freibrief für ihre dunklen Geschäfte darstelle“.<sup>25</sup> Weiter wurde darauf verwiesen, dass die Bürgermeister die Maßnahmen, „die sie über Zigeuner anordnen können“, kaum kennen würden, weshalb auf den Runderlass Himmlers zur „Bekämpfung der Zigeunerplage“ vom 8. Dezember 1938, welcher die Verfolgung nach dem „Rassenprinzip“ begründet hatte, verwiesen wurde.<sup>26</sup>

Erst im Januar 1948 erklärte das Innenministerium, dass die unter dem NS-Regime erlassenen Verordnungen nicht mehr angewendet werden sollten. Daher sei „beabsichtigt, in einem neuen Runderlass ähnlich den vor 1933 geltenden Bestimmungen, das Zigeunerunwesen [...] zu regeln“.<sup>27</sup> Somit wollten die badischen Behörden Bestimmungen aus der vernationalsozialistischen Zeit reaktivieren und knüpften dabei an die traditionelle Sonderrechtspolitik gegenüber Sinti und Roma seit dem Kaiserreich an.<sup>28</sup> Neben „Eigentums- und Vermögensdelikte[n]“ sollten

auch kleinste Verstöße von Minderheitsangehörigen gegen die Gewerbeordnung, die Registrierung von Staatsangehörigkeit, Vergehen gegen die Meldeordnung, ferner Bettelei und Landstreicherei, Gaukelei und Wahrsagen, Vielseuchengesetz, Landesbauordnung und Reichsschulpflicht sowie Missachtung des Vielseuchengesetzes, der Landesbauordnung und der Reichsschulpflicht geahndet werden.<sup>29</sup> Dies zeigt, dass Sinti und Roma weiter kriminalisiert und einer besonders strengen Kontrolle unterzogen werden sollten. Außerdem wurde die polizeiliche Erfassung fortgesetzt. Lediglich der Begriff „Zigeuner“ wurde aus dem behördlichen Sprachgebrauch weitgehend entfernt.<sup>30</sup> Künftig sollten Angaben über angetroffene „Landfahrer“ und deren Straftatbestände „in jedem Falle der Kriminalhauptstelle – Abt. Landfahrerpolizeistelle – Karlsruhe“ gemeldet werden. Diese arbeite eng mit deutschen und ausländischen Kriminalerkennungsdiensten zusammen und sei in der Lage, „Auskünfte über Landfahrer auch aus der Zeit vor dem Kriege zu erteilen; die Akten über frühere Vorgänge sind dort noch vorhanden.“<sup>31</sup>

Nach Gründung des Landes Baden-Württemberg wurde im Juli 1953 auf Grundlage eines Erlasses des Landeskriminalamts eine „Zentralkartei zur Bekämpfung von Landfahrerdelikten“ eingerichtet. Die baden-württembergischen Polizeidienststellen sollten „künftig bei Zuweisung von Rastplätzen an Zigeuner dem Landeskriminalamt [...] Angaben [über Personalien, Fahrzeuge, Straftatverdacht sowie Lichtbilder] fernschriftlich [...] übermitteln“, was eine Totalerfassung zur Folge hatte, durch die nahezu jeder polizeiliche Kontakt mit Minderheitsangehörigen – unabhängig von tatsächlich begangenen Straftaten – abrufbar war.<sup>32</sup> Weiter plante Baden-Württemberg seit 1954 ein Gesetz gegen „Landfahrer“.<sup>33</sup> Über eine Gleichbehandlung der Minderheit im Rahmen des Grundgesetzes wurde somit gar nicht erst nachgedacht.

Die Bürgerrechte von Sinti und Roma wurden auch nach Kriegsende weiter eingeschränkt, die Betroffenen lediglich als „Problem“ für die öffentliche Ordnung betrachtet. Erst nachdem neue, zuverlässige statistische Daten seit Ende der 1950er-Jahre einen geringen Anteil von „Landfahrern“ an der Gesamtkriminalität aufzeigten<sup>34</sup>, nahm die Angst der Behörden vor dem angeblichen „Kriminalitätspotenzial“ der Minderheit allmählich ab. Die sonderrechtlichen Maßnahmen gegenüber Sinti und Roma blieben in Baden-Württemberg bis in die 1970er-Jahre – und teilweise lange darüber hinaus – bestehen.<sup>35</sup>

### **3. Nicht wieder gut gemacht – Diskriminierung von Sinti und Roma in der Entschädigungspraxis**

Auch die „Wiedergutmachungspolitik“ wurde vom anhaltenden Antiziganismus in Behörden und Gesellschaft maßgeblich beeinflusst.<sup>36</sup> Der Runderlass E 19 vom 22. Februar 1950 informierte die Wiedergutmachungsämter, „daß Zigeuner und Zigeunermischlinge überwiegend nicht aus rassistischen Gründen, sondern wegen ihrer asozialen und kriminellen Haltung verfolgt und inhaftiert worden“ seien. Deshalb ordnete das württemberg-badische Justizministerium wenig später an, dass Anträge von Sinti und Roma, die eine Entschädigung für die Deportation in das Generalgouvernement 1940 erwirken sollten<sup>37</sup>, „ausnahmslos“ abgelehnt „und die Entscheidung [darüber] den Wiedergutmachungsgerichten [...] überlassen“ werden sollten.<sup>38</sup> Wei-

terhin sollten die Behörden Anträge von Sinti und Roma seit 1950 an den Kriminalerkennungsdienst in Stuttgart weiterleiten, welcher diese in Zusammenarbeit mit anderen „Landfahrerpolizeistellen“ überprüfte.<sup>39</sup> 1956 fällte der Bundesgerichtshof ein bis 1963 gültiges Grundsatzurteil, das die vor dem 1. März 1943<sup>40</sup> ergangenen Verfolgungsmaßnahmen nicht als „nationalsozialistische Gewaltmaßnahme aus Gründen der Rasse“ anerkannte, da Sinti und Roma als „asozial“ gelten würden, „zur Kriminalität, besonders zu Diebstählen und Betrugereien“ neigten und „ihnen wie primitiven Urmenschen ein ungehemmter Okkupationstrieb eigen“ sei.<sup>41</sup> Diese stigmatisierende Bagatellisierung der NS-Verbrechen gab den Opfern des Völkermordes selbst die Schuld für ihre Verfolgung und sorgte dafür, dass zahlreiche Überlebende keine Entschädigung für ihre verfolgungsbedingten Schäden und Verluste erhielten.<sup>42</sup>

#### **4. Erste bürgerrechtliche Initiativen in Heidelberg**

Auf Grund der Nachwirkungen der nationalsozialistischen Verfolgung sowie der anhaltenden Diskriminierungen nach 1945 war es für die überlebenden Sinti und Roma besonders schwer, sich politisch zu organisieren und somit die Wiedergutmachungspolitik zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Die erneute Erfahrung der Rechtlosigkeit ließ viele Sinti und Roma zunächst an der demokratischen und rechtsstaatlichen Verfasstheit der Bundesrepublik zweifeln. Nur sehr wenige wie die in der Heidelberger Umgebung lebenden Brüder Vinzenz und Oskar Rose, die durch den Völkermord 13 Familienmitglieder verloren hatten<sup>43</sup>, brachten die Kraft auf, eine juristische Aufarbeitung der NS-Verbrechen an Sinti und Roma zu fordern sowie Vereine zur Selbsthilfe zu gründen.<sup>44</sup> Bereits 1947 machte der von Oskar Rose beauftragte Heidelberger Berufsdetektiv Peter Layer Dr. Robert Ritter, den ehemaligen Leiter der „Rassenhygienischen Forschungsstelle“<sup>45</sup>, ausfindig. Jedoch wurden die von den Roses und weiteren Sinti angestrebten Strafverfahren gegen Ritter und andere Beteiligte am Völkermord schnell wieder eingestellt, da die Justiz den Tätern mehr Glauben schenkte als den überlebenden Opfern.<sup>46</sup> Im Jahr 1958 gründeten die Roses und weitere Mitstreiter den Verein „Verband und Interessengemeinschaft rassistisch Verfolgter nichtjüdischen Glaubens deutscher Staatsbürger“<sup>47</sup> mit Sitz in Mannheim, um ihre „Rechte in kultureller, wirtschaftlicher, beruflicher und religiöser Hinsicht gleichkommend denen eines nichtrassischverfolgten Bundesbürgers“ wahrnehmen zu können.<sup>48</sup> Im Vereinsnamen vermieden sie Hinweise auf die Zugehörigkeit zur Minderheit, verwiesen hingegen auf Parallelen zum als „rassistische Verfolgung“ anerkannten Schicksal der Juden. Dieses frühe, im Endeffekt jedoch erfolglose Vorgehen reiht sich ein in Überlebensstrategien vieler Sinti und Roma in den ersten Jahrzehnten der Nachkriegszeit. Um Diskriminierungen zu entgehen, versuchten die meisten nicht aufzufallen und gaben sich hin und wieder sogar als Juden oder später als „Gastarbeiter“ aus.<sup>49</sup>

Die Entwicklung eines selbstbewussten Bekenntnisses zur eigenen Identität setzte erst ein, nachdem auch die Nachkriegsgesellschaft einen politisch-kulturellen Wandel zu durchlaufen begann. Vor dem Hintergrund eines Generationswechsels, der zunehmenden juristischen und erinnerungskulturellen Aufarbeitung der Shoah

<div style="border: 1px solid black; padding: 5px; display: inline-block; margin-bottom: 10px;"><b>AUFRUF</b></div> <p><b>An alle deutschen Sinti!</b></p>	<p>Es ist langsam an der Zeit, auf Ungerechtigkeiten, die die Sinti heute schon wieder erdulden müssen, aufmerksam zu machen!</p> <p>Wir leben heute in einer Demokratie, die auch ihre demokratischen Grundgesetze hat. Ein Gesetz davon ist für unser Volk von besonders großer Wichtigkeit. Dieses Gesetz hat den Wortlaut:</p> <p style="text-align: center;"><b>„Kein Mensch darf wegen seiner Rasse oder seiner Religion benachteiligt werden!“</b></p> <p>Aber gerade das ist heute wieder an der Tagesordnung: Diskriminierungen, Repressalien, Benachteiligungen und Verachtung! Und seit Jahrhunderten muß unser Volk das erdulden! Vor 26 Jahren war der Höhepunkt dieses Leidensweges</p>
--	---

Ausschnitt aus dem ersten Flugblatt des „Zentral-Komitees der Sinti West-Deutschlands“, das zunächst nur unter Angabe einer anonymen Postfachadresse in Heidelberg veröffentlicht wurde. (© Zentralrat Deutscher Sinti und Roma)

sowie dem Einfluss der 68er-Bewegung, wagten Vinzenz und sein Neffe Romani Rose, dessen Vater Oskar bereits 1968 verstorben war, einen neuerlichen Versuch zur Etablierung einer Interessenvertretung. Nach Gründung des „Zentral-Komitees der Sinti West-Deutschlands“ wandten sie sich mit einem Aufruf „[a]n alle deutschen Sinti“ und forderten diese auf, sich „heute zusammen[zu]schließen und für unsere Rechte [zu] kämpfen, damit morgen unsere Kinder stolz darauf sind, Sinti zu sein.“ Im Zentrum des Flugblatts stand Art. 3 Abs. 3 des Grundgesetzes, wonach „[k]ein Mensch [...] wegen seiner Rasse oder seiner Religion benachteiligt werden“ dürfe. Damit wollten sie Minderheitsangehörigen klarmachen, dass ihre Diskriminierung einen Verstoß gegen die demokratisch-rechtsstaatliche Verfassung der Bundesrepublik darstellte, gegen den sie sich wehren konnten. So forderten die Verfasser des Aufrufs die Adressaten auf, bei der Bundestagswahl im November 1972 jene Partei zu wählen, „welche für das Grundgesetz einsteht und auch für unsere 30.000 deutschen Sinti die Menschenwürde garantiert!“.<sup>50</sup> Gleichgesinnte sollten sich an eine Postfachadresse in Heidelberg wenden.

## **5. Die Schüsse von Heidelberg – erste öffentliche Demonstration durch die Altstadt**

Infolge einer Rangelei am Abend des 31. Mai 1973 zwischen zwei Sinti und der Wirtin eines Kirchheimer Lokals kam es zu einem großen Polizeieinsatz auf dem Wohnwagen-Anwesen der Familie der Beteiligten im Notwohngebiet „Mörgelgewann“. Nach einer Eskalation der Situation mit Schusswechsel seitens der Heidelberger Polizei wurde der Familienvater Anton Lehmann tödlich getroffen, ein Sohn schwer verletzt, ein weiterer Sohn der Familie sowie die Ehefrau des Getöteten erlitten leichte Verletzungen.<sup>51</sup> Anschließend berichteten die Lehmanns, in der Chirurgischen Klinik trotz des Todesfalls rücksichtslos und diskriminierend behandelt worden zu sein. Dass auch dieser tragische Vorfall von der Wirkungsmacht antiziganistischer Vorurteile nicht unbeeinflusst war, zeigt die nachträgliche Reaktion der Polizei, welche aus Furcht vor der „Rache“ der „Zigeuner“ sowohl die Klinik als auch das Kirchheimer Polizeirevier unter Polizeischutz stellte.<sup>52</sup>

Um die Interessen der betroffenen Sinti zu vertreten, äußerten die Roses daraufhin in der Rhein-Neckar-Zeitung Zweifel an der Objektivität der Staatsanwalt-

schaft. Ihrer Ansicht nach ermittle diese nur unter dem „Gesichtspunkt der [polizeilichen] Notwehr“, statt zu fragen, ob der Einsatz von drei Streifenwagen und mehreren Polizeibeamten, deren Eindringen in das Anwesen der Familie sowie das Abgeben von sechs Schüssen verhältnismäßig gewesen sei. Weiter verlangten die beiden, künftig mit der Eigenbezeichnung „Sinti“<sup>53</sup> angesprochen zu werden, da sie sich von den Fremdbezeichnungen „Landfahrer“ und „Zigeuner“ „[d]iffamiert“ fühlten. Im Namen ihres mittlerweile in „Verband der Cinti Deutschlands“ umbenannten Vereins richteten sie zudem einen offenen Brief an den baden-württembergischen Innenminister und forderten diesen dazu auf, weitere Untersuchungen im Fall anhand eines von ihnen formulierten Fragenkatalogs anzuordnen. Weiter führten sie hinsichtlich ihres Anliegens aus:

„Wir wollen keine Rache! Wir wollen Gerechtigkeit! Wir wollen erreichen, dass auch Zigeuner endlich als das angesehen und behandelt werden, was sie sind: Deutsche Staatsbürger – mit allen Pflichten, aber auch mit allen Rechten! Wir wollen erreichen, dass von der weit verbreiteten Übung deutscher Strafverfolgungsbehörden endlich abgegangen wird, bestehende Gesetzes- und Rechtsvorschriften stets einseitig zu Lasten der Zigeuner zu interpretieren.“<sup>54</sup>

Um diese Forderungen zu bekräftigen, organisierte der Verband am 18. Juni 1973 eine Kundgebung auf dem Heidelberger Messplatz mit einem anschließenden Schweigemarsch durch die Altstadt, der dort „starke Beachtung“ fand. An dieser ersten öffentlichen Demonstration beteiligten sich ca. 100 Sinti und Roma, die zahlreiche Plakate trugen, auf denen sie an den Verstorbenen erinnerten sowie gegen



Vinzenz Rose hielt als Vorsitzender des „Verbandes der Sinti Deutschlands“ während der Kundgebung 1973 auf dem Heidelberger Messplatz eine Ansprache. (© Zentralrat Deutscher Sinti und Roma)

die Diskriminierung der Minderheit in der Bundesrepublik protestierten. Vor der Presse sprach Vinzenz Rose von einem „historischen Tag“ und betonte, dass „die Schüsse von [...] Heidelberg jeden von uns getroffen[...] [haben,] es ist höchste Zeit, uns zusammenzuschließen“, man dürfe sich nicht weiter als „Menschen zweiter Klasse“ behandeln lassen.<sup>55</sup> Mitte August 1973 wies das Innenministerium die „Unterstellung, die Angehörigen [...] [des] Verbandes seien vorliegend als Menschen minderen Rechts behandelt worden, [...] nachdrücklich zurück“, da die Polizei „alle Bürger und Bevölkerungsgruppen im Rahmen der Gesetze gleich“ behandle.<sup>56</sup> Auch



Der erste öffentliche Demonstrationzug von Sinti und Roma durch die Heidelberger Altstadt – angeführt von Vinzenz Rose und der in schwarz gekleideten Witwe Anton Lehmanns (© Zentralrat Deutscher Sinti und Roma)

bei der Urteilsverkündung des im März 1974 nach zwei Verhandlungstagen abgeschlossenen Prozesses gegen die beiden Söhne des Verstorbenen bezeichnete der Prozessvorsitzende Dr. Blauth den Polizeieinsatz als gerechtfertigt. Zuvor hatte sich Staatsanwalt Dr. Lippock für die „schärfste[...] Ahndung“ der Tötlichkeiten der Lehmann-Söhne gegenüber der Polizei ausgesprochen. Dem Plädoyer der Verteidiger, wonach die gesellschaftlichen Vorurteile und Stereotype das Handeln der Polizisten

„Wir wollen Gerechtigkeit!“

beeinflusst hätten, und die Sinti sich aus Angst gegen den nicht verhältnismäßigen Polizeieinsatz gewehrt hätten, war somit nicht gefolgt worden.<sup>57</sup>

## 6. Aus dem Schatten heraustreten – die erste Bürgerrechtskampagne

Trotz der Präsenz der Demonstration um den Tod von Anton Lehmann in der Lokalpresse benötigte der Verein der Roses mehr politische Unterstützung, um als überregionale Lobbyorganisation anerkannt zu werden. Die Bürgerrechtsarbeit fand in der Folgezeit noch im Schatten der Öffentlichkeit statt, auch weil es ihr an finanzieller Förderung fehlte. So errichtete Vinzenz Rose 1974 ein Mahnmal auf dem Gelände des ehemaligen „Zigeunerlagers“ in Auschwitz-Birkenau mit eigenen Mitteln. 1978 erhielt er für seine Bemühungen um die Verständigung und Aussöhnung mit der Mehrheitsbevölkerung das Bundesverdienstkreuz.<sup>58</sup> Nachdem der Verein noch einmal reorganisiert und in „Verband Deutscher Sinti“ (VDS) umbenannt worden war, um die deutsche Staatsbürgerschaft der Sinti sowie deren Zugehörigkeit zur bundesrepublikanischen Gesellschaft expliziter zu betonen, erhielten die Initiativen der Roses Ende der 1970er-Jahre die entscheidende Schützenhilfe, welche den end-



Das Emblem des „Verbands Deutscher Sinti“ auf einem der ersten Mitgliedsanträge bestand aus einer Friedenstaube über einem weißen und schwarzen Streifen. Die Taube stand für die friedlichen Ziele des Vereins, die Farben für die dunkle Vergangenheit und die hoffnungsvolle Zukunft. (© Zentralrat Deutscher Sinti und Roma)

gültigen öffentlichen Durchbruch ermöglichen sollte. Mit der etablierten Menschenrechtsorganisation „Gesellschaft für bedrohte Völker“ startete der VDS eine Bürgerrechtskampagne zur Anerkennung des NS-Völkermordes an der Minderheit.<sup>59</sup> Mittels gezielter Informationsarbeit, Protesten und einer moralisierenden Skandalrhetorik wurde auf die anhaltende Diskriminierung von Sinti und Roma medienwirksam hingewiesen. Mit Slogans wie „In Auschwitz vergast, bis heute verfolgt“ wurde das bundesrepublikanische Selbstbild eines demokratischen Rechtsstaates, der mit der

NS-Vergangenheit gebrochen habe, in Frage gestellt.<sup>60</sup> Aktionen wie die internationale Gedenkkundgebung im ehemaligen KZ Bergen-Belsen und der über den nationalen Rahmen hinaus wahrgenommene Hungerstreik auf dem Gelände der KZ-Gedenkstätte Dachau erhöhten den politischen Druck auf die Bundesregierung. Die sich nun formierende Bürgerrechtsbewegung wurde in der Folge durch zahlreiche Personen des politischen und öffentlichen Lebens unterstützt, darunter Europaparlamentspräsidentin Simone Veil, Bundesjustizminister Hans-Jochen Vogel, Heinrich Böll oder Simon Wiesenthal.<sup>61</sup>

Dass bei den Behörden viel Aufklärungsarbeit betrieben werden musste, zeigt abermals ein Vorfall aus Heidelberg: Während einer Nachuntersuchung in der Universitätsklinik zur Überprüfung der Invalidität Vinzenz Roses auf Folgeschäden im Jahr 1979 fand der verantwortliche Arzt Prof. Diebold in den vom Landesentschädigungsamt Stuttgart angeforderten Unterlagen eine Personalakte der ehemaligen „Landfahrerzentrale“ in Bayern „aus der Zeit vor und nach 1945“. Darin wurden Mitglieder der Familie Rose ohne polizeilichen und gerichtlichen Nachweis als „Wiedergutmachungsschwindler“, die sich von „Einbrüchen und Diebstählen“ ernährten, diffamiert.<sup>62</sup> Dieser und weitere Fälle begründeten den Verdacht des VDS, dass bundesdeutsche Behörden die Angehörigen der Minderheit bis in die Gegenwart akribisch erfassten und dabei weiter mit Akten aus der Zeit des Nationalsozialismus arbeiteten, welche die Minderheit als „asozial“ brandmarkten und die nationalsozialistische Verfolgung als „Kriminalprävention“ rechtfertigten.<sup>63</sup> In den folgenden Jahren ging die Bürgerrechtsbewegung dem Verbleib der noch in den Behörden und in Händen der „Rassenforschung“ verbliebenen sog. „Rasseakten“ nach und konnte einen Großteil davon durch weitere Protestaktionen ins Bundesarchiv überführen lassen.<sup>64</sup> Zudem versuchte sie in einen konstruktiven Dialog mit den Behörden und der Politik zu treten. 1980 schlug der VDS der Polizeidirektion Heidelberg die „Durchführung von [...] gemeinsamen Seminaren mit Sinti und Nicht-Sinti bzw. Polizeibeamten“ vor, um „ein besseres gegenseitiges Verständnis“ zu erreichen und „tief verwurzelte Vorurteile“ im Polizeiapparat abzubauen.<sup>65</sup> Nach einem Vorgespräch verordnete die Polizeidirektion Karlsruhe jedoch „[v]on der Durchführung gemeinsamer Seminare i.S. des Schreibens der Sinti-Geschäftsstelle [...] abzusehen.“ Die Antwort an den Verband „solle kurz und sachlich formuliert werden, auf die bisher nicht erfolgte offizielle Äußerung über NS-Verfolgung, Vorurteile bei der Polizei solle nicht eingegangen werden“. <sup>66</sup> Dem VDS gegenüber wurde die Absage schließlich mit einer „angespannte[n] Personallage“ begründet.<sup>67</sup>

## **7. Von der Protestbewegung zur institutionalisierten Bürgerrechtsarbeit**

Die medialen Erfolge der Protestaktionen fungierten als Katalysator für die Gründung weiterer Landesverbände und Lokalvereine von Sinti und Roma in der gesamten Bundesrepublik. Verstärkt kam es in den neuen Selbstorganisationen zum Engagement jüngerer, nach 1945 geborener Minderheitsangehöriger, die einen Generationswechsel einleiteten. Im Alter von 33 Jahren übernahm Romani Rose als Repräsentant der Nachkriegsgeneration den Vorsitz des VDS. Er zählt bis heute zu den wichtigsten Symbolfiguren der Bürgerrechtsbewegung deutscher Sinti und Roma.

Auch auf Grund seines Engagements entwickelten viele Sinti und Roma ein neues Selbstbewusstsein als Angehörige einer nationalen Minderheit, deren Kultur seit Jahrhunderten zu Deutschland gehört.<sup>68</sup>

Kurz nach der Gründung des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma im Jahr 1982 erfolgte die politische Anerkennung des NS-Völkermords an der Minderheit durch Bundeskanzler Helmut Schmidt.<sup>69</sup> Dieser Schritt markiert eine wichtige Zäsur und leitete die staatliche Unterstützung der Bürgerrechtsarbeit ein. Seitdem konnten der Zentralrat und seine Landesverbände beträchtliche Verbesserungen im gesellschaftlichen Umgang mit der Minderheit erzielen, darunter die Nachzahlung von Entschädigungsleistungen, die Verankerung des Völkermordgedenkens in der deutschen und europäischen Erinnerungslandschaft sowie die Beseitigung etlicher Diskriminierungspraxen in deutschen Behörden.<sup>70</sup>

#### Gründung des "Zentralrates deutscher Sinti und Roma"

Am vergangenen Wochenende, dem 5. und 6.2.1982 schlossen sich in Darmstadt neun deutsche Sinti- und Roma-Vereinigungen zum "Zentralrat deutscher Sinti und Roma" zusammen. Die Vereine aus der ganzen Bundesrepublik, einschließlich West-Berlin und dem in Dortmund ansässigen "Verein der katholischen polnischen Roma", die schon in den fünfziger Jahren mit dem Flüchtlingsstrom in die Bundesrepublik kamen, beteiligten sich mit insgesamt 70 Delegierten an dem Gründungstreffen.

Zum Vorsitzenden des "Zentralrates" wurde einstimmig Romani Rose vom "Verband Deutscher Sinti" (Heidelberg) gewählt, der seit Mai 1981 auch Vizepräsident der internationalen "Romani-Union" ist, sein Stellvertreter wurde Oskar Birkenfelder von der "Sinti-Union Deutschland" mit Sitz in Freiburg. An dem Treffen nahmen außerdem auch mehrere deutsche Roma aus Frankfurt teil, die sich demnächst als zehnter Verband dem "Zentralrat" anschließen wollen.

Aufgabe des "Zentralrates deutscher Sinti und Roma" wird es vor allem sein, die Kommunikation zwischen den einzelnen Verbänden von München bis Bremen zu verbessern, die Arbeit bundesweit zu koordinieren und eine kulturelle Förderung für Sinti und Roma zu erreichen. Besonders in der gegenwärtigen Zeit der neu aufkeimenden Fremdenfeindlichkeit wird sich der "Zentralrat" um Aussöhnung und Verständigung zwischen den etwa 50 000 deutschen Sinti und Roma und der deutschen Mehrheitsbevölkerung bemühen müssen. Der "Zentralrat" arbeitet auf Basis der programmatischen Forderungen des Memorandums des "Verbands Deutscher Sinti", das bereits 1979 im Bundeskanzleramt in Bonn überreicht wurde.

Auszug aus der Pressemitteilung vom 8. Februar 1982 anlässlich der Gründung des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma (© Zentralrat Deutscher Sinti und Roma)

Ihren Ausgang aber nahm diese Entwicklung in der Stadt Heidelberg, die bis heute eine zentrale Rolle für die Geschichte der Minderheit in der Nachkriegszeit spielt. Der Zentralrat war zunächst in einem Mehrfamilienhaus in der Bergheimer Straße untergebracht. Bereits seit dem Dachauer Hungerstreik 1980 hatte die Bürgerrechtsbewegung auch die „Einrichtung eines Kulturzentrums“<sup>71</sup> als Begegnungs-ort und „Symbol des neuen Selbstbewusstseins von Sinti und Roma“<sup>72</sup> gefordert. Jedoch hatten der Dachauer Stadtrat sowie der bayerische Landtag die Errichtung eines solchen Zentrums in ihrem Verwaltungsgebiet mit dem Argument abgelehnt, man wolle nicht „Anziehungspunkt für Zigeuner aus ganz Europa“ werden.<sup>73</sup> Erst

mit Unterstützung der Stadt Heidelberg, der institutionellen Förderung über das Bundesministerium für Familie und Senioren sowie dem organisatorischen und finanziellen Engagement der Freudenberg Stiftung konnte Anfang der 1990er-Jahre das Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma in einem unter Denkmalschutz stehenden Altstadtgebäudekomplex aus dem 18. Jahrhundert eingerichtet werden.<sup>74</sup> Nach mehrjährigen Umbaumaßnahmen sowie der Sammlung und Dokumentation von Archivmaterial wurde dort die erste ständige Ausstellung zum NS-Völkermord an den Sinti und Roma Europas im März 1997 feierlich eröffnet. Die zu diesem Anlass gehaltene Rede von Bundespräsident Roman Herzog, in der er festhielt, dass „[d]er Völkermord an den Sinti und Roma [...] aus dem gleichen Motiv des Rassenwahns [...] durchgeführt worden [sei] wie der an den Juden“, stellt die Bedeutung dieser Ausstellung heraus.<sup>75</sup>



Das Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma in der Bremeneckgasse 2: Im linken Gebäudeteil ist die Dauerausstellung untergebracht, rechts befindet sich der Eingang zu den Verwaltungsräumen des Zentrums sowie des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma. (© Zentralrat Deutscher Sinti und Roma)

Die im Wesentlichen erst durch die Bürgerrechtsbewegung ausgelöste historische Aufarbeitung der NS-Verbrechen an Sinti und Roma war maßgebend für die in den letzten Jahren zunehmende wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema Antiziganismus. Mit der Errichtung der Forschungsstelle Antiziganismus an der Universität Heidelberg im Jahr 2017 findet diese nun auch Eingang in die Hochschullandschaft. Abermals kommt damit der Stadt Heidelberg für die Geschichte der Bürgerrechtsbewegung deutscher Sinti und Roma eine besondere Bedeutung zu.<sup>76</sup>

## Anmerkungen

- 1 So beschäftigte sich bislang auch im Jahrbuch des Heidelberger Geschichtsvereins noch kein Beitrag mit der Nachkriegsgeschichte von Sinti und Roma. Zur lokalen NS-Verfolgung der Minderheit siehe Hans-Martin Mumm: ‚XXII Polizei. Nr. 2 Sicherheit. Maßnahmen gegen Zigeuner‘. Carl Neinhaus und die Heidelberger Sinti 1935/36, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt (HJG) Jg. 8, 2003/04, S. 89–98; Ilona Lagrene, Michail Krausnick: Die Verfolgung der Heidelberger Sinti-Familien während der NS-Zeit, in: HJG Jg. 11, 2006/07, S. 147–157; Daniela Gress: Der Verein „Alt-Heidelberg e.V.“ und die Vertreibung der Heidelberger Sinti. Bürgerlicher Antiziganismus und lokale Handlungsspielräume unter dem NS-Regime, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 171–187.
- 2 Auf den im deutschen Sprachgebrauch durch die Bürgerrechtsbewegung etablierten Doppelbegriff „Sinti und Roma“ zur Bezeichnung der deutschen Gesamtminorität wird an jenen Stellen verzichtet, wo nachweislich lediglich Angehörige der seit 600 Jahren im deutschen Sprachraum ansässigen Teilgruppe der Sinti beteiligt waren.
- 3 Vgl. Heike Krokowski: Die Last der Vergangenheit. Auswirkungen nationalsozialistischer Verfolgung auf deutsche Sinti, Frankfurt am Main 2001, S. 94–114, 142–146, 150–224.
- 4 Die Mehrzahl der Heidelberger Sinti war bereits seit Mitte der 1930er Jahre aus ihren traditionellen Tätigkeiten als Wandergewerbetreibende gedrängt, dadurch ihrer ökonomischen Existenzgrundlage beraubt und schließlich vertrieben worden. Vgl. Gress (wie Anm. 1).
- 5 Vgl. Gilad Margalit: Die Nachkriegsdeutschen und „ihre Zigeuner“. Die Behandlung der Sinti und Roma im Schatten von Auschwitz, Berlin 2001, S. 83ff.
- 6 Zeitzeugenbericht von Lore Georg, in: Daniel Strauß (Hg.): ... weggekommen. Berichte und Zeugnisse von Sinti, die die NS-Verfolgung überlebt haben, Berlin 2000, S. 68–77, hier S. 76.
- 7 Vgl. Zeitzeugenbericht von Renate Meinhardt, in: Strauß (wie Anm. 6), S. 86–91, hier S. 90.
- 8 Ebd.
- 9 Vgl. Anja Reuss: Kontinuitäten der Stigmatisierung. Sinti und Roma in der deutschen Nachkriegszeit, Berlin 2015, S. 146–151.
- 10 Vgl. Juliane Tatarinov: Kriminalisierung des ambulanten Gewerbes. Zigeuner- und Wandergewerbepolitik im späten Kaiserreich und in der Weimarer Republik, Frankfurt am Main 2015; Josef Bura: Die unbewältigte Gegenwart. „Zigeunerpolitik“ und alltäglicher Rassismus in der Bundesrepublik, in: Rudolph Bauer et al. (Hgg.): Sinti in der Bundesrepublik. Beiträge zur sozialen Lage einer verfolgten Minderheit, Bremen 1984, S. 9–84, hier S. 21.
- 11 Vgl. Vanessa Hilss: Sinti und Roma. „Nicht aus Gründen der Rasse verfolgt“? Zur Entschädigungspraxis am Landesamt für Wiedergutmachung Karlsruhe, Karlsruhe 2017, S. 78ff.
- 12 Vgl. Margalit (wie Anm. 5), S. 127–138.
- 13 Zeitzeugenbericht von Otto Georg, in: Strauß (wie Anm. 6), S. 78–81, hier S. 80.
- 14 Das „Reisen in Horden“ war nach § 2 der Verordnung vom 19.11.1863 strafbar. Bereits jede Form des gemeinsamen Reisens nicht verwandter Personen konnte darunterfallen. Vgl. Schreiben des badischen Innenministeriums an die Bezirksämter, 19.7.1899, Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 527, Zug. 2001–38, 1; Michael Schenk: Rassismus gegen Sinti und Roma. Zur Kontinuität der Zigeunerverfolgung innerhalb der deutschen Gesellschaft von der Weimarer Republik bis in die Gegenwart, Frankfurt am Main 1994, S. 223.
- 15 Vgl. Esther Sattig: Vorurteile und Feindbilder als Prämissen des Völkermords. Diskriminierung und Verfolgung der „Zigeuner“ nach der Reichsgründung 1871, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 64, 2016, H. 3, S. 235–257, hier S. 238–241; Michael Zimmermann: Rassenutopie und Genozid. Die nationalsozialistische „Lösung der Zigeunerfrage“, Hamburg 1996, S. 77–175.
- 16 Anonymes Schreiben von einigen Bewohnern der Pfaffengasse an die Landesgendarmerie Regierung Stuttgart, 23.1.1948, GLA 527, Zug. 2001–38, 1.
- 17 Polizeidirektion der Stadt Heidelberg, Kriminalpolizei an den Präsidenten des Landesbezirks Baden, Abteilung Innere Verwaltung, 23.2.1948, GLA 527, Zug. 2001–38, 1.
- 18 Zur Vertreibung der Heidelberger Sinti unter dem NS-Regime siehe Gress (wie Anm. 1).
- 19 Vgl. Sattig (wie Anm. 15); dies.: Das Zigeunerlager Ravensburg Ummenwinkel. Die Verfolgung der oberschwäbischen Sinti, Berlin 2016.
- 20 So wurde z.B. Leo Karsten, der von 1939 bis 1944 die „Zigeunerleitstelle“ des Polizeiprä-

- sidiums Berlin geleitet hatte, nach 1945 Leiter der „Landfahrerpolizeistelle“ Karlsruhe. Auch diese hatte ihren Vorläufer in der 1922 eingerichteten „Dienststelle für Zigeunerfragen“ am badischen Landespolizeiamt Karlsruhe. Vgl. Romani Rose: Die Aufarbeitung der Geschichte des Nationalsozialismus als Chance für die rechtsstaatliche Behandlung von Minderheiten, in: Bundeskriminalamt (Hg.): Das Bundeskriminalamt stellt sich seiner Geschichte. Dokumentation einer Kolloquienreihe, Köln 2008, S. 125–142, hier S. 129; Satig (wie Anm. 15), S. 235f.
- 21 Vgl. Karola Fings: Schuldabwehr durch Schuldumkehr. Die Stigmatisierung der Sinti und Roma nach 1945, in: Oliver von Mengersen (Hg.): Sinti und Roma. Eine deutsche Minderheit zwischen Diskriminierung und Emanzipation, Bonn 2015, S. 145–164; Frank Reuter: Die Deutungsmacht der Täter. Zur Rezeption des NS-Völkermords an den Sinti und Roma in Norddeutschland, in: KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg.): Die Verfolgung der Sinti und Roma im Nationalsozialismus, Bremen 2012, S. 127–143.
  - 22 Vgl. Margalit (wie Anm. 5), S. 124f.
  - 23 Schreiben des Präsidenten des Landesbezirks Baden in Karlsruhe, Abteilung Innere Verwaltung an das Innenministerium Stuttgart, 22.7.1947, GLA 527, Zug. 2001-38, 1.
  - 24 Vgl. Margalit (wie Anm. 5), S. 87.
  - 25 Diese Ausweise wurden nach einem von der Landesorganisation der politisch Verfolgten und der amerikanischen Militärregierung getroffenen Beschluss im Jahr 1946 herausgegeben und galten als Voraussetzung für die Unterstützung durch die KZ-Betreuungsstellen. Vgl. Hilss (wie Anm. 11), S. 80.
  - 26 Schreiben des Polizeikommissariats Heidelberg an die Landespolizei-Direktion in Karlsruhe, 8.7.1947, GLA 527, Zug. 2001-38, 1.
  - 27 Schreiben des Innenministeriums Stuttgart an den Präsidenten des Landesbezirks Baden, Abt. Innere Verwaltung, Karlsruhe, 22.1.1948. Die im Runderlass vom 8.12.1938 angeordnete „Unterdrückung der Zigeuner aus rassischen Gründen“ wurde als zu offensichtlich beurteilt und die Verordnung vom 11.1.1939 als nicht mit Art. 3 Abs. 3 des Grundgesetzes vereinbar. Vgl. Schreiben des Präsidenten des Landesbezirks Baden, Abteilung Innere Verwaltung, Karlsruhe an Landratsämter, Stadtverwaltungen, 19.1.1950; Schreiben des Präsidenten des Landesbezirks Baden, Abteilung Innere Verwaltung, Karlsruhe an das Badische Ministerium des Innern, 11.2.1950, GLA 527, Zug. 2001-38, 1. Jedoch scheint die badische Verordnung von 1939 dennoch weiter Anwendung gefunden zu haben, da sich das Polizeipräsidium Karlsruhe noch 1966 gegen die Aufhebung der Verordnung von 1939 aussprach. Vgl. Schreiben des Polizeipräsidiums Karlsruhe an das Regierungspräsidium Nordbaden, 22.4.1966, GLA 527, Zug. 2001-38, 1.
  - 28 Vgl. Schreiben des Landesamts für Kriminal-Erkennungsdienst und Polizeistatistik – Außenstelle Karlsruhe an den Präsidenten des Landesbezirks Baden, Abt. Innere Verwaltung, Karlsruhe, 23.3.1948, GLA 527, Zug. 2001-38, 1.
  - 29 Schreiben des Präsidenten des Landesbezirks Baden (wie Anm. 27).
  - 30 Der Begriffsaustausch wurde jedoch lediglich als semantische Tarnung vorgenommen, um rassistische Verstöße gegen das Grundgesetz verschleiern zu können. Vgl. Margalit (wie Anm. 5), S. 102–109.
  - 31 Schreiben des Präsidenten des Landesbezirks Baden (wie Anm. 27).
  - 32 Erlass des Landeskriminalamts Baden-Württemberg (LKA), Stuttgart, 23.7.1953, GLA 527, Zug. 2001-38, 1; vgl. Schenk (wie Anm. 14), S. 375.
  - 33 Nachdem 1953 vom bayerischen Landtag eine sogenannte „Landfahrerordnung“ erlassen worden war, fürchteten die kommunalen Polizeibehörden in Baden-Württemberg eine Abwanderung von betroffenen Personen ins Nachbarland. Vgl. Margalit (wie Anm. 5), S. 101–115; GLA 527, Zug. 2001-38, 2; Vorentwurf einer Verordnung über das „Umherziehen von Landfahrern“, angefertigt vom Regierungspräsidium Südbaden in Freiburg, 12.05.1955, Hauptstaatsarchiv (HSA) Stuttgart, EA 2/303 Bü 617. 1957 lehnte der baden-württembergische Landtag ein solches Sondergesetz jedoch ab, da der Verwaltungsaufwand zu groß sei und sich das LKA „des Problems bereits seit längerer Zeit angenommen habe“ mit der erkennungsdienstlichen Sondererfassung der Minderheit. Abteilung III an den Herrn Ministerialdirektor, 24.10.1961, HSA, EA 2/303 Bü 617.
  - 34 So betrug dieser 1959 nur 0,09 Prozent. Vgl. Margalit (wie Anm. 5), S. 113.
  - 35 Vgl. Bura (wie Anm. 10), S. 19f.; Fernschreiben der Landespolizeidirektion Nordbaden,

- 16.11.1971, GLA 527, Zug. 2001-38, 1; Romani Rose: Bürgerrechte für Sinti und Roma. Das Buch zum Rassismus in Deutschland, Heidelberg 1987, S. 38ff., 1341–44. Erst seit 2010 sind auf Sinti und Roma bezogene Umschreibungen offiziell nicht mehr Gegenstand polizeilicher Datenverarbeitung. Vgl. Andrej Stephan: „Kein Mensch sagt HWAO-Schnitzel“ – BKA-Kriminalpolitik zwischen beständigen Konzepten, politischer Reform und „Sprachregelungen“, in: Imanuel Baumann et al. (Hgg.): Schatten der Vergangenheit. Das BKA und seine Gründungsgeneration in der frühen Bundesrepublik, Köln 2011, S. 247–312, hier S. 272f.
- 36 Zur Wiedergutmachungspraxis gegenüber Sinti und Roma in Baden, darunter auch Einzelfälle aus Heidelberg, siehe Hilss (wie Anm. 11).
- 37 Zur Deportation 1940 vgl. Gress (wie Anm. 1), S. 180; Romani Rose: „Der Abtransport ging glatt vonstatten“, abrufbar unter: [www.landesarchiv-bw.de/sixcms/media.php/120/58645/Maideportation.pdf](http://www.landesarchiv-bw.de/sixcms/media.php/120/58645/Maideportation.pdf), (Stand: 11.05.2016).
- 38 Amtsblatt des Württembergisch-Badischen Justizministeriums, Stuttgart, 10.11.1951, Nr. 15, Bekanntmachungen der Abteilung VI – Wiedergutmachung, Wiedergutmachungsanträge der Zigeuner, Runderlaß E41, Nr. 202/2757, 11.07.1951, S. 105, HSA Stuttgart, EA 2/303 Bü 617; vgl. Hilss (wie Anm. 11), S. 86ff.
- 39 Vgl. ebd.; Margalit (wie Anm. 5), S. 144f.
- 40 Die seit dem 1. März 1943 erfolgenden Deportationen von Sinti und Roma in das „Zigeunerfamilienlager“ in Auschwitz-Birkenau ließen sich nicht mehr als sog. „sicherheitspolitische“ Maßnahme verschleiern und mussten als Verfolgung „aus Gründen der Rasse“ anerkannt werden. Vgl. Katharina Stengel: Tradierte Feindbilder. Die Entschädigung der Sinti und Roma in den fünfziger und sechziger Jahren, Frankfurt am Main 2004, S. 57–75.
- 41 Urteil des Bundesgerichtshofes, 7.1.1956, in: Zentralrat Deutscher Sinti und Roma (Hg.): Doppelter Unrecht – eine späte Entschuldigung, Eggenstein 2016, S. 58–67, hier S. 62. Erst fast 60 Jahre später entschuldigte sich Bundesgerichtshofpräsidentin Bettina Limperg bei einem Besuch des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma in Heidelberg offiziell für das rassistische Grundsatzurteil. Vgl. „BGH-Präsidentin schämt sich für Richter aus den Fünfzigern“, Spiegel-Online, 12.3.2015, abrufbar unter: <http://www.spiegel.de/panorama/justiz/sinti-und-roma-bgh-distanziert-sich-von-historischem-urteil-a-1023256.html> (Stand: 15.8.2017).
- 42 Vgl. Fings (wie Anm. 21).
- 43 Darunter ihre Eltern Lisetta und Anton Rose sowie Vinzenz kleine Tochter.
- 44 Oskar Rose war der einzige seiner Familie, der durch ein Leben im Untergrund einer KZ-Inhaftierung entgehen konnte. Unter dem Pseudonym Alexander Adler hatte er 1943 vergeblich versucht, die katholische Kirche zu einem Eingreifen gegen die NS-Verbrechen gegenüber Sinti und Roma zu bewegen. Von einem abgelegenen Versteck im Heidelberger Stadtwald aus hatte er die Befreiung seines Bruders aus dem KZ-Außenlager Neckar-Elz 1944 geplant und organisiert. Vgl. Antonia Leugers: „die Kirche soll einschreiten“. Hilferufe von Sinti und Roma angesichts ihrer Deportation 1943, in: *theologie.geschichte*, 8/2013, abrufbar unter: <http://universaar.uni-saarland.de/journals/index.php/tg/article/view/548/587> (Stand: 17.8.2017); Frank Reuter: Flucht und verweigerte Hilfe: Anton Reinhardt und Oskar Rose, in: Angela Borgstedt et al. (Hgg.): Widerstandsbiographien im Südwesten, Stuttgart, im Erscheinen; Sina Burkhard: Vinzenz Rose, in: Anita Awosusi, Andreas Pflock: Sinti und Roma im KZ Natzweiler-Struthof. Anregungen für einen Gedenkstättenbesuch, Heidelberg 2006, S. 71–74.
- 45 Robert Ritter war einer der bekanntesten Schreibtischtäter des Völkermords. Die von ihm geleitete Rassenhygienische Forschungsstelle am Reichsgesundheitsamt hatte unter dem NS-Regime in Zusammenarbeit mit der Kriminalpolizei die Selektion von „Zigeunern“ unter „rassischen“ Gesichtspunkten durchgeführt sowie die pseudowissenschaftliche Grundlage für die Zwangssterilisation und Ermordung tausender Sinti und Roma geliefert. Vgl. Tobias Schmidt-Degenhard: Vermessen und Vernichten. Der NS-„Zigeunerforscher“ Robert Ritter, Stuttgart 2012, S. 151–197; Karola Fings: Die „gutachtlichen Äußerungen“ der Rassenhygienischen Forschungsstelle und ihr Einfluss auf die nationalsozialistische Zigeunerpolitik, in: Michael Zimmermann (Hg.): Zwischen Erziehung und Vernichtung. Zigeunerpolitik und Zigeunerforschung im Europa des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 2007, S. 425–459.
- 46 Vgl. Schreiben von Peter Layer an Oskar Rose, 8.12.1947, sowie weitere Dokumente in: Anita Geigges, Bernhard W. Wette: Zigeuner heute. Verfolgung und Diskriminierung in

- der BRD, Bornheim-Merten 1979, S. 365–374.
- 47 Anderen Autoren zufolge sei der Verein bereits 1956 gegründet worden, jedoch findet sich ein Eintrag im Vereinsregister erst 1958. Zu vermuten ist, dass das BGH-Urteil 1956 Anlass für eine zunächst informelle Gründung war. Vgl. Burkhard (wie Anm. 44), S. 74; Statut zur Anmeldung des Vereins im Vereinsregister, 25.12.1958, Archiv Zentralrat Deutscher Sinti und Roma (AZDSR), Ordner RA-Akten, Prof. Ehrhardt.
- 48 Statut (wie Anm. 47).
- 49 Vgl. Geigges, Wette (wie Anm. 46), S. 375; Volker Hedemann: „Zigeuner“! – Zur Kontinuität der rassistischen Diskriminierung in der alten Bundesrepublik, Hamburg 2007, S. 180f.
- 50 Aufruf des Zentral-Komitees der Sinti West-Deutschlands, um 1972, Digitalisiertes Archiv des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma (DAZDSR), 1972. Gemeint war vermutlich die SPD. In einem Schreiben an den amtierenden Bundeskanzler Willy Brandt gaben sie an, „den Mitgliedern unserer Organisation die Wahl ihrer Partei empfohlen“ zu haben, da „die SPD die Partei der Schwachen, der Unterdrückten und der Unterprivilegierten“ sei. Das Schreiben blieb jedoch unbeantwortet. Schreiben des Zentral-Komitees der Sinti an Bundeskanzler Willy Brandt, 11.12.1972, DAZDSR, 1972.
- 51 Zudem erlitt ein Polizist einen Schädelbruch und ein weiterer wurde leicht verletzt. Vgl. Schwer verletzt Polizist erschöß Zigeunervater, Rhein-Neckar-Zeitung (RNZ), 2.6.1973; Schreiben der Polizeidirektion Heidelberg an das Regierungspräsidium Karlsruhe, 23.2.1979, GLA 527, Zug. 2001-38, 2.
- 52 Ebd.
- 53 In der Quelle wird die alternative Schreibweise „Cinti“ verwendet, die heute jedoch weniger üblich ist. Vgl. ebd.
- 54 Offener Brief des Verbandes der Sinti Deutschlands e.V. an den Minister des Innern von Baden-Württemberg, 15.6.1973, GLA 527, Zug. 2001-38, 2. Der Brief wurde zudem am 19.6.1973 in der RNZ und dem Heidelberger Tageblatt veröffentlicht.
- 55 „Zigeuner protestieren gegen Diskriminierung“, RNZ, 19.06.1973.
- 56 Schreiben des baden-württembergischen Innenministeriums an den Verband der Sinti Deutschlands e.V., 15.8.1973, GLA 527, Zug. 2001-38, 2.
- 57 Die vorliegenden Quellen zeigen, dass beide Seiten sich voneinander bedroht gefühlt hatten. Dies lässt sich zurückführen auf die mangelnde gesellschaftliche Aufklärung über die Verfolgungsgeschichte der Sinti und Roma sowie auf eine fehlende Kenntnis der Auswirkungen von Antiziganismus. Vgl. Urteile im Zigeuner-Prozess verkündet, RNZ, 8.3.1974; Massive und lebensbedrohliche Tötlichkeit, RNZ, 9.3.1974.
- 58 Rose (wie Anm. 35), S. 89.
- 59 Vgl. Pogrom. Zeitschrift für bedrohte Völker 68/1979, S. 4; Gesellschaft für bedrohte Völker: Arbeitsbericht 1978/79, S. 11.
- 60 Kirman Zülch: In Auschwitz vergast, bis heute verfolgt. Zur Situation der Roma (Zigeuner) in Deutschland und Europa, Reinbek bei Hamburg 1979.
- 61 Vgl. Daniela Gress: The beginnings of the Sinti and Roma Civil Rights Movement in the Federal Republic of Germany, in: Jan Selling et al. (Hgg.): Antiziganism - What´s in a Word?, Newcastle upon Tyne 2015, S. 48–60.
- 62 Bereits zu Beginn der 1960er Jahre hatte der Anwalt der Familie das bayerische LKA aufgefordert, diese diskriminierenden Einträge zu löschen, die Kopien blieben aber weiter in der Entschädigungsakte. Schreiben von Rechtsanwalt Peter Rupp an das Bayerische Landeskriminalamt, 24.10.1963, in: Pressemappe zur Presseerklärung des VDS, 25.2.1980, DAZDSR, 1980 Hungerstreik; Geigges, Wette (wie Anm. 46), S. 376–380.
- 63 Presseerklärung der Gesellschaft für bedrohte Völker, 10.7.1979, DAZDSR, 1979.
- 64 Vgl. Karola Fings, Frank Sparing: Vertuscht, verleugnet, versteckt. Akten zur NS-Verfolgung von Sinti und Roma, in: Beiträge zur Nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, 12/1995, S. 181–201; Josef Henke: Quellenschicksale und Bewertungsfragen. Archivische Probleme bei der Überlieferungsbildung zur Verfolgung der Sinti und Roma im Dritten Reich, in: Vierteljahresshefte für Zeitgeschichte, 1/1993, S. 61–77.
- 65 Schreiben des VDS an den Leitenden Polizeidirektor Kohler, Polizeidirektion Heidelberg, 10.12.1980, GLA 527, Zug. 2001-38, 2.
- 66 Handschriftlicher Vermerk auf Rückseite des Schreibens der Polizeidirektion Heidelberg an die Landespolizeidirektion Karlsruhe, 18.12.1980, GLA 527, Zug. 2001-38, 2.

- 67 Schreiben der Landespolizeidirektion Karlsruhe an den VDS, 16.2.1981, GLA 527, Zug. 2001-38, 2.
- 68 Die Anerkennung der deutschen Sinti und Roma als nationale Minderheit erfolgte mit einer Auslegungserklärung der Bundesregierung im Zuge der Unterzeichnung des Rahmenübereinkommens des Europarates zum Schutz nationaler Minderheiten am 11. Mai 1995, das seit 1998 als Bundesgesetz gilt. Seit dieser völkerrechtlich bindenden Erklärung gilt für die deutschen Sinti und Roma das Recht des Minderheitenschutzes. Auf dieser Grundlage konnten der Zentralrat Deutscher Sinti und Roma sowie zahlreiche Landesverbände der Minderheit in vielen Bundesländern Minderheitenschutzstandards und Kulturförderung erreichen.
- 69 Sebastian Lotto-Kusche: Spannungsfelder im Vorfeld der Anerkennung des Völkermords an den Sinti und Roma. Das Gespräch zwischen dem Zentralrat Deutscher Sinti und Roma und der Bundesregierung am 17.3.1982, in: Marco Brenneisen et al. (Hgg.): Stigmatisierung – Marginalisierung – Verfolgung, Berlin 2015, S. 224–243.
- 70 Für einen Kurzüberblick zu weiteren Ergebnissen der Bürgerrechtsarbeit siehe: Daniela Gress, Jonathan Mack et al.: 45 Jahre Bürgerrechtsarbeit deutscher Sinti und Roma. Katalog zur Ausstellung, Heidelberg 2017.
- 71 Presseerklärung des VDS, in: Der Schritt zur Verständigung, die tageszeitung, 17.4.1980.
- 72 Rose (wie Anm. 35), S. 181.
- 73 Stenographischer Bericht des Bayerischen Landtags, 66. Sitzung, 17.7.1980, S. 4.
- 74 Herbert Heuß: Das Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma in Heidelberg, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 1, 1992, S. 152–159; Freudenberg Stiftung: 20 Jahre Freudenberg Stiftung 1984-2004, Weinheim 2004, S. 30f., abrufbar unter: [http://www.freudenbergstiftung.de/files/stiftungsbericht\\_20jahre.pdf](http://www.freudenbergstiftung.de/files/stiftungsbericht_20jahre.pdf) (Stand: 15.8.2017).
- 75 Ansprache des Bundespräsidenten Prof. Dr. Roman Herzog anlässlich des Festakts zur Einweihung des Dokumentations- und Kulturzentrums Deutscher Sinti und Roma, 16.3.1997, abrufbar unter: <http://www.sintiundroma.de/zentrum/ueber-uns/festakt-zur-eroeffnung.html> (Stand: 28.9.2017).
- 76 Die Forschungsstelle Antiziganismus wird vom baden-württembergischen Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst gefördert auf Grundlage des 2013 zwischen dem Land und dem Landesverband Deutscher Sinti und Roma geschlossenen Staatsvertrags. Vgl. Staatsvertrag, Bildung und Kultur: Zur aktuellen Lage der Sinti und Roma in Baden-Württemberg, Interview mit Daniel Strauß, in: Peter Steinbach et al. (Hgg.): Entrechtet – verfolgt – vernichtet. NS-Geschichte und Erinnerungskultur im deutschen Südwesten, Stuttgart 2016, S. 328–332.

**Christmut Präger**

## **Natur und Kunst in der Stadt**

### **Das „Zeichen für Baum“ am Zollamt**

Nach dem Ende des 2. Weltkriegs war Heidelberg weitgehend unzerstört geblieben. Die Gelegenheit zur Umsetzung alter Pläne schien günstig. Schon vor dem 1. Weltkrieg war die Vergrößerung der Stadtfläche nach Westen diskutiert worden. Die Verlegung des Bahnhofs nach Westen – weit vor die Tore der historischen Altstadt – ist als erster großer Schritt in diese Richtung anzusehen. Das war ganz im Sinne der Stadtentwickler, die Heidelberg zu einer modernen Großstadt machen wollten. Auf der alten Trasse der Geleise sollte zwischen der alten Stadt und ihrem modernen Bahnhof eine neue Prachtstraße entstehen.<sup>1</sup> Deren Anfang wurde durch das erste, 1961 errichtete Wohnhochhaus im gesamten Heidelberger Stadtgebiet markant hervorgehoben. Dieser Komplex wurde zunächst – höchst modern – „City-Center“ genannt, wie es sein Erbauer, der Darmstädter Architekt und Bauunternehmer Jakob Wilhelm Mengler (1915–2001) gewünscht hatte. Die Prachtstraße sollte in Zukunft als Standort wichtiger behördlicher Bauten dienen, von denen das Zollamt nahe dem Römerkreis das kleinste war.

Die ursprüngliche Fassade des Zollamt-Gebäudes bestand aus Aluminium-Platten. Gemeinsam mit den drei bündigen durchlaufenden Fensterbändern wirkte sie als breit gelagerte glatte Scheibe, die nur durch den (aus der Mittelachse nach rechts gerückten) Eingang mit dem weit vor die Fassade kragenden Flachdach und den fünf Stufen unterbrochen wurde. In der Nähe der Treppenanlage, etwa im Abstand von sechs Metern zur Fassade, platzierte der Bildhauer Herbert Baumann (1927–1990)<sup>2</sup> sein steinernes „Zeichen für Baum“.



„Zeichen für Baum“ beim Heidelberger Zollamt, 1970 (Foto: Stadtarchiv Heidelberg)

Baumann war ein echter „Steinbeißer“, wie solche Bildhauer oft wohlmeinend genannt werden, die ihre Figuren selbst aus dem Stein heraus schlagen, mit Kraft und mit Lust. Zu diesen zählten im 20. Jahrhundert z.B. Alfred Hrdlicka und Fritz Wotruba. Als man in Europa begann, „Bildhauersymposien“ durchzuführen, gehörte Baumann seit den ersten Jahren zu den Teilnehmern. Mit diesen Zusammenkünften wurde dem Publikum die Möglichkeit gegeben, die Entstehung größerer Arbeiten aus Stein aus nächster Nähe zu verfolgen. Das erste Symposium dieser Art fand in Europa 1959 im österreichischen Römersteinbruch St. Margarethen statt, auf Initiative des Bildhauers Karl Prantl (1923–2010), mit dem Baumann eine lebenslange Freundschaft verband. Baumann hatte an den Akademien in Stuttgart und in Wien Bildhauerei studiert und war ab 1961 engagierter Teilnehmer an vielen dieser der Bildhauerei gewidmeten Symposien. 1965 wurde er zum Professor an die Stuttgarter Akademie berufen, um eine Klasse für Skulptur zu betreuen. Als ihm der Auftrag für die „Kunst am Bau“ des Heidelberger Zollamtes erteilt wurde, beschäftigten sich nur wenige Künstler mit dem Verhältnis des Menschen zur Natur.

Wenn sich auch von 1970 bis heute die direkte Umgebung des „Zeichens für Baum“ nicht unerheblich geändert hat, so kann sich die Skulptur mit den Maßen von ca. 380 x 130 x 40 cm (H x B x T) immer noch sehr gut behaupten.

Die Rundungen und schräg begrenzten Einschnitte und Einbuchtungen der Skulptur sprechen eine ganz andere Formensprache als die rein rechtwinklige, nur durch die gradlinigen Begrenzungen der Alu-Platten und Fenster strukturierte Fassadenwand; ihr antwortet die waagrechte, ebenfalls plane Fläche aus großformatigen Steinplatten, die einen in der Form zugehörigen Vorplatz bildet. In diese Komposition zweier ebener und rechtwinkliger Flächen hinein ist das „Zeichen“ mit seinen ungenormten Formen gestellt.



„Zeichen für Baum“ beim Heidelberger Zollamt, 2017 (Foto: Präger)

In einem Steinbruch bei Eberbach hatte der Bildhauer die Figur aus dem dortigen roten Sandstein gehauen, letzte Glättungen dürfte er dann am Standort Zollamt vorgenommen haben. Die Figur ist waagrecht in drei Bereiche geteilt: der Fuß weitet sich über der Standfläche in der Höhe nach außen, zwei nach innen gekehrte Spitzen sondern ihn vom mittleren Teil, der sich nach oben zu verjüngt; über zwei Einziehungen weitet sich dieses oberste Stück der Skulptur über zwei Schrägen nach außen, um dann mit zwei Rundungen einen gequetschten Halbkreis zu bilden. Dieses Element ist durchbrochen und nimmt in seiner Mitte das Ende des auf der Vorderseite nach oben geführten doppelbahnigen Schaftes auf.

Mit dem Titel „Zeichen für Baum“ hat der Künstler zwar die inhaltliche Bedeutung der Skulptur eingegrenzt, sodass man die drei deutlich zu erkennenden Bereiche mit Wurzel, Stamm und Krone identifizieren kann, doch verbliebe diese Interpretation – im Sinne des Künstlers – zu nah am Gegenstand, zu nah am Vorbild. Herbert Baumann sah seine Heidelberger Arbeit als Sinnbild für das Wachsen, das Aufstreben – und die dazu notwendige, der Natur innewohnende Kraft: „Die Einbuchtung an beiden Seiten des Sockels soll den Eindruck vermitteln, als ob hier



Herbert Baumann bei der Arbeit, Heidelberger Tagblatt vom 10. September 1970 (Foto: Stadtarchiv Heidelberg)

durch eine ungeheure Kraft eine Art Lebensstrom entstehe, der kurz vor dem Ende noch einmal gestaut wird, um dann umso stärker in dieses Zentrum hineinzustürzen“ – so der Künstler im Heidelberger Tageblatt vom 10. September 1970. Ein Foto dort zeigt ihn, wie er vor Ort letzte Hand an sein Objekt anlegt.

Sicherlich hätte der Bildhauer aber auch andere Assoziationen akzeptiert, die sich bei Betrachtern einstellen können, wie etwa die Figur eines mit erhobenen Armen stehenden Menschen; ob der Künstler mit seiner Arbeit auch phallische Implikationen verbunden hat, muss offen bleiben.

Entscheidend für die heutigen Betrachter sollte besonders die Tatsache sein, dass der Künstler vor fast einem halben Jahrhundert ein Werk in Stein gemeißelt hat, mit dem er eine neu entwickelte bauliche Situation im Gefüge der Stadt in einen Ort mit künstlerischer Aussagekraft verwandelt hat. Das „Zeichen für Baum“ des Bildhauers Herbert Baumann ist meines Erachtens als mahnende For-

derung anzusehen, auch im Innern einer verkehrsreichen Stadt schonend und erhaltend mit der auch hier vorhandenen Natur umzugehen.

## Anmerkungen

- 1 Siehe Meinhold Lurz: Erweiterung und Neugestaltung der Heidelberger Stadtmitte (Neue Hefte zur Stadtentwicklung und Stadtgeschichte 1), Heidelberg 1978.
- 2 Siehe Marc Gundel (Hg.): Herbert Baumann. Monografie und Werkverzeichnis, Heilbronn 2015.



Pierre Mignard, Entführung der Europa –  
Madame de Montespan mit ihren Kindern,  
um 1675



# Lust Lust auf Museum?

**Wir bieten nicht nur  
„Kurpfälzisches“,  
sondern auch ...**

**Kurpfälzisches Museum  
der Stadt Heidelberg**  
Hauptstraße 97  
69117 Heidelberg  
Tel.: 0 62 21-58 34 000/020  
Fax: 0 62 21-58 34 900  
kurpfaelzischesmuseum@  
heidelberg.de

**Kassenöffnungszeiten:**  
Di - So 10 - 18 Uhr  
Mo geschlossen

- Von Spitzweg bis Slevogt – Malerei des 19. und 20. Jh.
- Gemälde und Skulpturen 15. – 18. Jh., darunter den „Zwölfbotenaltar“ von Tilman Riemenschneider
- Mehr als 20.000 Aquarelle und Zeichnungen der Graphischen Sammlung
- Archäologische Funde von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Römerzeit
- Kostbare Exponate aus den Bereichen Stadtgeschichte und Kurpfalz
- Kostümsammlung, historische Möbel und Frankenthaler Porzellan im barocken Ambiente des Palais Morass

 **Stadt  
Heidelberg**

## **Wolfgang G. Nestler**

### **Waggonfabrik wird Wohnquartier**

Rohrbach ist ein seit über 1250 Jahren verbrieft, historisch gewachsener Ort und heute Stadtteil im Süden Heidelbergs. Seit dem 30-jährigen Krieg mehrfach bis an die Grenzen seiner Existenz verwüstet hat der ursprünglich durch Landwirtschaft und Weinbau dörflich geprägte Ortsteil, Anfang des 20. Jahrhunderts, unterbrochen durch zwei Weltkriege, eine dynamische Entwicklung durchlaufen. Diese hat nicht zuletzt zusammen mit Heidelberg zu einem starken Einwohner- und Arbeitsplatzzuwachs geführt, der heute noch anhält. Heidelberg hat einen dementsprechend großen Bedarf an Wohnraum. Dem Grundsatz Innen- vor Außenentwicklung und dem sparsamen Umgang mit der Ressource Boden folgend, versucht die Stadt durch die Konversion frei werdender Flächen zu entsprechen. Noch bevor die großen Chancen durch den Abzug der Amerikaner abzusehen waren, bot sich eine erste große Möglichkeit mit der Wiedernutzung des ehemaligen Industriegeländes der Waggonfabrik Heinrich Fuchs.

Die Konsequenzen des raschen Wachstums sind in Rohrbach an der unterschiedlichen Siedlungsstruktur und in der Dominanz des Straßenverkehrs zu erkennen. Entstanden westlich der Römerstraße und entlang der Heinrich-Fuchs-Straße (bis 1927 Kirchheimer Straße) gründerzeitliche Wohnhäuser, die in den 50er und 60er Jahren durch einzelne Neubauten ergänzt wurden, so erstellte man anschließend im südlich angrenzenden Gebiet Hasenleiser höhere Geschossbauten, Reihenhäuser und Villen. Weiter westlich in Richtung Kirchheim an der Bahnstrecke Heidelberg-Karlsruhe gelegen, lag das über 10 ha große, zusammenhängende Gebiet der ehemaligen Waggonfabrik Heinrich Fuchs. Jahrzehnte war dieses Gebiet eine unzugängliche, nur teilweise genutzte Industriebrache. Zur Jahrtausendwende begann Heidelberg dort die Urbanisierung mit seiner bis dato größten innerstädtischen Entwicklungsmaßnahme. Zusammen mit einem einzigen Bauträger entstand ein abwechslungsreicher Stadtteil mit einerseits besonders hochwertigem Wohnraum, Wohnraum für Ältere und ebenso gezielt gefördertem Wohneigentum für junge Familien mit Kindern. Mit dem Quartier am Turm wurde auf dem Gelände der Waggonfabrik durch teilweisen Erhalt der Fassaden einiger alter Hallen ein attraktiver Stadtteil mit einer ganz eigenen Architektur geschaffen.

#### **Von der Waggonfabrik zur Industriebrache**

So groß die wirtschaftliche Bedeutung der Fuchs Waggonfabrik<sup>1</sup> für den Heidelberger Ortsteil Rohrbach auch war, so wenig wurde ihr bei historischen Betrachtungen bisher Aufmerksamkeit geschenkt. Für den Gründer des Rohrbacher Heimatmuseums und dessen langjähriger Leiter K. H. Frauenfeld gab es außer der Großdeutschland-Kaserne noch 1981 (zur 1225-Jahrfeier) westlich der Römerstraße kaum Berichtenswertes.<sup>2</sup> Das Potenzial des Fabrikgeländes erfuhr erst Ende des 20. Jahrhunderts mehr kommunale Beachtung, indem die Stadt Heidelberg einen städte-

baulichen Rahmenvertrag mit dem damaligen Grundstückseigentümer Hochtief Projektentwicklung schloss.<sup>3</sup>

Der Ausgangspunkt für die Entwicklungsmöglichkeiten liegt in der Ansiedlung der Heinrich Fuchs Waggonfabrik: Nach dem Bau der Eisenbahnlinie Heidelberg-Mannheim (1840) betrieb Johann Schäfer ab 1844 in der damals noch unbebauten Weststadt eine Werkstatt für Eisenbahnzubehör und Waggonen. Heinrich Fuchs übernahm sie 1862 und gründete damit seine Waggonfabrik in der Nähe des damals noch am Rand der Altstadt im Osten Bergheims gelegenen Heidelberger Bahnhofs.



Die Fuchs Waggonfabrik in Rohrbach zeigte sich in ihrer ersten Blütezeit um 1910 gerne mit dem Heidelberger Schloss, das aus dieser Perspektive eigentlich nicht zu sehen ist. (Quelle: Repro E+K, Wolfgang G. Nestler, Heimatmuseum Rohrbach)

Heinrich Fuchs verstand es von Anfang an, wegweisende Techniker, Konstrukteure und Designer in seinem Werk wirken zu lassen. Deren Entwicklungen sind noch heute, Jahrzehnte nach Aufgabe der Fabrik, weltweit im Bahnbetrieb. Schon im ersten Geschäftsjahr beteiligte Fuchs sich in bedeutendem Umfang an der Lieferung der Abteilwagen dritter Klasse sowie Gepäck- und Postgepäckwagen für die Badische Staatsbahn.<sup>4</sup> Der prosperierende Betrieb vergrößerte sich ständig und mit dem Aufkommen von Schließungsplänen des Kopfbahnhofes und Neubauplänen eines Güter- und Personenbahnhofs weiter westlich, suchte die Familie Fuchs für ihre Fabrik einen neuen Standort mit Anschluss an das öffentliche Bahnnetz. Einen weiteren Grund für eine Verlegung sah man schon damals in der latenten Industrie-feindlichkeit der Stadt Heidelberg. Mit der Ausdehnung der Wohnquartiere nach Bergheim und in die Weststadt wurden zunehmend Betriebe, die teilweise schon zuvor aus der Altstadt gedrängt worden waren, weiter verdrängt, um der bevorzugten Wohnbebauung Platz zu machen.

In Richtung Süden, zwischen Rohrbach und Kirchheim, direkt an der Bahnlinie von Heidelberg nach Mannheim fand Heinrich Fuchs ein passendes Grundstück mit Erweiterungsmöglichkeiten und Bahnanschluss. Das fortschrittliche Unternehmen entwickelte sich schnell weiter und erreichte in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts die Ausdehnung auf das heute gegebene Areal. Schon mit Abschluss der Verlegung nach Rohrbach (1902) war das neue Werk gut ausgelastet. Man baute u.a. Gepäckwagen für Württemberg und, teilweise bis in den Ersten Weltkrieg hinein, große Serien von Reisezugwagen für Baden. Die Entwicklungen zu den zweiachsigen Personenwagen für die Großherzoglich Badische Staatseisenbahn, von denen die letzte Serie 1915 aus den Fuchswerken kam, waren wegweisende Konstruktionen. Aufgrund ihres großzügigen Raumgefühls wurden sie von den Passagieren gerne angenommen. Sie sind das Vorbild aller heute üblichen Durchgangswagen.

Die wirtschaftliche Depression nach dem Ersten Weltkrieg setzte dem Unternehmen sehr zu. Die wenigen Spezialaufträge konnten die unsichere Auftragslage durch Staatsbahnaufträge, die bis dahin etwa 90 % des gesamten Lieferprogramms ausgemacht hatten, nicht ausgleichen. Ein besonderer Auftrag war 1935 der Bau eines Aussichtstriebwagens, des „Gläsernen Zugs“ dessen Konstruktion eine weitere Meisterleistung der Heidelberger Entwickler war.<sup>5</sup> Trotzdem ließ sich das Vergleichsverfahren nicht ohne größere Verluste für die Gläubiger abwickeln. Dagegen vergrößerten sich die Schulden infolge der fast völligen Stilllegung des Betriebes und der Nichtgewährung eines fest zugesagten Kredites. Viele Mitarbeiter mussten entlassen werden. Allein die Übernahme durch die Dillinger Hütte und der Bau von Panzerteilen im Auftrag der Stahlwerke Völklingen (nach 1936) bewahrten die Waggonfabrik vor der Schließung. Die Fertigung von Baumaschinen wie Radlader, sogenannte „Autoschaufler“ (1939) waren weitere Versuche, das Werk sinnvoll auszulasten. Mit Kriegsende 1945 begann eine kurze Blüte mit der Instandsetzung der vielen beschädigten Eisenbahnwaggons.

Die Fabrik hat den Zweiten Weltkrieg und die Zeit der Besatzung ohne schwerwiegende Schäden überstanden, und schon 1948 zählte das Unternehmen 1500 Beschäftigte. Am ersten Güterwagen-Neubauprogramm der Reichsbahn nach dem Krieg war Fuchs in nennenswertem Umfang beteiligt. Anlässlich des 50-jährigen Firmenjubiläums als Aktiengesellschaft konnte man im Jahre 1949 wieder an viele ausländische Geschäftsverbindungen anknüpfen. Anfang der fünfziger Jahre wurden noch Großaufträge für Indien (vierachsige Reisezugwagen) und für die Türkei (Reisezugwagen, Kesselwagen) ausgeführt, bevor die zunehmende internationale Konkurrenz die Firma unter Druck setzte.

Nach 1953 versuchte Fuchs erneut, sich mit dem Bau von Baumaschinen ein weiteres Standbein aufzubauen. Jedoch beschloss 1957 der Eigentümer Dillinger Hütte – im ehemals französischen Saarland benötigte man Devisen – das Werk endgültig zu schließen und an die International Harvester Company (ICH) zu verkaufen. Ab 1959 von Harvester zur Land- und Baumaschinenfertigung genutzt, folgte 1983 die Dresser Europe S.A., von der 1986 Case-New Holland (CNH) den Landmaschinenbau und ein Teil des Areals übernahm Dieser zur Fiat Group gehörende Hersteller von Land- und Baumaschinen betreibt heute noch auf 32.000 m<sup>2</sup> des Areals im Westen der ehemaligen Waggonfabrik ein Lager. Etwa 100 Menschen arbeiten dort

in einem Ersatzteildepot mit rund 200.000 Teilen. Von 1989 bis 1995 produzierte auf dem größeren, östlichen Teil der japanische Baumaschinenkonzern Furukawa Baumaschinen und Baufahrzeuge. Auf einem Teil im Nordosten des Gesamtareals hatte dieser Konzern dort noch bis 2004 seinen Vertrieb und sein europäisches Auslieferungs- und Wartungszentrum.



Der Lageplan mit der Fuchs Waggonfabrik in ihrem größten Ausbau von 1952 diente 1956 bei der Inventur zur Erfassung aller Sachwerte für den Verkauf. (Repro Wolfgang G. Nestler, Stadtarchiv Heidelberg)

## Legende zum Lageplan

- |  |  |  |
|--|--|--|
| 1.) Bürogebäude (alter Teil)           | 35.) Maschinen- und Handschmiede-Halle | 90.) Halle für Schablonebau                    |
| 2.) Bürogebäude Erweiterung            | 36.) —                                 | 91.) Waschraum und Meisterbüro                 |
| 3.) Pförnerhaus                        | 37.) Reserve-Kesselhaus                | 92.) Halle für Brennerei und Schweißerei       |
| 4.) Lagergebäude                       | 38.) Schlosserei-Halle                 | 93.) Anbauhalle für Eisenlager                 |
| 5.) Kraftwagenhalle                    | 39.) Halle für Holzfränk-Anlage        | 94.) Wasch-u. Garderoberraum                   |
| 6.) Kesselhaus                         | 40.) Lokomotiv-Schuppen                | 95., 96., 97., 98., 99., 100.) Fahrradschuppen |
| 7.) Badhaus                            | 41.) Härterei                          | 101.) Baracke für Aufenthaltsraum              |
| 8.) Lagerhalle                         | 42.) Kohlschuppen                      | 111.) Wohnhaus                                 |
| 9.) Fahrradschuppen                    | 43.) Ventilatorenraum                  | 112.) Wohnhaus                                 |
| 10.) Fahrradschuppen                   | 44.) Schuppen für Eisenschere          | 113.) Hobelmaschinen-Halle                     |
| 11.) Schreinerei                       | 45.) Lagerhalle                        | 114.) Abortanlage                              |
| 12.) Betriebsbüro-Gebäude              | 46.) Unterkunftshalle                  | 115.) Holzrockenhalle                          |
| 13.) Lagerhalle                        | 47.) freistehender Schornstein         | 116.) Transformatorstation                     |
| 14.) —                                 | 61.) Montage-Hallen 1 und 2            | 117.) Holzlagerschuppen                        |
| 15.) Glaslager und Holzrocknerei       | 62.) —                                 | 118.) Holzlagerschuppen                        |
| 16.) Abortanlage                       | 63.) —                                 | 119.) Überdachung                              |
| 17.) Betriebsbüro- u. Lagergebäude     | 64.) Lagerhalle                        | 120.) Holzlagerhalle                           |
| 18.) Fahrradschuppen                   | 65.) Abortgebäude                      | 121.) Holzlagerschuppen                        |
| 19.) Fahrradschuppen                   | 66.) Feuerföschgerätehaus              | 122.) Holzrocknerei-Gebäude                    |
| 20.) Furnier-Lagerhalle                | 67.) Aufenthaltsgebäude                | 123.) Kesselhaus                               |
| 21.) Lagerschuppen                     | 68.) Neubau-Spritzkabine               | 124.) Spänehunker                              |
| 22.) Lagerhalle                        | 69.) Freistrahlg-Gebläse-Halle         | 125.) Schornstein                              |
| 23.) Werkzeuglager                     | 70.) —                                 | 126.) Holzlager-Schuppen                       |
| 24.) —                                 | 71.) Halle 11                          | 127.) Sägewerks-Halle                          |
| 25.) Montagehalle                      | 72.) —                                 | 128.) Anbau mit Büro                           |
| 26.) Kraftwagenhalle                   | 73.) Wasserpumpwerk (Überdachung)      | 129.) Holzlagerschuppen                        |
| 27.) Unterbaumontagehalle              | 74.) Wasserraum                        | 130.) Holzlagerschuppen                        |
| 28.) Hofüberdachung                    | 75.) Garage                            | 131.) Lagerhalle                               |
| 29.) Abortanlage                       | 81.) Abortanlage                       | 132.) Kraftwagenhalle                          |
| 30.) Maschinenhalle                    | 82.) Fahrradschuppen                   | 133.) neue Trafostation                        |
| 31.) Zwischenraum-Überdachung          | 83.) Bierabfüllraum                    | 134.) Gleisanlage - Normalspur 6.000 m         |
| 32.) Halle für Schlosserei             | 84.) Kantinengebäude                   | 135.) Gleisanlage - Weichen 18 Stück           |
| 33.) Maschinen- und Kesselhalle        | 85.) Küchengebäude                     | 136.) Gleisanlage - Schmalspur etwa 1.000 m    |
| 34.) Durchgangshalle und Materiallager | 86.) Wurstküche                        | 137.) elektr. Schiebetor und Geländer          |
|  | 87.) Halle 6                           | 138.) Drahtzaun                                |
|  | 88.) Anbau                             |  |
|  | 89.) Halle für Hand-Schlosserei        |  |

## Von der Industriebrache zum Wohnquartier

Mit dem zunehmenden Rückzug der Produktionsstätten entstand auf dem Gelände der ehemaligen Fuchs Waggonfabrik eine immer größer werdende Industriebrache. In diesem, zum Teil fast ein halbes Jahrhundert nicht genutzten Areal sah die Stadt Heidelberg auf rund 100.000 m<sup>2</sup> eine wertvolle innerstädtische Fläche für eine großzügige städtebauliche Wohnbaulösung.<sup>6</sup>

In einem Planungsworkshop wurden 1996 die Potenziale des Geländes untersucht. Auf dem bisher der Öffentlichkeit vorenthaltenen Gelände sollte ein Stadtquartier mit lebendiger Mischung aus Wohn-, Gewerbe-, Freizeit- und Freiraumnutzung geschaffen werden. Das Areal sollte für Rohrbach stadtteilschonend und umweltfreundlich erschlossen, die vorhandenen Straßen, Wegeverbindungen und Grünzüge aufgegriffen und fortgeführt und die Wohnbereiche weitgehend vom Autoverkehr freigehalten werden. Ein besonders wichtiger Entschluss war es, die besondere Identität des Ortes durch die teilweise Erhaltung und Integration einzelner Fabrikbauten und die Wahrung der strukturellen Besonderheiten des Fabrikgeländes zu erhalten.



Noch vor dem Abbruch der meisten Gebäude im Jahr 2001 sah es auf dem Gelände so aus, wie es im Februar 1958 zur Werterfassung im Rahmen eines Gutachtens fotografiert wurde. (Foto: Hans Speck, Repro Wolfgang G. Nestler, Stadtarchiv Heidelberg)

Das Architektenbüro Jourdan & Müller erarbeitete einen städtebaulichen Entwurf als Vorstufe zum vorhabenbezogenen Bebauungsplan. Um ein breites Ideenspektrum zu erhalten, wurde ein kooperatives Gutachterverfahren mit sieben Architekturbüros durchgeführt, deren Ergebnisse die Grundlage zum Masterplanverfahren bildeten. Der Entwurf zeigte, neben verschiedenen Realisierungsmöglichkeiten der Bebauung, welche historischen Gebäudeteile erhalten werden können. Auch gibt er den Hinweis, die Bebauung so anzuordnen, dass auf der Gesamtfläche kleinere Baufelder entstehen, die durch jeweils spezifische Materialien und Leitfarben einen eigenen Charakter erhalten. Der Bebauungsplan sieht Baufelder unterschiedlicher Wohnbaudichte vor und als Puffer zum bestehenden Umfeld eingeschränkte Gewerbe- und Mischgebiete.<sup>7</sup>

Maßnahmen zu einem gesunden Klima in der Stadt zeigen, wie die vorliegende Situation einer weitgehend versiegelten Fläche zu verbessern ist, indem eine gute Durchlüftung der neuen Bebauung wie auch der angrenzenden Wohngebiete gewährleistet wird. Dazu sind die Erschließungsstraßen und Gebäude an der Strömungsrichtung der lokalen Winde zu orientieren. Vor allem nachts fließen die fall-

windartigen Hangwinde des Odenwaldes aus Osten (Kühler Grund) und belüften das gesamte Gebiet vom Ortskern Rohrbachs durch das neue Quartier über Kirchheim hinweg bis in die Rheinebene. Vorausgesetzt die Durchlässigkeit in Ost-West Richtung bleibt gegeben.

Da die Stadt die Fläche nicht selbst entwickelt hat, sicherte sie sich im November 2001 mit einem städtebaulichen Vertrag beim Käufer des Areals (Hochtief-Projektentwicklung) die Durchsetzung ihrer Anliegen. Festgehalten wurde die Erhaltung der von Jourdan & Müller gekennzeichneten Fassadenelemente, des historischen Wasserturms und der Direktionsvilla Fuchs einschließlich eines dazugehörenden Anbaus im markanten Bauhaus-Stil sowie deren Integration in die Neubebauung, um den eigenständigen Charakter des Gebiets sicherzustellen. Ein weiteres Interesse der Stadt wurde mit der Verpflichtung des Käufers zur Herstellung und Vermietung von zunächst etwa 3500 m<sup>2</sup> Wohnfläche für den sozialen Wohnungsbau innerhalb des Neubaugebiets erfüllt. Dieses Vorgehen ist Teil des Versuchs der Stadt, trotz zunehmendem Rückzug von Bund und Land aus dem geförderten Wohnungsbau, ausreichend Wohnraum für bedürftige Personen bereitzustellen. Seit Mitte 2005 gibt es das sogenannte Baulandmanagement, mit dem in neu zu entwickelnden Gebieten 20 % der neu hinzugekommenen Wohnfläche als gebundener Wohnraum erstellt werden. Dies ist als Gegenleistung für die Wertsteigerung anzusehen, die das Gebiet durch die Konversion erhält. Neben der allgemeinen Erschließung des Areals verpflichtete sich der Projektentwickler darüber hinaus auch zur Errichtung einer Kindertagesstätte.

Nach der Erschließung mit Straßen und öffentlichem Grün durch Hochtief erwarb das Heidelberger Immobilienunternehmen Epple und Kalkmann (heute Epple Holding) ab Juni 2001 die ersten neun Baufelder zur Errichtung von 586 Wohn- und 14 Büroeinheiten. Jetzt bekam das Areal auch seinen Namen „Quartier am Turm“ nach dem am westlichen Rand stehenden und unter Bestandschutz stehenden Wasserturm der Waggonfabrik.

Dem Konzept des Bauträgers und seiner Architekten entsprechend sollten die Straßen in der neu erschlossenen Industriebrache die Namen praktizierender Akteure der klassischen Musik tragen, wie Gideon Kremer, Wilhelm Furtwängler und ähnliche. Es sollte nicht allein durch die Integration historischer Fabrikfassaden, Sheddach-Silhouetten der Neubauten und neuen Klinkermauern, sondern auch durch den Einfluss musikalischer Werke von Verdi, Mozart, Händel etc. auf die Architektur im Quartier am Turm ein einzigartiger neuer Lebensraum entstehen. Es kam anders. Das Ergebnis verbindet heute alle architektonischen Überlegungen mit den technikhistorischen Gedanken.

Nachdem der erste „Spatenstich“ im Oktober 2001, mit dem normalerweise Bauprojekte feierlich beginnen, bei dem neuen Baugebiet Fuchs Waggonfabrik ein „Abbruch-Event“ war, gab es erst im März 2003 eine Grundsteinlegung, bei der die damalige Oberbürgermeisterin Beate Weber feststellte:

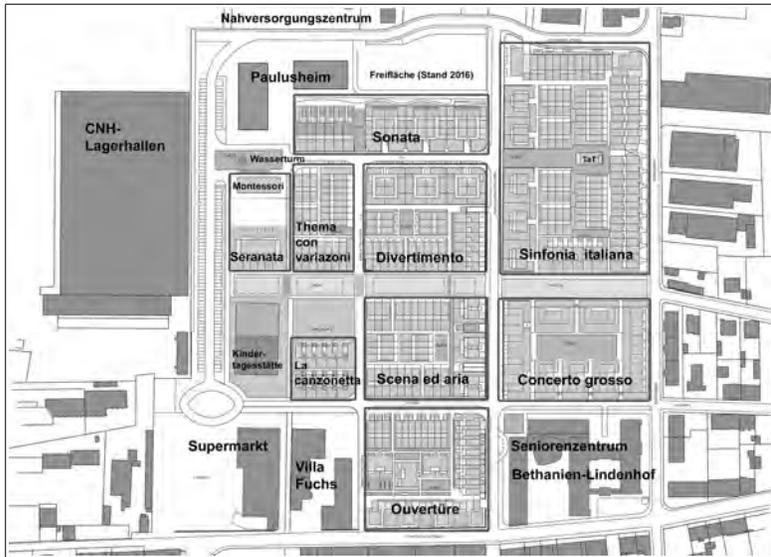
„Das ist kein 08/15-Baugebiet, das ist ein Stück Heidelberger Geschichte. Wir haben darauf bestanden, dass das Quartier ein Stück von seinem Charakter bewahrt. Wenn Mauern und Giebel zu sehen sind, bekommt man eine Ahnung davon, was sich da abgespielt hat.“

Deshalb wurde bei der Namensgebung der Straßen ein deutlicher Bezug zur Waggonfabrik gewünscht. Der Gemeinderat hatte bereits im Dezember 2002 beschlossen, bei den Straßennamen die industrielle Technikgeschichte des Baugebiets in den Vordergrund zu stellen. Namensgeber für die neuen Erschließungsstraßen im Gebiet des Bebauungsplans Quartier am Turm in Rohrbach wurden deshalb bedeutende Techniker, Erfinder und Ingenieure wie Franz Kruckenberg, Georg Mechtersheimer, Felix Wankel, Konrad Zuse, Rudolf Hell und Freiherr Karl von Drais. Die Heinrich-Fuchs-Straße, früher Kirchheimer Straße, erhielt bereits 1927 mit der Eingemeindung Rohrbachs nach Heidelberg ihren jetzigen Namen, und die anderen schon bestehenden Straßen wie Lindenweg und Helaweg behielten auch nach ihrer Verlängerung über die Fabrikstraße nach Westen im Quartier ihre Namen. Die neuen Straßennamen im Baugebiet tragen auf den Straßenschildern neben den amtlichen Namen der Techniker, Erfinder und Ingenieure jeweils auch deren Kurzbiografien zur Erklärung.

Für die Gestaltung des Quartiers wurde ein künstlerisches Konzept mit Musik als Basis entwickelt, das sich in der Gebäudearchitektur und Freiflächengestaltung widerspiegeln sollte. Statt ‚Kunst am Bau‘ vor die fertigen Immobilien zu stellen, wird von den Projektentwicklern bereits schon während der Planung in Kunst investiert. Musikkünstler beraten von Anfang an Architekten und Landschaftsplaner. So wurde in Rohrbach erstmals in Deutschland musikinspiriert gebaut; Musik in Architektur und in die Gestaltung von Grünflächen, in Gärten und Höfe übersetzt.

Auf der Suche nach gültigen Vorbildern für architektonisches Wirken ist die Musik in vielen Epochen zur Quelle der Inspiration geworden. Die strukturellen Analogien zwischen den Disziplinen sind zahlreich und umfassen die Möglichkeiten der synergetischen Umsetzung aller wesentlichen Bereiche der architektonischen Gestaltungen: Form der Baukörper, Gebäudeprofil und Raumkonturen, Komposition der Fassadenfläche durch Fenster, Farb- und Materialgestaltung und mehr. Die architektonische Entwurfsmethodik ist durch zahlreiche thematische Überschneidungen zur Disziplin der Musik gekennzeichnet. So begründen sich viele Entwurfsentscheidungen und atmosphärische Leitbilder in Aspekten der Formgebung. Sie werden im Prozess des Entwurfes zum integralen Bestandteil, ohne dass sie im Nachhinein einzeln identifizierbar sein müssen. Insofern ist die sprichwörtliche Auffassung von Architektur auch „verstummt Tonkunst“ (Johann Wolfgang von Goethe, Maximen und Reflexionen, Kunst).

Die konsequente Einhaltung des Leitgedankens der Musik ließ ein harmonisches Gesamtbild des Quartiers, mit eigenständiger Identität aber ohne vordergründige Optik entstehen. Dabei erhielt jedes einzelne Baufeld, durch eine eigene Komposition, unter einem jeweils eigenen Motto nach einer italienischen Oper, seinen jeweiligen Charakter. Professor Klaus Feßmann, Komponist und Klangkünstler am Mozarteum in Salzburg, beteiligte sich dazu an der Umsetzung der Musikstücke in architektonische Formen, Farben und Materialkombinationen. Nachdem Kunst am Bau sich nicht gleich jedem erschließt, vor allem wenn sie philosophisch begründet ist, hilft im Quartier am Turm ein „Musikweg“ zum besseren Verständnis. An acht Stationen wird auf Stelen erläutert, in welchem Verhältnis die einzelnen Baufelder als



Die Namen der Baufelder im Orientierungsplan geben eine Vorstellung von der Absicht, im Quartier am Turm musikinspiert zu bauen. (Quelle: Repro E+K, Wolfgang G. Nestler)

unterschiedliche, einzelne Kompositionen zur ganzen Symphonie Quartier am Turm stehen.

Die Fassaden der ehemaligen Fabrikationshallen in ihrer maßstäblichen und qualitätsvollen Ziegelarchitektur wurden zu spannenden und einmaligen Kompositionen mit der neuen Wohnbebauung zusammengefügt und geben nahezu jedem Quartiersabschnitt einen unverwechselbaren Ausdruck. Der Charakter des Stadtteils wurde so durch die besondere Geschichte des Ortes und das Zusammenführen von Alt und Neu geprägt und erhielt somit eine neue Identität.

Die Bebauung wurde baufeldweise ausgeführt. Das erste Baufeld „Ouverture“ besteht vorwiegend aus Appartements und Wohnungen, die zum Teil von Kapitalanlegern für mindestens zehn Jahre an die Universität Heidelberg vermietet sind, und einigen Reihenhäusern für Familien. In den Baufeldern „Thema con variazioni“, „Divertimento“, „Scena ed Aria“, „Serenata“, „Sonata“, „Sinfonia Italiana“ und in den zehn Townhouses „La canzonetta“ wohnen vorwiegend Familien im Eigentum. Es sind meist Reihenhäuser, Stereohäuser (2 Maisonettewohnungen und 2 Penthouses), Quattrohäuser (4 Maisonettewohnungen und 4 Penthouses) und Stapelhäuser (2 Reihenhäuser übereinander). Maisonettewohnungen haben jeweils einen eigenen Garten, Penthouses Balkon und Dachterrasse und die Reihenhäuser Garten und Dachterrasse. Im Baufeld „Concerto grosso“ wurden Maisonettewohnungen und Penthouses für Familien realisiert, sowie seniorengerechte Wohnungen für das betreute Wohnen. Jedes der Wohnbaufelder hat einen eigenen Platz und seine eigenen halböffentlichen Wege zwischen der Bebauung, die wiederum genauso wie die Gebäude für jedes Baufeld sehr individuell ausgestaltet wurden, teilweise sogar mit Brunnenanlagen.



Beim Abbruch der letzten Hallen für das neue Baufeld „Sinfonia italiana“ ergab sich 2008 ein reizvoller Durchblick auf die schon bewohnten Häuser der Baufelder „Scena ed Aria“ (links) und „Divertimento“ (Mitte). (Quelle: E+K, Wolfgang Steche)

Ein umfassendes Freiraumkonzept hat das Areal zu einem grünen Wohnquartier gemacht, in dem sich öffentliche und private Freiflächen abwechseln, die mit Farben und Materialien der Fassaden dem Gesamten eine südländische, mediterrane Anmutung geben. Gartenhöfe, Wege und kleine Plätze mit thematischen Bepflanzungen und vertikalen Gärten (Rankgerüste) gliedern die Wohngebäude und geben den Außenräumen und Fassaden die Stimmung italienischer Höfe und Gärten.

Auf die Frage, warum mit dem Quartier am Turm ein beispielhafter Stadtteil entstanden ist, antwortet der Bauträger Andreas Epple in einem Interview mit dem Bundesbaublatt 6/2009:

„In Deutschland gilt ‚Small is beautiful‘, also sollen möglichst viele Bauträger auf projektierten Baugeländen bauen. Meiner Meinung nach sollten Städte mehr Offenheit für langfristige Partnerschaften mit Unternehmen entwickeln, die bereit sind, Verantwortung für das Gesamtgebiet zu übernehmen. Der oftmals zu Recht geschmähte Investorenbau entsteht, wenn Investoren Bauvorhaben in kurzer Zeit realisieren und dann gleich darauf verschwunden sind. Da könnten Städte die Stellschrauben anders setzen. Nicht Parzellierung ist die Lösung. Ich wünsche mir, dass Städte mehr Mut haben, große Gebiete in eine Hand zu geben.“

Nachfolgende, auf anderen Konversionsflächen entstandene Stadtteile in Heidelberg mit ähnlichen Entwicklungsmöglichkeiten, die von mehreren Bauträgern realisiert wurden, ließen nicht die gewünschte Vielfalt entstehen. Alle Bauträger arbeiteten nach ökonomischen Gesichtspunkten und danach was bei den Architekten als ‚State of the Art‘ gilt und alle kommen zum selben Ergebnis mit sehr monotonem Aussehen. Das Quartier am Turm ist ein Beweis dafür, dass es auch anders geht.

### **Leben im Quartier am Turm**

Hauptziel des neuen Quartiers war es, ein funktionierendes, altersgemischtes Wohnen unter den Gesichtspunkten des demografischen Wandels zu schaffen.<sup>8</sup> Für jun-

ge Familien sollen gute Rahmenbedingungen für die Betreuung, Erziehung und Bildung von Kindern ebenso wie familieneigneter Wohnraum in einem attraktiven Umfeld entstehen. Die Bildung von Nachbarschaften mit ihren über 400 Kindern soll gefördert werden durch Wege und Plätze innerhalb der autofreien Baufelder. Ebenso sind altengerechte barrierefreie Wohnungen unterschiedlicher Größe vorgesehen, die in Kooperation mit dem Seniorenzentrum Bethanien-Lindenhof betreut werden. Hausgemeinschaften nach dem Wohn- und Therapiekonzept der Diakonischen Hausgemeinschaften sollen entstehen, wie auch ein gemeinschaftlicher Treffpunkt für soziale Interaktion jeglicher Art. Diese attraktive Infrastruktur soll durch gastronomische Betriebe sowie Geschäfte des täglichen Bedarfs in unmittelbarer Nachbarschaft das hochwertige Wohnen und Arbeiten im Quartier ergänzen. Gebaut wurden verschiedene Haustypen für unterschiedliche Wohnformen. Die beiden größten Gruppen bilden das „Wohnen für Familien“ und das „Betreute Wohnen“ für Senioren ab 60. Daneben gibt es Wohnungen für Singles und geförderten Wohnraum.



Im Quartier am Turm prägen die alten Hallenfassaden die einzigartige Architektur, die als Silhouette bei einem Teil der Neubauten aufgegriffen wurde. Die historischen Mauern zeugen mit dem alten Wasserturm heute noch von der industriellen Vergangenheit des Geländes. (Quelle: E+K, Wolfgang Steche)

Die einzelnen Baufelder sind autofrei realisiert worden. Ein Parken vor jeder Haustür im Quartier am Turm ist nicht vorgesehen. Diese idealistischen Vorstellungen haben sich im Alltag jedoch mancherorts relativiert und wurden Quell vieler Diskussionen und nachträglicher Lösungsansätze. Die verkehrsberuhigten Zonen gewannen in den Wohngebieten zur Vermeidung von Durchgangs- und Schleichverkehr besondere Bedeutung. Durch kleine Wege sind alle Quartiersplätze, die sich auf den einzelnen Baufeldern befinden, miteinander vernetzt und können auch von kleinen Kindern fußläufig und sicher erreicht werden. Nur wenige Besucherparkplät-

ze sind in den Wohnstraßen. Die Stellplätze für Anwohner werden in den einzelnen Quartieren eingerichtet, um starke Verkehrskonzentrationen zu vermeiden. Für jede Wohneinheit wurde mindestens ein Tiefgaragenstellplatz vorgesehen.

Der Schwerpunkt der Infrastruktur für Kinder liegt im westlichen Teil des Quartiers. In der einen Hälfte der teilweise erhaltenen und restaurierten alten Kesselhalle befindet sich die integrative Kindertagesstätte „Kleine Pustebume“. Sie bietet Platz für 64 sowohl behinderte als auch nicht behinderte Kinder und wird von der Lebenshilfe e. V. als Träger der freien Jugendhilfe betrieben. Die andere Hälfte nimmt ein nicht überdachter Ballsportplatz für größere Kinder ein. Direkt östlich anschließend davon befindet sich ein Spielplatz mit zahlreichen Geräten und viel Sand für Kleinkinder. Das gesamte Quartier wird von einem parkähnlichen Grünstreifen von Ost nach West durchzogen. Er ist zum größten Teil als Sickerwiese ausgelegt, auf der das meiste Oberflächenwasser des Quartiers dem Grundwasser zugeführt wird. Diese Freifläche, wie auch die kleinen Plätze und Wege in den einzelnen Baufeldern, nutzen Kinder ebenfalls zum Spielen. Große Teile der Straßen sind aufgepflastert, als verkehrsberuhigt ausgewiesen und teilweise Spielstraßen. Die von Nord nach Süd durch das gesamte Quartier führende Franz-Kruckenberg-Straße ist inzwischen ein wichtiger, viel genutzter Schulweg geworden.

Zur Förderung des nachbarschaftlichen Austausches und Zusammenhalts wurde, in Anlehnung an das „Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser“ der Bundesregierung, mit dem „Treff am Turm“ (TaT) ein Gemeinschaftszentrum für die Anwohner geschaffen. Vom Bauträger erstellt und für einen symbolischen Preis von 1 Euro der Stadt überlassen, tragen das Projekt drei Partner gemeinsam (Diakonische Hausgemeinschaften e. V., Diakonisches Werk Heidelberg, Verein Quartier am Turm Rohrbach e. V.). Vor dem Hintergrund des demografischen Wandels und dem Trend weg von der Großfamilie soll es informelle soziale Netze unterstützen und somit die öffentlichen sozialen Sicherungssysteme entlasten. Im Mai 2010 von Oberbürgermeister Dr. Eckhard Würzner eingeweiht bietet es Raum für ungezwungene Begegnungen der Bewohner und in Eigenregie durchgeführte Krabbel-, Tanz- und Musikgruppen sowie Fremdsprachen- und Computerkurse.

Ein „Runder Tisch“ unter Teilnahme vom Investor, dem Bauträger und der Stadt Heidelberg sowie von den Eigentümergemeinschaften gewählten Bewohnern half bei der Planung und Finanzierung eines zusätzlichen Spielplatzes. Dieses Vorgehen hat sich so gut bewährt, dass dieses Projekt „Dialog im Stadtteil – Runder Tisch Generationendialog“ mit der „Aktie e“ der Metropolregion Rhein-Neckar ausgezeichnet wurde. Heute begleitet der Verein „Quartier am Turm Rohrbach“, dem alle Bewohner zur Vertretung ihrer Interessen beitreten können, die Entwicklung des Quartiers. Vor allem nachbarschaftliche Fragen wie Grünflächen, Straßenverkehr, Kinderbetreuung und die Nutzung des Generationenhauses TaT, kurz alles, was dem harmonischen Zusammenleben dient, wird hier erörtert.

Einerseits ermöglicht die Lage des Quartiers, die Vorteile der vorhandenen Einrichtungen Alt-Rohrbachs zu nutzen. Andererseits erfährt der alte Stadtteil durch das Quartier am Turm eine starke Erweiterung seiner Infrastruktur. Alt-Rohrbach mit seinen Geschäften, Banken, Arztpraxen und vielen Apotheken war schon von je her nahezu autark und es liegt nur etwa 300 m östlich vom Quartier. Die Haltestel-

len „Rohrbach Markt“ bieten den Anschluss mit Bus und Straßenbahn zur Innenstadt. Eine Buslinie mit zwei Haltestellen direkt am Rand des Quartiers verbindet dieses nach Osten mit Alt-Rohrbach, nach Westen mit Kirchheim, und nach Norden mit dem Heidelberger Hauptbahnhof und der Innenstadt. Im Westen angrenzend liegt der Heidelberger Ortsteil Kirchheim, mit einer ebenfalls nahezu autarken Infrastruktur. Davor, direkt am Quartier angrenzend besteht eine weitere Anbindung an das ÖPNV-Netz mit der Deutschen Bahn, denn seit 2004 ist die Station Kirchheim-Rohrbach S-Bahn Haltepunkt. Mit der Internationalen Gesamtschule IGH südlich des Quartiers und der Eichendorffschule im Kern Rohrbachs liegen zwei Schulen in gut erreichbarer Entfernung. Dabei hat die spezielle Einwohnerzusammensetzung des Quartiers ihre Besonderheit. Mit ihrer hohen Anzahl von Akademikern in hoch qualifizierten Berufen nutzen sie für Ihre Kinder gerne die unterschiedlichen Angebote von höheren Schulen. Auch hier ist die Versorgung in Heidelberg gut. Das Englische Institut EI ist noch zu Fuß zu erreichen. In unmittelbarer Nachbarschaft steht der größte Sportverein Heidelbergs, die Turn- und Sportgemeinde TSG Rohrbach, allen offen. Mit dem vereinseigenen Gesundheits- und Fitnessstudio FiTropolis spricht es gesundheitsbewusste Bevölkerungsgruppen an, die eine individuelle, nicht termingebundene Betreuung in Gesundheit, Prävention und Rehabilitation bevorzugen. Die TSG betreibt im Quartier eine Bewegungskrippe (0 bis 3 Jahre), die bei ihrer Eröffnung 2007 einmalig in Deutschland war.

In direkter Nachbarschaft, im Süden in der Heinrich-Fuchs-Straße, wurde die ehemalige Gaststätte Schweizer Hof zu einem Gemeinschaftszentrum der Diakonischen Hausgemeinschaften ausgebaut. Das bezeichnete die damalige Bundesfamilienministerin Ursula von der Leyen im Rahmen der Einweihung im Oktober 2007 als Leuchtturmprojekt im sozialen System Deutschlands. Gleich gegenüber steht die Villa Fuchs, in der sich wie auch in ihrem Anbau und in einem daneben liegenden Neubau Dienstleister für Unternehmen niedergelassen haben.

Im Südosten des Quartiers entstand ebenfalls auf dem Gelände der ehemaligen Waggonfabrik mit „Bethanien-Lindenhof“ ein Alten- und Pflegeheim mit 107 Plätzen für Pflege und Demenzkranke in 91 Einzel- und 8 Doppelzimmern. Die ergänzende Infrastruktur im Haus, wie Friseursalon, Allgemeinarztpraxis und das Restaurant „Mediterran“ sind eine weitere Bereicherung für Rohrbach. In den gegenüberliegenden Stadtvillen im Baufeld „Concerto Grosso“ liegen in fünf architektonisch unterschiedlichen Gebäuden weitere 77 barrierefreie Seniorenwohnungen mit unterschiedlichem Betreuungslevel. Die Bewohner des Quartiers bekommen hiermit auch die Möglichkeit, mit ihren Eltern oder Großeltern in unmittelbarer Nachbarschaft zu leben. Generationenübergreifendes Wohnen wird auf diese Weise von Anbeginn erreicht. Zu den im „Concerto Grosso“ gefundenen Lösungen sagte im Rahmen der Übergabe Eckart Würzner, Oberbürgermeister der Stadt Heidelberg, im August 2007:

„Im Quartier am Turm ist es gelungen, eine Industriebrache erfolgreich zu revitalisieren [...]. Das Kooperationsprojekt zwischen dem größten Heidelberger Bauträger Epple und Kalkmann GmbH und dem gemeinnützigen Fürsorgeverbund Bethanien ist genau das, was wir uns in unseren städtebaulichen Leitlinien vorgestellt haben. Es ist einmalig und setzt ein Zeichen für Heidelberg. Das Miteinander [...] steht für eine neue Struktur der Stadtpo-

litik und eine Anpassung an die demografische Entwicklung. Hierfür braucht es Bauträger wie Epple und Kalkmann, die den Mut besitzen, ein solches Projekt umzusetzen.“

Mit dem St. Paulusheim entstand im Nordwesten des Quartiers eine Einrichtung des Sozialdienstes katholischer Frauen. Als Kinder- und Jugendheim betreut es junge Mütter mit ihren Kindern sowie Kinder und Jugendliche, die nicht in ihrer Familie leben können. Es hat einen eigenen Bolzplatz, der auch für Kinder aus der Nachbarschaft zugänglich ist. Das hilft bei der Integration von benachteiligten Kindern und Jugendlichen im Wohnquartier und verhindert Ausgrenzungen. Dieses Heim, erst 2006 in Rohrbach eröffnet, wird derart in Anspruch genommen, dass bereits 2016 ein weiteres Gebäude direkt daneben gebaut wurde. Ebenfalls in der Felix-Wankel-Straße haben die vorgesehenen Gewerbeflächen in den Gebäuden bald Interessenten gefunden, es gibt hier Arztpraxen, eine Physiotherapiepraxis, Institute aus dem Fitness- und Wellness-Bereich und ein Fahrradgeschäft sowie die Bewegungskrippen für Kleinkinder.

Für Einkäufe des täglichen Bedarfs entstand aufgrund der absehbaren Entwicklung bereits 2002 ein Lidl-Supermarkt im südwestlichsten Baufeld. Im Norden gibt es seit 2013 ein rund 8.000 m<sup>2</sup> großes Nahversorgungszentrum mit Aldi, dem Drogeriemarkt dm und einen REWE-Konzeptmarkt. Damit testet das Unternehmen erstmalig im süddeutschen Raum ein neues Gastronomiekonzept das im Eingangsbereich frisch zubereitete Speisen zum Mitnehmen oder für den Vorortverzehr anbietet.

Das Quartier, anfangs in Alt-Rohrbach noch als Fremdkörper empfunden, wohl, weil das Gelände der Waggonfabrik den meisten Bürgern für Jahrzehnte Terra incognita war, kommt jetzt zunehmend mit seinen vielen Vorteilen zur Geltung. Die neuen Einrichtungen werden angenommen und das Quartier am Turm ist sogar Naherholungsraum geworden, in dem Alt und Jung gerne flanieren.

## Anmerkungen

- 1 Bernhard König: Die Waggonfabrik Heinrich Fuchs in Heidelberg. Jahrbuch des Bundesverbands Deutscher Eisenbahn-Freunde 1990, S. 126–137.
- 2 Karl Heinz Frauenfeld: Rohrbach im Wandel der Zeit. Eine Ortsgeschichte aus der Kurpfalz, Hg. Volksbank Kurpfalz 1981.
- 3 Dokumentation Masterplanverfahren „Ehemalige Waggonfabrik Fuchs“. Hg. Fa. Epple & Kalkmann, Fa. Hochtief Projektentwicklung, Fa. Conceptplan, April 2002.
- 4 Wolfgang G. Nestler: Der Fortschritt kam aus Heidelberg. Rhein-Neckar-Zeitung, Blick in die Stadtteile Ausgabe 23 vom 24.7.2014.
- 5 Wolfgang G. Nestler: Als man noch zum Vergnügen Eisenbahn fuhr, in: Carmen und Volker Oesterreich (Hgg.): 100 Heidelberger Meisterwerke, Ubstadt-Weiher u.a. 2017, S. 76; vgl. auch Ludwig Schmidt-Herb: 75 Jahre „Gläserner Zug“. Ein Beitrag zur Technik- und Industriegeschichte Heidelbergs, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 2011, Jg. 15, Heidelberg 2010, S. 223–231.
- 6 Bebauungspläne Rohrbach „Ehemalige Waggonfabrik Fuchs“. Stadtplanungsamt, Vermessungsamt, Stadt Heidelberg.
- 7 Eileen Schmeckenbecher: Re-Urbanisierung durch Wohnbauprojekte auf Stadtbrachen. Das Quartier am Turm in Heidelberg, Diplomarbeit begutachtet von Prof. Dr. U. Sailer und Prof. Dr. H. Monheim, Angewandte Geographie, Universität Trier, Januar 2011.
- 8 Simona Singh: Die Stadt als Wohnstandort für junge Familien. Dargestellt am Beispiel des „Quartiers am Turm“ in Heidelberg, Diplomarbeit betreut von Prof. Dr. Joachim B. Schulz, Ruprecht-Karls-Universität, Heidelberg, Geographisches Institut, Juni 2010.

Klaus Winkler

## 500 Jahre Jobst vom Brandt (1517–1570)

Mit einer Nachbemerkung von Hans-Martin Mumm

Jobst vom Brandt kam am 28. Oktober 1517 auf die Welt, 3 Tage vor dem sagenhaften Wittenberger Thesenanschlag. Am 11. Juli 1530 wurde der knapp Dreizehnjährige an der Universität Heidelberg immatrikuliert. Neben seinen akademischen Studien erhielt er eine musikalische Ausbildung bei dem kurfürstlichen Sängemeister Lorenz Lemlin. Wie Caspar Othmayr, Stefan Zirler und Georg Forster war Brandt Mitglied der Hofkapelle und gehörte zu den später vielgerühmten „Heidelberger Liedmeistern“. In der von Forster herausgegebenen Sammlung der Deutschen Liedlein ist Brandt mit zahlreichen Kompositionen vertreten, vor allem im dritten Teil, der ihm mit einer sehr persönlich gehaltenen Vorrede gewidmet ist.

Über die Musik hinaus verband die alten „Heydelbergischen tisch vnnd schulgesellen“ schon früh eine Neigung zu den Lehren Luthers. Brandt könnte als Kammerdiener des Kurfürsten Friedrich II. zu den Gläubigen gehört haben, die an Weihnachten 1545 gemeinsam mit dem Kurfürstenpaar das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nahmen. Endgültig als Lutheraner weist er sich durch die Vertonung eines Epigramms von Melanchthon aus, das dieser 1540 auf der Reise zum Wormser Religionsgespräch dichtete. Er vergleicht die Gefahren, die dort den Reformatoren drohen, mit den Abenteuern der Argonauten, deren Anführer Jason vom eigenen Schiff erschlagen wird. An Christus ergeht die Bitte, seine Argo (das Schiff der Kirche) siegreich zu bewahren und die eigenen Seeleute zu beschützen.



Jobst vom Brandt: Beginn der Motette Oppressit reducem, Text: Philipp Melanchthon

## **Nachbemerkung von Hans-Martin Mumm**

Dieser Beitrag war der letzte Text, den ich von Klaus Winkler erhielt. Er hatte ihn nicht geschrieben, um neue Forschungsergebnisse zu publizieren, sondern um einen Komponisten zu seinem runden Geburtstag zu ehren, mit dessen Werk er sich immer wieder befasst und dessen Kompositionen er mit seinem Ensemble I Ciarlantani mehrfach aufgeführt hatte. Bevor ich für die Redaktion zusagen und um biografische Ergänzungen zu Brandts Leben bitten konnte, ist Klaus Winkler am 22. Juli 2017 im Alter von 73 Jahren überraschend gestorben.

Zur Biografie Jobst vom Brandts ist nachzutragen, dass er die Musik nicht zu seinem Beruf machte, sondern eine Beamtenlaufbahn wählte. Er ging in die Oberpfalz und wurde Verwalter des Klosters Waldsassen und Pfleger von Liebenstein bei Tirschenreuth. Er starb am 22. Januar 1570 in Brand bei Marktredwitz.

Brandts Lebensweg steht in einem umgekehrten Verhältnis zu dem Klaus Winklers. Winkler gab seine bürgerliche Existenz 1982 auf und wurde – bis auf ein kleines Restdeputat an der Universitätsbibliothek – freier Musiker und Musikhistoriker. Erst nach seiner Verrentung wurde er unser Autor, und wir haben seither seine umfassenden Kenntnisse und die Unabhängigkeit seines Urteils schätzen gelernt. Wir vermissen ihn schon jetzt und werden ihn in guter Erinnerung behalten.

## **Die Erziehung Friedrichs IV. und ein kleines Gesangbuch**

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts änderte sich innerhalb von nur 27 Jahren in der kurfürstlichen Pfalz viermal das religiöse Bekenntnis. Mit dem Lutheraner Ottheinrich nahm das Konfessionskarussell 1556 Fahrt auf. 1563 erließ der (calvinisch-)reformierte Kurfürst Friedrich III. eine neue Kirchenordnung, und im selben Jahr erschien auch der Heidelberger Katechismus. Nachdem Friedrich III. Ende Oktober 1576 gestorben war, führte sein ältester Sohn – als Ludwig VI. Nachfolger in der Kurwürde – in Heidelberg wieder das lutherische Bekenntnis ein. Im linksrheinischen Landesteil Pfalz-Lautern (der „Fürstlichen Pfalz“) blieb es unter Ludwigs jüngerem Bruder Johann Casimir bei der reformierten Konfession. Im Oktober 1583 starb Ludwig VI., und Johann Casimir übernahm als Administrator die Regierung für seinen noch unmündigen Neffen, den späteren Friedrich IV.

### **Das Gesangbuch von 1567**

Das älteste kurpfälzische Kirchengesangbuch wurde 1567 bei Johannes Meyer in Heidelberg gedruckt.<sup>1</sup> Die im Titel vor den geistlichen Liedern genannten Psalmen (Auswahl) sowie der angebundene Heidelberger Katechismus verweisen auf das reformierte Bekenntnis. Trotzdem steht das Büchlein „in seinem Liederteil mit überraschender Entschiedenheit auf dem Boden der lutherischen Kirche“.<sup>2</sup> Das trifft auch noch auf die späteren Ausgaben zu, die alle 150 Psalmen Davids und einen vermehrten Liederteil enthalten.

Das gemeinsame Singen der Psalmen in deutscher Sprache kennzeichnete den reformierten Gottesdienst. Neudichtungen orientierten sich am Versmaß und den Melodien des Hugenottenpsalters von Marot und de Bèze. In der eigenwilligen Orthographie von Paul Schede (Melissus) erschien 1572 in Heidelberg eine im Auftrag von Friedrich III. geschaffene Übertragung der ersten 50 Psalmen, die nicht fortgesetzt wurde.<sup>3</sup> Im Jahr darauf publizierte Ambrosius Lobwasser in Leipzig seine Übersetzung aller 150 Psalmen über die französischen Melodien. Die erste in Heidelberg von Mayer gedruckte Ausgabe verlegte 1574 Mattheus Harnisch,<sup>4</sup> und bald setzte sich der „Lobwasser“ als vorherrschendes Gesangbuch bei den Reformierten durch.

Harnisch zog mit seiner 1578 von Mayer gekauften Druckerei nach Neustadt an der Hardt, wo er sich als Verleger reformierter Schriften einen Namen machte. Die letzte (bekannte) Auflage des „alten“ Gesangbuchs erschien dort 1583,<sup>5</sup> im Todesjahr des in Heidelberg regierenden Lutheraners Ludwig. Der Titel bestätigt die konfessionelle Polarisierung in der Pfalz: „Psalmen Davids [...] vnd anderen Geistlichen Liedern [...] Samt dem Christlichen Catechismo, Kirchen Ceremonien vnd Gebeten, wie die in Kirchen vnd Schulen weiland der Churfürstlichen, jetzt Fürstlichen Pfaltz getrieben werden“. Das unverwechselbare Kennzeichen reformierter Identität war hinfort jedoch – neben dem Heidelberger Katechismus – der „Lobwasser“. Die ab

1585 bei Harnisch gedruckten Gesangbücher beginnen grundsätzlich mit den Psalmen nach „Frantzösischer Melodey“. Danach folgt ein Anhang mit ähnlichem Repertoire wie im „alten“ kurpfälzischen Gesangbuch: „etliche Psalmen vnd andere Geistliche Lieder so von Christlichen Gottseligen Leuten gestellt vnd in der Christlichen Kirchen vnd Gemein biß anhero zu singen gebräuchlich.“<sup>6</sup> Die Reformierten sahen sich als die wahren Erben von Luthers Reformation, ihre Distanz galt den „Lutheranern“ und deren Auslegung der Schrift. Zwei Lobwasserausgaben mit besonders umfangreichen Anhängen druckte später Heinrich Starck in Neustadt. Sie erschienen 1616 und 1619 bei Johann Carl Unckel in Frankfurt, in unmittelbar zeitliche Nähe zum 100-jährigen Reformationsjubiläum, das auch in der Pfalz groß gefeiert wurde. Der Druck von 1619 nennt gleich nach Lobwassers Psalmen den Namen des Begründers der Reformation sogar im Titel: „Samt D. Martin Luthers vnd anderer Gottseeligen Geistlichen Kirchengesängen“.<sup>7</sup> In beiden Ausgaben stehen neben den aus dem Genfer Psalter übersetzten „Summarien“ (Zusammenfassungen der Psalmtexte) noch die Prosafassungen aus Luthers Bibelübersetzung.

### Die frühe Erziehung des Kurerben nach dem „Hoffschuelbuch“



Pfalzgraf Friedrich im Alter von zehn Jahren, Aquarell aus dem „Thesaurus Palatinus“ des Markus zum Lamm, Band V, fol. 5r (Hessische Landes- und Universitätsbibliothek Darmstadt)

Aus der Regierungszeit (Okt. 1576 – Okt. 1583) von Kurfürst Ludwig VI. blieben die schriftlich festgelegten Erziehungsrichtlinien für dessen Tochter Christine und vor allem seinen Sohn, den späteren Kurfürsten Friedrich IV. erhalten. Joachim Struppius aus Gelnhausen, bewährt als Erzieher adliger Kinder an den lutherischen Höfen von Hessen und Sachsen, entwarf eine Studienordnung. Er hatte sie in einem „Hoffschuelbuch“ im Jahr 1583 „Aüff Churf. Gnaden Gnedigst Begeren aüss vierjährigen Actis und Consilij Treülichst [...] zusammen gefasset“.<sup>8</sup> Im Vordergrund der Maßnahmen stand dabei der Kurprinz und Thronfolger.<sup>9</sup> Wichtigster Erzieher war Andreas Pancratius, der am 1. Mai 1581 als „Praeceptor und Zuchtmeister“ verpflichtet wurde. Er sollte den jungen Friedrich „Furnemlich [...] Jnn unser wahren Christlichen Religion [...] auch in der

darinn gegründeten Augspurgischen Confession unnd sonderlich D. Martini Luthers seligen Catechismo“ instruieren. Die Bestallungsurkunde des Pancratius fasst die wichtigsten Lerninhalte, Bildungsziele und Erziehungsmaßnahmen zusammen. Sie werden im „Hoffschuelbuch“ noch ausführlicher behandelt: Eine Tagesordnung für



Titelblatt zum „Hofschuel-  
buch“ von 1583 (Universi-  
tätsbibliothek Heidelberg,  
Cod. Pal. Germ. 310)

das Jahr 1582, eine Gebets- und Studienordnung für jeden Tag, Vorschriften von Struppius für den Unterricht des Praeceptors, ein genereller zehnjähriger Studienplan. Über die Unterrichtsstrukturen, die „im wesentlichen den Lektionsplänen der damaligen Fürstenschulen lutherischer Prägung“ entsprachen,<sup>10</sup> urteilte Ludwig Häusser in seiner Geschichte der rheinischen Pfalz abwertend: „[...] die kirchliche Pedanterie erdrückt jede freiere Bewegung. Essen, Trinken und Schlafen ist so gut wie das Lernen und Beten auf Stunden und Minuten festgesetzt; das Lernen selbst fällt dem gewählten Stoffe nach oft mit dem Beten zusammen.“<sup>11</sup> Ein solcher Stoff ist beispielsweise der Unterricht im Singen. Wenn dem jungen Friedrich laut der „Tagesordnung“ von 1582 das „Lernen den Thon oder Melodiam eines gesangs“ an vier Nachmittagen in der Woche verordnet war,<sup>12</sup> geschah das sicher nicht nach einem reformierten, sondern mittels eines eindeutig lutherisch orientierten Gesangbuchs, wie es beispielsweise 1578 Jacob Müller in Heidelberg druckte. Es war „auff's fleißigest von newem zugericht, vnd in eine richtige Ordnung gebracht“.<sup>13</sup> In der „Churfürstlichen Pfaltz“ Ludwigs VI. spielten weder der „alte“ Psalter Friedrichs III. noch der „Lobwasser“ eine Rolle.

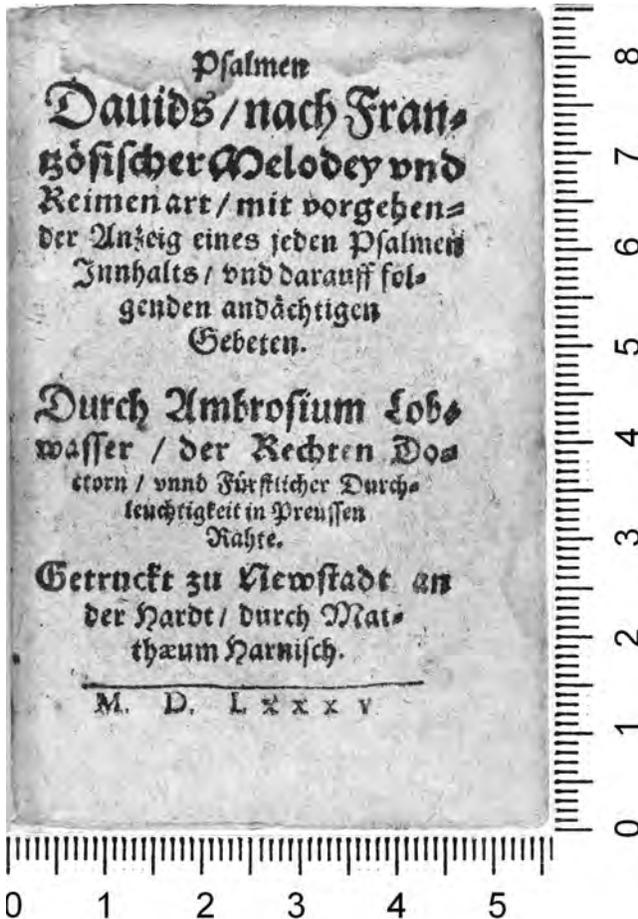
Als der Vater des Kurprinzen am 22. Oktober 1583 starb, hatte Friedrich von dem anspruchsvollen Studiengang gerade die ersten drei Jahre hinter sich gebracht. Sein Onkel und Vormund Pfalzgraf Johann Casimir führte, entgegen dem Testament Ludwigs, in der Kurpfalz wieder das reformierte Bekenntnis ein, und alle überzeugten Lutheraner mussten das Land verlassen.

### **„Bedenken“ über die richtige Erziehung**

Über die unmittelbaren Auswirkungen des Religionswechsels auf den bis zum 10. Lebensjahr im lutherischen Glauben erzogenen Kurprinzen gibt es kaum Nachrichten. Eine Eingabe seiner Erzieher („Junger Herrschaft Zugeordnete“) an den Administrator entstand knapp vier Monate nach dem Tod von Kurfürst Ludwig.<sup>14</sup> Vordergründig geht es um Unregelmäßigkeiten, die im Unterricht eingerissen sind, um Änderungen an den „wol hergebrachten Ordnungen“. Die konfessionelle Frage wird nicht erwähnt, doch steht sie unausgesprochen im Hintergrund. Friedrich war vom Hofleben weitgehend abgeschottet, der Unterricht fand in seinem eigenen „Gemach“ statt, wo er auch die Mahlzeiten einnahm. Jetzt wurde er grundsätzlich „zu offener Fürstl. Tafel“ hinzugezogen. Die „Christliche Ordnung“ mit „Gebeten, Psalmen unnd anderem vor unnd nach Tisch“ fiel buchstäblich unter denselben. Wegen der Überlänge der öffentlichen Mahlzeiten geriet der ausgeklügelte Zeitplan für „Lectionibus, erquickung unnd anderen exercitiis“ ins Wanken. Die Lust „zum studieren“, die bei Friedrich nie stark ausgeprägt war, schwand zusehends. Berühmt geworden ist der ruppig-ungehaltene Kommentar Johann Casimirs in einer Randbemerkung: „Sie werden kein Doctor auß Jme machen; derowegen muß der Praeceptor Jne auch mit Studio nit yberladen“. Weil Friedrich „von Natur blödt, auch leider zu allzuvielen Schwachheiten“ neigte, waren seine Erzieher ohnehin „bishero etwas gemächlich mit ihme gefahren“. Stand es von früherster Jugend an mit seiner „Leibsangelegenheit nit am allerbesten“, überfüllt er sich ausgerechnet „mit denjenigen speisen, so ihme am schädlichsten“, während er „die anderen aber, so ihme nutzen, stehen leßet“. Immer mehr bröckelt die Autorität der bisherigen Erzieher ab, die darauf dringen, es bei der vom Vater für Friedrich „angestellten, auch selbst gehaltenen Ordnung noch zur Zeit und biß er erstarkhet“ zu belassen. Johann Casimirs lapidare Randbemerkung: „Im Testament stehet von dieser ordnung gar nichts.“ Der Kurprinz wurde, wie üblich, zusammen mit einigen etwa gleichaltrigen Edelknaben erzogen, die aus lutherischen Familien stammten. Bereits im Februar 1584 waren sie bis auf zwei Ausnahmen „samt ihrem Praeceptore abgeschafft“. Da dieser Lehrer ebenfalls Friedrichs Schwester Christina unterrichtete, war auch ihre Weiterbildung in Frage gestellt. Die Bitte um „restitution der abgeschafften Jungen und deren Praeceptoris“ bewirkte bei dem Administrator das Gegenteil: „Man schaff die zwey jungen Vögel bei Ime ab, [be-]darf man des anderen praeceptoris gar nit, das Jung Frewlein kann ja schreiben und lesen continuiren, [be-]darf keines Präceptors, und alle abzuschaffen.“ Die Lockerung des strengen Unterrichtsprogramms kam dem nicht allzu begabten Zögling sicher entgegen und hatte Methode. Die demonstrativ öffentliche Aufnahme in die Hofgesellschaft sollte Irritationen kompensieren, die eine Entfernung altgewohnter Diener und Mitschüler auslösen konnte, und bald gab

es in der unmittelbaren Umgebung Friedrichs nur noch Reformierte. Die Umerziehung zum neuen Bekenntnis konnte der Kurprinz mit den durchaus angenehmen Auswirkungen einer positiven Verstärkung wahrnehmen. Dass er sich beispielsweise gegenüber der Gemahlin des Administrators „sehr frech und muetwillig erzeigt“, hat den Gatten kaum gestört, fand vielleicht sogar seine Billigung. Der konfessionelle Riss in der Pfalz ging auch durch die Ehe Johann Casimirs mit der am lutherischen Glauben festhaltenden Sachsen-Prinzessin Elisabeth. Doch eine rechtmäßige Ehefrau ließ sich nicht per Dekret abschaffen. Sie wurde des Ehebruchs beschuldigt und unter strengen Hausarrest gestellt. Dort soll sie kurz vor ihrem Tod bereut und sich vor dem Hofprediger Daniel Tossanus zur reformierten „reinen Lehre“ bekannt haben. „Das Ende der Pfalzgräfin gehört wohl zu den dunkelsten Kapiteln der Geschichte des pfälzischen Calvinismus“, urteilt Frieder Hepp.<sup>15</sup> Den lenkbaren Kurenben umzustimmen, gelang ohne erkennbaren Zwang, „... lust unnd gefallen zu derselben Frantzösischen Melodey ...“

### Ein persönliches Gesangbuch für den kleinen Fritz



Titelblatt mit Maßstab in cm der Kurprinz Friedrich gewidmeten Lobwasser-Ausgabe von 1585 (Stadtbibliothek Nürnberg, Theol. 124.12<sup>o</sup>)

Zu den für den Knaben schmeichelhaften Begleitmaßnahmen gehörte ein ihm gewidmeter und auf ihn zugeschnittener Sonderdruck von Lobwassers Psalmen, der 1585 in Neustadt bei Mattheus Harnisch herauskam.<sup>16</sup> Harnisch zeichnet auch als Verfasser des Vorworts, in dem er mitteilt, dass diese Psalmen „sonderlich in der HofCapellē zu Heydelberg eingeführt / und gebrauchet werdē / E.F.G. [Euer Fürstliche Gnaden] auch ein sonderlichen lust unnd gefallen zu derselben Frantzösischen Melodey haben sollen“. Am Ende der Widmung noch ein unaufdringlicher Hinweis auf den Konfessionswechsel, wenn er wünscht, dass Friedrich „wie wol angefangen / auch hinfürt / in wahrer Gottesforcht auff erzogen“ wird, um später einmal „in guter gesundtheit“ die Regierung zu übernehmen. Das Büchlein, von dem Harnisch ein „beygebunden Exemplar“ an den Kurerben schickte, ist ein „reiner Lobwasser“ im Miniaturformat ohne „lutherischen“ Anhang, der bei Friedrich während der Umerziehungsphase für Verwirrung gesorgt haben könnte.

Die Bestallungsurkunden der neuen Erzieher unterscheiden sich in den Formulierungen der Pflichten relativ wenig von denen ihrer lutherischen Vorgänger. Nur lässt jetzt ein reformierter Hofmeister Friedrich nach der Predigt abfragen, was er „darauß erlernt und behalten habe“.<sup>17</sup> Zum Fächerkanon der ausgetauschten Präceptoren und Zuchtmeister gehört immer noch „zucht und Gottesfurcht, welches das fürnembst“, aber auch Latein und Französisch.<sup>18</sup> Eine „sonderbahre Ordnung“ mit einem „in specie“ formulierten Unterrichtsplan blieb nicht erhalten, und es existieren auch keine verlässlichen Nachrichten über den pädagogischen Erfolg der neuen Ordnung. Ludwig Häusser stellt es als Tatsache dar, „daß Friedrichs Regententüchtigkeit nicht von der kirchlichen Abrichtung jener orthodoxen [lutherischen] Pedanten stammt, sondern aus der praktischen und freieren Bildung, die ihm sein Oheim geben ließ.“<sup>19</sup> Spätestens beim Blättern im legendären Tagebuch des erwachsenen Kurfürsten Friedrich IV. entpuppt sich zumindest dessen „Regententüchtigkeit“ als fromme Legende eines der reformierten Seite wohlwollend geneigten Historikers.

### **Das Lobwasser-Exemplar der Stadtbibliothek Nürnberg**

Das einzig bekannte Exemplar des dem Kurprinzen gewidmeten Gesangbuchs wird heute in der Stadtbibliothek Nürnberg aufbewahrt (Signatur Theol. 124.12°, RISM-Sigle: 1585-06). Der ursprüngliche Besitzer ist unbekannt, doch könnte das für Friedrich „beygebunden Exemplar“ ähnlich aufwendig ausgestattet gewesen sein: Goldschnitt, goldgeprägter Ledereinband, elegant geschnittene Messingschließen. Das winzige Buch im Hexadez-Format misst nur ca. 8,5 x 5,6 cm, gerade die richtige Größe für ein Kind, oder damit es – wie Harnisch in der Widmung vorschlägt – „ein jeder in reysen / spazirn / und sonsten stetigs bey sich tragen [...] möge“. Allerdings ist es so steif gebunden, dass es kaum benutzbar ist und weist fast keine Gebrauchsspuren auf. Durchaus möglich, dass es sich um einen Lobwasser handelt, der „rein zu Repräsentationszwecken [...] als Fetisch, als Zeichen der Dazugehörigkeit“ zur reformierten Seite diente,<sup>20</sup> was auch auf den jungen Pfalzgrafen zutrifft. Eine frühe Erwähnung des Büchleins in der Literatur stammt von Walter Hollweg,



Einband des Lobwasser-Exemplars, der Beginn des ersten Psalms nach Lobwasser mit Noten (Stadtbibliothek Nürnberg, Theol. 124.12o)

dass die deutschen Übersetzungen der Genfer Psalmen nie die hauptsächliche Bruchlinie zwischen Lutheranern und Calvinisten (d.h. Reformierten) in Heidelberg markierten, stellt der Autor den Sachverhalt um den kleinen Lobwasser geradezu auf den Kopf. Er behauptet, aus einem 1583(!) in Neustadt gedruckten Gesangbuch ginge hervor, Lobwassers Psalmen seien „regelmäßig in der lutherischen Hofkapelle von Ludwig VI. gesungen worden“. Statt die Quelle (z.B. mit RISM-Sigle) konkret zu nennen, beruft er sich nur unspezifisch auf die entsprechende Literaturstelle bei Hermann Poppen (Das erste Kurpfälzer Gesangbuch, S. 90), die er falsch interpretiert und zu allem Überfluss noch falsch wiedergibt.<sup>24</sup> Aber auch Poppen hat das Original nicht eingesehen und zitiert ungeprüft Hollweg. Was ist daraus zu lernen? Wissenschaft muss vor allem mit den Quellen arbeiten! Schon in der Anfängervorlesung des Sommersemesters 1982 schärfte Ludwig Finscher, der damalige Ordinarius am Heidelberger Musikwissenschaftlichen Seminar, diesen Grundsatz seinen Studierenden ein.

## Anmerkungen

- 1 Psalmen Und Geistliche Lieder samt dem Christlichen Catechismo/ Kirchenceremonien und Gebeten, Heidelberg 1567, (RISM-Sigle: 1567-04). Alle zitierten Gesangbücher sind durch RISM-Sigle (Répertoire international des sources musicales) eindeutig identifiziert und

der irrtümlich annahm, es sei „dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz“ gewidmet.<sup>21</sup> Hollweg übersah, dass es 1585 keinen Kurfürsten gab sondern lediglich einen Administrator, und die Widmung dem Kurprinzen galt, der mit dem Titel E.F.G. [Euer Fürstliche Gnaden] angesprochen wird. Auch ohne Namensnennung hätte der Titel für einen Kurfürsten E.Ch.G. [Euer Churfürstliche Gnaden] lauten müssen. Der Widmungstext bestätigt zweifelsfrei, dass der Kurerbe gemeint ist! Später übernahm Hermann Poppen Hollwegs Annahme der Widmung an den Kurfürsten.<sup>22</sup> Die Aufnahme des Nürnberger Exemplars in die online-Gesangbuchbibliographie der Uni Mainz liefert schließlich die korrekten Daten.<sup>23</sup> In einer neueren Arbeit, die u.a. beweisen will,

- nachzuschlagen in Konrad Ameln, Markus Jenny, Walther Lipphardt: Das deutsche Kirchenlied, Bd. 1, Teil 1, Kassel 1975, oder online bei der Uni Mainz: <http://www.zdv.uni-mainz.de/scripts/gesangbuch/>.
- 2 Hermann Poppen: Das erste Kurpfälzer Gesangbuch und seine Liedweisen, Lahr 1938, S. 39.
  - 3 Paul Schede Melissus: Die Psalmen Davids In Teutische gesangreymen nach Französicher melodeien unt sylben art, Heidelberg 1572, (RISM-Sigle: 1572-04).
  - 4 Ambrosius Lobwasser: Psalmen Deß Königlichen Propheten Davids/ In Teutsche reimen [...] nach Frantzösischer Melodey/ vnd reimen art [...], Heidelberg 1574, (RISM-Sigle: 1574-03).
  - 5 Psalmen Davids/ mit vorgehender Anzeig eines jeden Psalmen Inhalts [...] vnd anderen Geistlichen Liedern/ so in der Christlichen Kirchen vnd Gemein zu singen gebreuchlich/ Samt dem Christlichen Catechismo/ [...]. Neustadt 1583, (RISM-Sigle: 1583-03).
  - 6 Ambrosius Lobwasser: Psalmen Davids in Teutsche reimen [...] nach Frantzösischer Melodey vnd Reimen art [...] Auch seynd etliche Psalmen vnd andere Geistliche Lieder [...] zu endt mit angehenckt, Neustadt 1585, (RISM-Sigle: 1585-05).
  - 7 Der Band enthält: (1.) Ambrosius Lobwasser: Psalter und Psalmen Davids [...], (2.) Etliche Psalmen Vnd Geistliche Lieder so von D. Martin Luthern vnd andern [...], (3.) Johannes Posthius: Neue Gesäng Auff die Sontages Evangelia [...], (4.) Andächtige kurtze Hauß Gebetlein, Frankfurt, Neustadt 1619, (RISM-Sigle: 1619-04).
  - 8 Joachim Struppius: Hofschulbuch für Kurprinz Friedrich IV. und Prinzessin Christina von der Pfalz, Universitätsbibliothek Heidelberg, Cod. Pal. germ. 310.
  - 9 Die nachfolgenden Zitate aus dem Hofschulbuch passim bei Friedrich Schmidt: Geschichte der Erziehung der Pfälzischen Wittelsbacher, Berlin 1890, S. 52–58, S. 266–285.
  - 10 Vgl. Gerhard Pietzsch: Quellen und Forschungen zur Geschichte der Musik am kurpfälzischen Hof zu Heidelberg bis 1622, Wiesbaden 1963, S. 55.
  - 11 Ludwig Häusser: Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen, Bd. II, Heidelberg 1845 (Neudruck 1924), S. 180.
  - 12 Friedrich Schmidt (wie Anm. 9), S. 280.
  - 13 Psalmen, Geistliche Lieder vnd Lobgesänge. D. Mart. Luth. Auch Anderer Gottseliger Lehrer vnnnd Männer, Heidelberg 1578 (RISM-Sigle 1578-02).
  - 14 Vorstellung der zur Erziehung des Chur-Prinzen Friedrichs Verordneten an dessen Vormund [...] vom 13. Februar 1584. Nebst des Pfalzgrafen eigenhändigen Resolutionen. Aus dem Original. Erstdruck bei Friedrich Karl von Moser: Patriotisches Archiv für Deutschland, IV. Bd., Frankfurt und Leipzig 1786, S. 319–329. Nachfolgend passim bei Schmidt (wie Anm. 9), S. 292–297.
  - 15 Frieder Hepp: Religion und Herrschaft in der Kurpfalz um 1600, Heidelberg 1993, S. 181. Über das Verhältnis zwischen dem Administrator und seiner Gattin vgl. das Kapitel „Laster und Katastrophen“, S. 172–189.
  - 16 Ambrosius Lobwasser: Psalmen Davids nach Frantzösischer Melodey vnd Reimen art [...], Neustadt 1585, (RISM-Sigle: 1585-06).
  - 17 Georg Ludwig von Hutten wird zum Hofmeister [...] bestellt. Heidelberg, 10. April 1587. Ediert bei Friedrich Schmidt (wie Anm. 9), S. 58–60.
  - 18 Georg Michael Lingelsheimer und M. Bartholomäus Pitiscus werden zu Präceptoren und Zuchtmeistern [...] bestellt. Heidelberg, 1. Jan. 1587 und 1. April 1588. Ebd., S. 60f.
  - 19 Ludwig Häusser (wie Anm. 11), S. 183.
  - 20 Hans Otto Korth (Gesellschaft zur wissenschaftlichen Edition des deutschen Kirchenliedes e.V.): Beilageblatt zum Lobwasser Exemplar Theol. 12. 124 der Stadtbibliothek Nürnberg, datiert 17.5.2004.
  - 21 Walter Hollweg: Geschichte der evangelischen Gesangbücher vom Niederrhein im 16.–18. Jahrhundert, Gütersloh 1923, S. 43.
  - 22 Hermann Poppen (wie Anm. 2), S. 90f.
  - 23 <http://www.zdv.uni-mainz.de/scripts/gesangbuch/details.php?id=-589514646>
  - 24 Yet extant hymnbooks suggest that German translations of Genevian psalms never became a major faultline between Lutherans and Calvinists in Heidelberg. [...] And a hymnbook printed in Neustadt in 1583 stated that Lobwasser's psalms were sung regularly in the Lutheran court chapel of Ludwig VI [...]. Vgl. Matthew Alan Laube: Music and confession in Heidelberg, 1556–1618. Thesis (Ph.D), University of London, 2014, S. 101. Online-Ausgabe: <https://pure.royalholloway.ac.uk/portal/files/23158518/2014laubemaphd.pdf>.

**Hans-Martin Mumm**

## **Von Greetsiel (Ostfriesland) nach Heidelberg und zurück**

### **Drei Episoden des 16. Jahrhunderts**

Im Innern der Heiliggeistkirche steht an der Nordwand eine Grabplatte. Sie zeigt eine junge Frau in wohlhabender Kleidung. Von der weithin zerstörten Inschrift sind hauptsächlich noch „Ostfriesland“ und die Jahreszahl „1552“ zu lesen. Gewidmet ist sie der Gräfin Anna Cirksena, geboren 1534 in Greetsiel, gestorben 1552 in Heidelberg.<sup>1</sup> Greetsiel ist heute ein Teilort der Gemeinde Krummhörn an der Emsmündung in Ostfriesland und mit seinem kleinen Hafen und den beiden Windmühlen ein bedeutendes Tourismusziel.

In Greetsiel erinnern zwei Gedenktafeln an Ubbo Emmius, einen Gelehrten des 16. Jahrhunderts, der eine vielbändige Geschichte Ostfrieslands verfasst hat. Emmius wurde 1547 in Greetsiel als Sohn eines Pfarrers geboren. Heute ist sein Name als Patron von Schulen und Kliniken in ganz Ostfriesland präsent. 1576 reiste er nach Genf und besuchte unterwegs auch Heidelberg. Sein Reisebericht ist im Grundsatz bekannt, aber wenig beachtet. In seinem Geschichtswerk geht Emmius auch beiläufig auf die Beziehungen der ostfriesischen Grafen nach Heidelberg ein.

Zwei weitere, nicht aus Greetsiel stammende Ostfriesen stehen im 16. Jahrhundert in näherer Beziehung zu Heidelberg: Der Theologe Menso Alting war Pfarrer an der Peterskirche in Heidelberg gewesen, bevor er Emdens Reformator wurde; er war eng mit Ubbo Emmius befreundet. Eine dritte Anna – eine Enkelin der Anna von Oldenburg – wurde 1583 die zweite Ehefrau Kurfürst Ludwigs VI.

Am wenigsten bekannt ist das Schicksal Matthias Vehes, der 1590 in Greetsiel gestorben ist. Vehe stammte aus der Kurpfalz, hatte in Heidelberg Theologie studiert und zählte 1570 zu den antitrinitarischen Dissidenten um Johannes Sylvanus



Grabplatte an der inneren Nordwand der Heiliggeistkirche (Foto: privat)

und Adam Neuser. Er wurde 1572 laufen gelassen, nach langen Irrfahrten schließlich in Emden inhaftiert und in Greetsiel ohne Prozess vermutlich umgebracht.

Es sind drei Erzählungen, die Greetsiel und Heidelberg im 16. Jahrhundert miteinander verbinden. Dabei entsteht eine Art archäologischer Suchgraben, der Teilaspekte der Geschichte im Jahrhundert der Reformation überraschend sichtbar werden lässt.



Hafen von Greetsiel heute (Foto: privat)

### **1. Zwei Cirksena-Töchter am Heidelberger Hof**

Die Cirksenas waren ein ostfriesisches Häuptlingsgeschlecht mit Sitz in Greetsiel. 1464 stiegen sie zu Grafen von Ostfriesland auf. Graf Enno II. (1505–1540) heiratete 1530 Anna von Oldenburg (1501–1575). Von den sechs Kindern aus dieser Ehe kommen vier in der weiteren Erzählung vor:

Edzard II. (1532–1599)

Anna (1534–1552)

Heilwig (1535–1616)

Johann (1538–1591)

Nach dem frühen Tod Ennos II. verlor Anna ihr siebtes Kind, mit dem sie schwanger gewesen war.<sup>2</sup> Schon deswegen war sie nicht in der Verfassung, die Regentschaft für ihre noch unmündigen Kinder anzutreten. Schwerer noch wog die familiäre Beziehung zu Kaiser Karl V. 1539 heiratete Johann Cirksena, ein jüngerer Bruder Ennos II., Dorothea von Österreich, eine außereheliche Tochter Kaiser Maximilians I. Die Hochzeit fand an der Residenz Karls V. in Brüssel statt.

Johann Cirksena war im Gegensatz zu seinem Bruder altgläubig geblieben. Nach dem Tod Ennos II. übertrug Karl V. auf dem Reichstag von Regensburg 1541 Johann die Regentschaft über die Grafschaft Ostfriesland. Damit sollten die Ansätze zur Reformation rückgängig gemacht werden. Erst eine energische Intervention der

ostfriesischen Landstände übertrug 1542 die Regentschaft auf die Witwe. Sprecher des ostfriesischen Adels war Tido von Kniphausen, „ein vor den übrigen redege wandter und scharfsinniger Mann“, wie Ubbo Emmius ihn in seiner Friesischen Ge schichte charakterisiert.<sup>3</sup>

1561 endete die Regentschaft Annas. In diesen Jahren herrschte in Ostfriesland reformatorische Vielfalt. Sie selbst näherte sich immer mehr der calvinistischen Glaubensrichtung an, aber auch Zwinglianer und Lutheraner predigten ungehindert. Sogar altgläubige Katholiken waren geduldet. Lediglich die Täufer wurden 1549 auf Druck des Kaisers verboten. Ihre Söhne schickte Anna auf das Gymnasium der freien Reichsstadt Straßburg, zwei ihrer Töchter gab sie zur Ausbildung an den Heidelberger Hof.

Die Bekanntschaft zwischen dem späteren Heidelberger Kurfürsten Friedrich II. und den Cirksenas stammte spätestens von der Hochzeit 1539 in Brüssel, an der Friedrich teilgenommen hatte.<sup>4</sup> Friedrich war seit 1535 mit Dorothea von Dänemark verheiratet und folgte 1544 seinem Bruder Ludwig V. als Kurfürst nach. Seine Ehe war kinderlos. Der Hof auf dem Heidelberger Schloss bot wie wenige andere Residenzen umfassende Gelegenheit für heranwachsende Fürstenkinder, das Leben des Hochadels, die Regeln wie die Vergnügungen, den Umgang mit Diplomaten wie mit Bediensteten kennen zu lernen. Auch wenn die Quellen dazu schweigen, gab es sicherlich Angebote an Bildung und Unterricht.

Die Hauptquelle für Annas und Heilwigs Zeit in Heidelberg ist das Rechnungsbuch von Mutter Anna, aus dem Petrus Bartels 1905 die entscheidenden Angaben zusammengestellt hat: Anna verließ Greetsiel am 10. Juli 1545 im Alter von 11 Jahren; für „Rüstung, Kleidung und anders“ bekam sie 68 Emden Gulden und 4 Taler mit; „item dem frewlin werden gegeben in gelde 100 Dal[er], 35 goltgülden 52 Riden“,<sup>5</sup> also wohl die Ausstattung für den eigenen Bedarf. Darüber hinaus beschenkte Anna den Kurfürsten mit einem Hengst im Wert von 70 Talern.<sup>6</sup>

Am 29. Juni 1548 reist Mutter Anna selbst ab, um die jüngere Tochter Heilwig ebenfalls nach Heidelberg zu bringen. Eine Zwischenstation in Köln diente einem Arztbesuch; zugleich traf dort Tochter Anna ein; sie wurde begleitet von Tido von Kniphausen, der sie offenbar in Heidelberg abgeholt hatte. Kniphausen erhielt Auslagen erstattet, die er für die „beyden Frauchen Anna und Heylwich tho oir gesmuck“ geleistet hatte.<sup>7</sup>

## **2. Annas Reise nach Heidelberg und das Interim von 1548**

Der Schmalkaldische Krieg 1546/47 war ein kleiner Vorgeschmack auf den 30-jährigen Krieg im folgenden Jahrhundert. Die Niederlage der protestantischen Fürsten veranlasste Karl V. 1548 zum Erlass des „Interims“, einem Versuch, katholischerseits auf die reformatorischen Impulse zu reagieren: Gestattet war das Abendmahl in beiderlei Gestalt, die übrige Lehre und die Kirchenorganisation sollten weitgehend unangetastet bleiben.

Territorien mit entschiedenen reformatorischen Impulsen beugten sich dem Interim nicht. Der Kurfürst und Ostfriesland war jedoch gemeinsam, dass sie unter

besonderer Beobachtung des Kaisers standen und sich keinen Streit mit ihm leisten konnten oder wollten.

Die Reise Annas von Oldenburg 1548 nach Heidelberg hat ihren Niederschlag nicht nur in dem Rechnungsbuch der Gräfin, sondern auch in der allgemeinen Geschichtsschreibung Ostfrieslands gefunden. Eggerik Beninga verfasste eine niederdeutsche „Cronica der Fresen“, die dem lateinischen Werk von Ubbo Emmius vorausging. Dort wird die Fahrt nach Heidelberg in den Zusammenhang der Freundschaft zwischen der Gräfin und der Pfalzgräfin interpretiert:

„Den 29sten Junij, am dage Petri, is de grafinne to Oistfrieslandt mit dat froychen Heylewich na de palsgravinnen getaegen [gezogen]. Und hefft dat froychen by der palsgravinnen to Heidelsbarch to have [an den Hof] gebracht.“<sup>8</sup>

Ubbo Emmius stellt diese Episode dagegen in einen politischen Zusammenhang:

„Der Briefbote des Kaisers, der die Interims-Schrift zusammen mit dem Edikt in dieses Gebiet Deutschlands brachte, kam am 23. August [1548] nach Emden, als die Regentin nicht anwesend war. Diese war kurz vorher, um einen Plan zu fassen, dann aber auch um ihre jüngste Tochter den Damen am dortigen Hof zu übergeben, zu dem Kurfürsten von der Pfalz, der vom Reichstag nach Heidelberg zurückgekehrt war, aufgebrochen.“<sup>9</sup>

Annas Besuch in Heidelberg galt also nicht nur den beiden Töchtern, sondern diente politischen Verabredungen, wie dem Druck des Kaisers begegnet werden kann. Friedrich und Anna verständigten sich offenbar darauf, das Interim im Grundsatz anzuerkennen und zugleich darauf hinzuwirken, die praktische Umsetzung des Interims abzumildern.

Anna von Oldenburg bemühte sich nach ihrer Rückkehr, die Heidelberger Verabredungen umzusetzen. Ubbo Emmius schreibt:

„Schon war die Regentin zu ihren Landsleuten zurückgekehrt und hatte von dem Edikt des Kaisers und der Schrift gehört, die man gebracht hatte. Aber sie hatte auch etwas aus der Pfalz mitgebracht, was zur Aufrichtung ihres Mutes dienen konnte. [...] Schließlich beschlossen alle, zu sehr erniedrigenden Bitten und zur Milde des Kaisers ihre Zuflucht zu nehmen. Denn es blieb eine, wenn auch geringe Hoffnung übrig, daß der Kaiser, seiner Versprechungen eingedenk, sich der unschuldigen Witwe und ihrer unglücklichen Kinder erbarmen werde, wenn man es mit Bitten versuche. Die Regentin schrieb also, nachdem sie die Meinungen ihrer Leute angehört hatte, einen bittflehenden Brief an ihn.“<sup>10</sup>

Während der ostfriesische Reformator Johannes a Lasco von England aus zum Widerstand aufrief, unterwarf sich Anna dem Kaiser, indem sie ihm flehentliche Briefe schrieb, die Gottesdienstordnung dem Interim anpasste und die Wiedertäufer unterdrückte. Auch in der Kurpfalz wurden die Ansätze zu einer reformatorischen Kirchenpolitik storniert, Friedrich II. kehrte „in den reflektierten Schwebezustand“ seines Vorgängers Ludwig zurück.<sup>11</sup> In Heidelberg wurde 1549 wieder eine Fronleichnamsprozession veranstaltet, die aber schlecht besucht war. Es gab auch ernsthafte Widersetzlichkeiten: 1550 wurde im Januar im Pädagogium die reformatorische Komödie ‚Eusebia‘ aufgeführt, am Karfreitag beschädigten Studenten in der Heiliggeistkirche und bei den Franziskanern Heiligenbilder und Mobiliar.<sup>12</sup> Erst der Passauer Vertrag von 1552 beendete das Interim und machte den Weg für den Augsburger Religionsfrieden von 1555 frei.

### 3. Der Grabstein von 1552

Am 5. Juni 1552, dem Pfingstsonntag, überbrachte ein Bote aus Heidelberg am Emder Hof die Nachricht vom Tod der jungen Anna. Im Rechnungsbuch heißt es:

„Dem pfaltzgrafischen Boden, die den Doth salige Frewlin Anna allhie verkündigte am Pinxstdage Ao 52 et mortis suae 20. Mai 11 Daler.“<sup>13</sup>

Der Botenlohn war mit 11 Talern nicht schlecht. Das Todesdatum, hier mit dem 20. Mai angegeben, wird noch zu diskutieren sein. Eine Todesursache findet sich in keiner Quelle; nahe liegt der Gedanke an die Pest oder an andere „verheerende Krankheiten“<sup>14</sup>. Genaue Angaben gibt es nur zur Universitätsgeschichte. In den Jahren 1547/48 und 1555/56 wurde deren Lehrbetrieb nach Eberbach verlegt, offenbar aus Seuchenschutzgründen.<sup>15</sup> 1552 herrschte demnach keine Epidemie in Heidelberg. Aber es gab genügend andere Krankheiten, denen auch junge Menschen zum Opfer fallen konnten.

Einige Wochen später reiste Tido von Kniphausen in Begleitung eines weiteren Adligen nach Heidelberg, um den Nachlass zu ordnen und die Grabplatte zu beauftragen. Im Rechnungsbuch heißt es:

„Tido tho Knipentz und Otthen de Wendt nha Heydelberg mitgedan, van des saligen verstoruen Frouchen Anna wegen alle Ding tho Heydelborch wth [aus] tho richten.“<sup>16</sup>

Die jüngere Schwester Heilwig war inzwischen nach Lothringen umgezogen (oder evakuiert worden).

Ausgaben für die Bestattung in der Heiliggeistkirche und für die Herstellung der Grabplatte wurden im Rechnungsbuch offenbar nicht vermerkt. Knifflig ist die Frage, ob 1552 in Heidelberg noch Seelenmessen gestiftet wurden. Von Seiten der Cirkse nas ist das eher auszuschließen, für die Kurpfalz dürfte diese Art des Totengedenkens aber erst mit der Kirchenordnung Ottheinrichs von 1556 aufgehoben worden sein.

Der heutige Zustand der Grabplatte beruht darauf, dass sie zu irgendeinem Zeitpunkt zerbrochen wurde und die Teile unterhalb des Fußbodens der Kirche entsorgt waren. 1956 wurden sie aufgefunden, wieder zusammengefügt, die fehlenden Partien ohne detaillierte Gestaltung ergänzt und an der Nordwand aufgestellt.<sup>17</sup> Die kunsthistorische Beschreibung im Inschriftenbuch lautet:

„Die Platte aus grauem Sandstein zeigt in einer durch Pfeiler und bekrönenden Bögen gebildete Nische die Figur der



Gräfin Anna, Detail der Grabplatte in der Heiliggeistkirche (Foto: privat)

Verstorbenen in Halbreilief. Am Fuß der Pfeiler und am Ansatz des Bogens jeweils Wappen. Auf dem Sockel der Platte Rollwerktafel mit Grabinschrift.<sup>18</sup>

Dominiert wird die Grabplatte vom Bild der jungen Gräfin. Es handelt sich um eine gute, aber nicht um eine erstklassige Bildhauerarbeit. Das faltenreiche Kleid ist elegant, und das jugendliche Gesicht des Teenagers ist gut getroffen; der Oberkörper, insbesondere die Arme, sind dagegen eher unproportioniert und wirken etwas plump. Allerdings ist der Stein unterhalb der Taille stark zerstört und lässt deshalb die originalen Qualitäten nicht mehr sicher erkennen.

Die Wappen sind im Heidelberger Wappenbuch exakt beschrieben. Die Angaben „links“ und „rechts“ sind von der Grabplatte aus zu verstehen, „HZ“ heißt Helmzier:

Rechts oben: Ostfriesland / Cirksena. „Wappen (linksgewendet): Jungfrauenadler, begleitet von 4 sechstrahligen Sternen ober- und unterhalb der Flügel. HZ: Helmkrone; Lilie zwischen 2 nach außen geneigten Straußenfedern.“

links oben: Oldenburg-Delmenhorst. „Wappen: quadriert, 1/4. 2 Balken (Oldenburg), 2/3. an Kopf- und Fußende doppelt gekerbtes Tatzenkreuz (Delmenhorst). HZ: Helmkrone; an Kopf- und Fußende doppelt gekerbtes Tatzenkreuz zwischen 2 rechtwinklig geknickten mit je 2 Balken belegten Büffelhörnern(?)“

rechts unten: Rietberg (Großmutter väterlicherseits). „Wappen (linksgewendet): Adler. HZ: Adlerrumpf zwischen 2 Hörnern(?)“

links unten: zerstört, vermutlich Anhalt (Großmutter mütterlicherseits).<sup>19</sup>

Auf den beiden rechten Wappen sind die Adler ungewöhnlicherweise jeweils linksgerichtet dargestellt; das entspricht ihrer „Courtoisierstellung“, nach der die Wappenbilder auf die Mitte der gesamten Anlage hin ausgerichtet sind.<sup>20</sup> Die Inschrift ist heute nur noch fragmentarisch zu lesen:

„ANNO 1552 [.....]  
DAS WOLGEBOR [.....]  
OSTFRIESLÄDT [.....]  
HEIDELBER [.....]  
VERLEHE IRE [.....]“<sup>21</sup>

Es gibt aber eine gedruckte Überlieferung, die zumindest den Namen der Verstorbenen und das genaue Todesdatum wiedergibt. Der schlesische Humanist Paul Hentzner war 1596–1600 durch Mitteleuropa gereist und hatte sich Notizen gemacht. 1612 veröffentlichte er seinen Reisebericht.<sup>22</sup> Darin heißt es:

„Tumulus ex saxo Annae comitissae Frisiae, quae mortua est anno Christi nati m. d. lii. xii. maii.“<sup>23</sup>  
(Grabmal der friesischen Prinzessin Anna, die gestorben ist am 12. Mai 1552.)

Diese Mitteilung war in Heidelberg lange vor der Wiederauffindung des Grabsteins bekannt.<sup>24</sup> Zu klären bleibt noch die Differenz des Todesdatums: Der Bote aus Heidelberg meldete den 20. Mai, Hentzner notierte vom Grabstein den 12. Mai. Als Vergleich bietet sich die Reise an, die Ubbo Emmius 1576 nach Heidelberg unternahm. 1576 brauchte Emmius 20 Tage, um, allenfalls mit kurzen Verzögerungen, von Emden nach Heidelberg zu fahren.<sup>25</sup> Der Bote aus Heidelberg hätte die Strecke in eher noch kürzerer Zeit zurücklegen können. Da er am 5. Juni in Emden ankam, hat das 16 Tage zurückliegende Todesdatum des 20. Mai größere Wahrscheinlichkeit als das des 12. Mai, das Hentzner (oder sein Drucker) gelesen hat. Letzte Gewissheit ist nicht zu gewinnen.

#### 4. Annas Brüder Edzard und Johann

Welche Trauer Anna von Oldenburg für den Tod ihrer gleichnamigen Tochter hatte, ist nicht bekannt. Sechs Jahre später gab sie die Regentschaft auf, hielt sich aber nicht an die bis dahin geltende Primogenitur, sondern übertrug die Regierung auf ihre drei Söhne. 1559 schickte sie den ältesten Sohn Edzard nach Schweden, um die arrangierte Ehe mit Katharina, der Tochter König Gustavs I. aus dem Haus Wasa, einzugehen. Ihn begleitete Edzards jüngerer Bruder Johann.



Wappen der Familien Wasa und Cirksena an der Westseite der Kirche in Greetsiel, Spolien von der abgängigen Burg Greetsiel (Foto: privat)

Nun geschah etwas, das für die frühe Neuzeit ungewöhnlich klingt und vielleicht nur aus Zufall damals öffentlich und damit überliefert wurde: Cäcilia, Katharinas jüngere, 1540 geborene Schwester, und Johann begannen ein Techtelmechtel. Was genau in den Kammern des Schlosses Vadstenas in der Provinz Östergötland geschah, ist nicht mehr zu klären. Der Skandal wurde aber bekannt. Cäcilia wurde im Auftrag ihres Vaters misshandelt, ebenso Johann, der ein Jahr in schwedischer Haft blieb und wahrscheinlich durch die Tortur seine Zeugungsfähigkeit verlor. In einem Brief vom 3. April 1560 an seine Mutter schildert Johann seine Version:

„nemlich, das ich [...] zu Ihrer Majt. geliebten Tochter Cicilien ezliche mahl durchs fenster inn ihr schlaffkammer bey nacht Zeiten gestiegen [...]. Wodurch dann J. Kon. Majt. geliebte Tochter ann ihrem guten gerüchte merglich geschreckt und inn ein öffentlich geschrey kommen.“<sup>26</sup>

Cäcilia verlor die arrangierte Verlobung mit dem Pfalzgrafen Georg Johann von Veldenz, der sich stattdessen für die nächstjüngere Wasa-Tochter Anna entschied. Auch andere Eheprojekte scheiterten, bis sie schließlich mit dem Markgrafen Christoph II. von Baden-Rodemachern verheiratet wurde, mit dem sie sechs Kinder hatte. Johann Cirksena dagegen blieb unverheiratet und kinderlos. Für beide Schicksale mag das altmodische Urteil des badischen Historikers Karl Brunner gelten, dass sie „mehr unglücklich als schimpflich“ waren.<sup>27</sup>

Das schwedische Königshaus war lutherisch, und so wurde Edzard zum Lutheraner. Johann schloss sich in der Folge eng an seine Mutter an; beide waren calvinistisch. Nachdem der dritte Bruder, den ich hier ausblende, 1566 gestorben war, wurde die Grafschaft administrativ in zwei Teile geteilt: Edzard saß im Emdener Schloss, bis er nach dem Aufstand der Bürger von 1595 nach Aurich umzog. Johann erhielt die Ämter Greetsiel, Leer und Stickhausen. Mutter Anna lebte hauptsächlich auf ihrem Witwensitz Greetsiel und starb 1575 in Emden. Die Teilung zwischen den verfeindeten Brüdern prägt die konfessionelle Landkarte Ostfrieslands bis heute.

## 5. Der Reformator Menso Alting

Menso Alting (1541–1612) gehörte zur dritten Generation an Reformatoren. Ostfriesland verdankt seinem Wirken, dass sich der Calvinismus dort landeskirchlich halten konnte und nicht vom Luthertum wieder absorbiert wurde. Zunächst zum katholischen Priester bestimmt, entschloss er sich 1565 zu einem Studium in Heidelberg, wo er sich am 25. Oktober immatrikulierte.<sup>28</sup> Schon im folgenden Jahr versah er Pfarrstellen, zunächst wieder in den Niederlanden, dann in der linksrheinischen Kurpfalz, ab 1570 in Dirmstein. In demselben Jahr sollte er nach Heidelberg zum Hofprediger berufen werden; wie sein Biograf Ubbo Emmius schildert, kritisierte Alting in seiner Probepredigt die Ehe Pfalzgraf Johann Kasimirs mit Elisabeth aus dem lutherischen Kurfürstenhaus von Sachsen und wurde abgelehnt. 1573 ging er doch nach Heidelberg und wurde Pfarrer an der Peterskirche.<sup>29</sup>



Johann Kasimir und Elisabeth von Sachsen, Reliefs an der Fassade Hauptstraße 178 (Foto: privat)

In Heidelberg wurde die Reformation nach langem Zögern in der ersten Jahrhunderthälfte unter Kurfürst Ottheinrich entschieden vorgebracht. Die Kirchenordnung von 1556 orientierte sich weitgehend an Luthers Lehre, trug aber auch Züge süddeutsch-reformierter Theologie, etwa in der Bilderfrage. Ottheinrichs Nachfolger Friedrich III. führte die kurpfälzische Kirche in das reformierte Lager. Zwei Jahre vor Altings Immatrikulation war der Heidelberger Katechismus erschienen, das wichtigste Bekenntnis des Calvinismus in Deutschland. In der Folge be-

gann in Heidelberg ein heftiger theologischer und kirchenpolitischer Streit um die Kirchenzucht. Im Grunde ging es dabei um die Frage nach dem Verhältnis von Staat und Kirche. An der Oberfläche spitzte sich der Streit zu um die Gültigkeit der Trinitätslehre. Eine kleine Gruppe von Theologen hatten Zweifel an der biblischen Begründung der Dreieinigkeit. 1553 hatte Calvin den Antitrinitarier Michel Servet in Genf als Ketzler verbrennen lassen. In Heidelberg wurde der Ladenburger Superintendent Johannes Sylvanus 1572 am Tag vor Weihnachten mit derselben Anschuldigung auf dem Marktplatz geköpft. Von Dirmstein aus war es Alting kaum möglich, Augenzeuge der Hinrichtung zu sein, aber Gesprächsstoff war dieser Vorfall unbedingt.

Der engste Freund des Hingerichteten war Adam Neuser (1530–1576), Pfarrer an der Peterskirche und dann an der Heiliggeistkirche. Neuser war ebenfalls inhaftiert worden, konnte aber fliehen. Er ging nach Konstantinopel und starb dort als islamischer Konvertit.<sup>30</sup> Ein dritter Antitrinitarier, Matthias Vehe, kam 1572 glimpflich davon; er wurde nur des Landes verwiesen. Menso Alting war mit nur geringem Abstand Nachfolger Neusers an der Peterskirche und konnte ohne Zweifel nähere Informationen bekommen. In Greetsiel sollten sich Alting und Vehe 1590 tatsächlich begegnen. Ubbo Emmius verschweigt in seiner Biografie, aus welchen Gründen auch immer, die meisten der Heidelberger Verwicklungen Altings.

Im Oktober 1575 zog es Menso Alting nach Emden. Dort starb im November 1575 Anna von Oldenburg. Alting hatte die ehrenvolle Aufgabe, die Grabrede zu halten. Edzard II., Annas ältester Sohn, blieb als Lutheraner der Totenfeier fern.

## 6. Der Historiker Ubbo Emmius

Ubbo Emmius (1547–1625), der ostfriesische Humanist und Historiker, ist bereits einleitend erwähnt, im Zusammenhang mit der Reise Annas von Oldenburg nach Heidelberg zitiert und als Biograf Menso Altings genannt worden. Er wurde 1547 im Greetsieler Pfarrhaus geboren. Heute erinnern dort zwei Gedenktafeln an ihn, eine am Marktplatz, die andere am früheren Pfarrhaus,



Tafel am Geburtshaus von Ubbo Emmius in Greetsiel, Hohe Straße 1 (Foto: privat)

Hohe Straße 1. Er besuchte Schulen in Emden, Bremen und Norden und bezog 1570 bis 1574 die Universität Rostock. Sein Lehrer dort war der Lutherschüler David Chyträus, der aus dem Kraichgau stammte. 1576 unternahm Emmius eine Fußreise

nach Genf, bei der er auch durch Heidelberg kam. Im Jahr davor hatte er in Emden Menso Alting kennen gelernt,<sup>31</sup> der ihm sicherlich Ratschläge für die Kurpfalz geben konnte.

Über seine Reise nach Genf verfasste Emmius einen Bericht, der weniger der eigenen Erinnerung oder den eigenen Reflexionen gewidmet ist, sondern mehr den äußeren Ablauf der Reise schildert, die Stationen aufzählt, günstige Übernachtungsmöglichkeiten nennt und auf Risiken und Unfälle eingeht.<sup>32</sup> Das Reiseziel Genf galt vorrangig Theodor von Beza, dem Freund und Nachfolger Johannes Calvins. Dabei hatte sich Emmius keineswegs schon eindeutig auf den Calvinismus festgelegt. In Mainz denkt er an Bonifatius, in Bretten an Philipp Melanchthon und in Basel an Erasmus von Rotterdam.<sup>33</sup> Nach der Rückkehr aus Genf ging Emmius zu Altings Kummer als Rektor an das Gymnasium im lutherischen Norden,<sup>34</sup> bis er 1588 schließlich an das Gymnasium im calvinistischen Leer wechselte. 1596 wurde er nach Groningen berufen und starb dort 1625.

Emmius gibt keinen Grund dafür an, warum er zum Studium nicht nach Heidelberg ging. Immerhin blieb er auf der Hinreise vom 19. bis 22. Juni 1576 in Heidelberg und besuchte Freunde und Bekannte. Die Namen, die er nennt, lassen sich nur zum Teil in der Matrikel nachweisen. Etwas Farbe kommt auf, als Emmius einen Besuch des Herrengartens schildert, dessen exotische Flora auch unter dem sparsamen Regiment Friedrichs III. gepflegt wurde. Der Bericht lautet:

„Ich verliess Speyer am 19. Juni um 10 Uhr und fuhr mit einem Wagen nach Heidelberg. Mitten auf dem Weg von Speyer nach Heidelberg machten wir in Hockenheim Rast. Und dann fuhr ich gegen 6 Uhr abends nach Heidelberg hinein und nahm mein erstes Essen bei Milius ein. Dort sah ich Matthäus, der nach Genf zu gehen gedachte. Am folgenden Tag – es war der 20. Juni – traf ich Jeremias Basting, mit dem ich zweimal speiste. Mit Heinrich Pricker war ich einmal zu Tisch. Denn ich blieb dort an die drei vollen Tage. Am 21. Juni besuchte ich zusammen mit Jeremias den Garten des Kurfürsten und sah mir dort alles an. Es gibt dort auch andere Früchte verschiedenster Art, aber insbesondere einige fremde Bäume, wie zum Beispiel Feigenbäume, Geranien, Granatapfelbäume und Pomeranzen, die hervorragend geordnet sind. Im Winter werden sie durch ein Dach geschützt und mit Feuer erwärmt. Von Speyer bis Heidelberg sind es drei Meilen.

Am 22. Juni verliess ich Heidelberg ungefähr um 1 Uhr bei nicht hinreichend heiterem Wetter, indem mich Heinrich Pricker bis zu irgend einem Punkt begleitete. Dann ging ich allein weiter nach Nussloch, eine Meile von Heidelberg, von dort nach Brusel [Bruchsal].“<sup>35</sup>

Auf der Rückreise blieb Emmius Ende Juni 1578 auf der linken Rheinseite. Heidelberg war da bereits fest in lutherischer Hand. Konfessionelle Gründe dürfte Emmius für diese Route aber nicht gehabt haben, denn auch die calvinistischen Nebenhauptstadt Neustadt ließ er aus. Er wollte offenbar nur schnell heim.

## **7. Noch eine Anna Cirksena, die zweite Gattin Kurfürst Ludwigs VI.**

Im Oktober 1576 starb Friedrich III. Sein Nachfolger Ludwig war mütterlicherseits und am badischen Hof lutherisch erzogen worden; auch die Oberpfalz, der Ludwig seit 1563 als Statthalter vorstand, war zu der Zeit lutherisch orientiert. Ludwig VI. nahm an den Trauerfeierlichkeiten für seinen Vater nicht teil, sondern kam erst im November nach Heidelberg. In seiner nur sechsjährigen Regierungszeit wechselte er das Personal der Regierung wie das der Universität aus und besetzte die freien

Stellen mit Lutheranern. Um den Familienfrieden zu wahren, wurde Ludwigs jüngerer Bruder Johann Kasimir mit einem eigenen Herrschaftsbereich ausgestattet, das dieser linksrheinisch von Kaiserslautern aus verwaltete. Damit war der Gegensatz zwischen den beiden reformatorischen Glaubensrichtungen in der Kurpfalz aufs heftigste entbrannt.

Ludwig VI. erste Frau war bis 1582 Elisabeth von Hessen, die 1582 starb. Er heiratete ein Vierteljahr vor seinem Tod erneut. Seine Wahl fiel auf Anna Cirksena (1562–1621), eine Tochter Graf Edzards II. von Ostfriesland. Die Braut wurde in Aurich geboren, war eine Enkelin von Anna von Oldenburg und eine Nichte unserer Anna, der früh Verstorbenen unter dem Grabstein in der Heiliggeistkirche. Enkelin Anna, gerade 20 Jahre alt, war lutherisch erzogen und passte insofern gut zu Ludwigs Politik.

Nach Ludwigs Tod wurde die junge Witwe in zweiter Ehe mit Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach verheiratet. Für die dritte Ehe konvertierte sie 1617 zum Katholizismus. Ihr 25 Jahre jüngerer Mann war selbst katholisch geworden und stand nun in kaiserlichen Diensten; 1620 nahm er an der Schlacht am Weißen Berg teil. Anna starb 1621 in Jindřichuv Hradec (Neuhaus) in Tschechien und liegt dort begraben.<sup>36</sup>

## **8. Matthias Vehes Tod 1590 in Greetsiel**

Matthias Vehe (um 1545–1590) kam im Frühjahr 1590 nach langem Exil und längeren Kreuz- und Quer-Fahrten durch Deutschland nach Ostfriesland. Vehes Biograf vermutet, dass ihn die starke Stellung der jüdischen Gemeinde in Emden besonders angezogen habe.<sup>37</sup> In erster Linie war aber die ostfriesische Hauptstadt ein Zufluchtsort für Glaubensflüchtlinge aus den Niederlanden; zwar residierte dort der Lutheraner Graf Edzard II., das Emdener Bürgertum war aber in seiner Mehrheit calvinistisch. Dort konnte Vehe neue Anhänger für seinen konsequenten Biblizismus und seinen Antitrinitarismus erwarten. Aber Vehe wurde inhaftiert, konnte fliehen und geriet erneut in Haft, nun in Greetsiel. Während der Haft schrieb er einen detailreichen, stellenweise auch anekdotischen Bericht über seinen Anteil an den Vorgängen in Heidelberg 1570 bis 1572. Er sei damals nicht als Ketzler, sondern nur aufgrund einer Intrige des Landes verwiesen worden und sei deshalb frei zu lassen.<sup>38</sup>

Matthias Vehes Lebensschicksal spiegelt die konfessionellen Verwicklungen und die darin freigesetzten Hoffnungen und Utopien der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts intensiv wider. Er stammte aus Ballenberg, heute ein Ortsteil der Stadt Ravenstein im Neckar-Odenwald-Kreis. Er immatrikulierte sich am 29. August 1561 an der Theologischen Fakultät der Heidelberger Universität.<sup>39</sup> Anschließend bezog er die Universitäten Rostock und Tübingen. In Rostock hörte er David Chyträus. Dass er dort nicht auf Ubbo Emmius getroffen war, liegt nur daran, dass er ein paar Semester vor diesem in Rostock war. Sein Berufsweg führte ihn als Diakon nach Kaiserslautern und als Präzeptor an das Pädagogium in Heidelberg. 1570 mitverhaftet saß er im Seltenleer und später auf dem Dilsberg. Am 26. August 1572 – vier Monate vor der Hinrichtung Johannes Sylvanus' – wurde er mit einem



Hinrichtung des Johann Sylvanus 1572 auf dem Heidelberger Marktplatz, zeitgenössische Darstellung aus dem Thesaurus picturarum des Markus zum Lamm.

zu, sondern suchte die Nähe zu der anderen monotheistischen Religion, dem Judentum.

Vehe suchte Zuflucht im Osten, zumeist jenseits der Grenzen des Reichs: Litauen, Mähren, Polen und Ungarn. In Siebenbürgen wurde er 1574 Leiter der Klausenburger Schule. Seine Anhänger schlossen sich dort zur protestantischen Sekte der Sabbatanier zusammen. Diese Gruppierung bewahrte ihren Zusammenhalt und trat 1868 förmlich zum Judentum über; 1944 geriet sie deshalb in die Todesmühlen des Holocausts.<sup>41</sup>

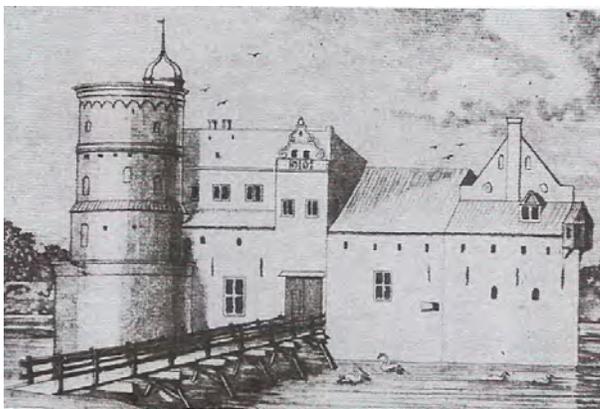
In seinen Exiljahren trat Vehe unter verschiedenen Pseudonymen auf. Gliorius war davon der wichtigste. Gotthold Ephraim Lessing erkannte 1774 als erster den sprachlichen Zusammenhang zwischen dem mundartlichen „Vehe“ und „Haselmaus“ (= lateinisch glis).<sup>42</sup> Um 1578 erschien sein theologisches Hauptwerk „Mattanjah“ in Köln im Druck.

1589 fuhr Vehe von Danzig per Schiff in die Niederlande. Dort hatte sich ab 1568 das calvinistische Bürgertum gegen die katholisch-spanische Herrschaft erhoben. Im November 1589 war Vehe in Marburg und brach von dort nach Emden auf, wohl immer im Bestreben, seine Lehre zu verbreiten und Unterstützer zu finden. Aufgrund der Quellenlage sind nur wenige Datumsangaben möglich. In Emden war

„Urfrieden“ frei gelassen, eine Art Strafbefehl, der ihn des Landes verwies und ihm Beleidigungen des Landesherrn künftig verbot, ihn aber nicht wegen Häresie unter Strafe stellte.<sup>40</sup>

Vehe hielt diese Auflagen sorgfältig ein: Er mied künftig das Territorium der Kurpfalz und enthielt sich aller negativen Aussagen über die Pfalzgrafen. Dem, was er in der Gruppe um Sylvanus und Neuser gelernt und sich durch eigenes Bibelstudium erarbeitet hatte, blieb er treu: Die Anbetung gebühre Gott allein und dürfe sich nicht an den Menschen Jesus Christus richten; einen dreieinigen Gott kenne die Bibel nicht; das Neue Testament könne das Alte Testament nicht aufheben, sondern würde es erfüllen. Im Unterschied zu Adam Neuser wandte sich Vehe nicht dem Islam

er spätestens Mitte Februar in Haft.<sup>43</sup> Auch der frühneuzeitliche Nachrichtendienst funktionierte: In Emden gingen Steckbriefe aus Marburg und Heidelberg ein. In der ersten Märzhälfte muss ihm die Flucht aus dem Emdener Gefängnis gelungen sein. Möglicherweise hatte er dabei Helfer. Ende März 1590 kam er wieder in Haft, diesmal in Greetsiel. In der ländlichen Umge-



Burg Greetsiel im 16. Jahrhundert, zeitgenössische Ansicht von Nordwesten

bung der Krummhörn hatte er wohl keine Unterstützer mehr. Graf Johann ließ sich Zeit. Erst am 24. Juni trat der Coetus, der Pfarrkonvent des reformierten Landesteils der Grafschaft, zusammen, aus Platzmangel im benachbarten Visquart. Wortführer der Theologen war Menso Alting.

Ubbo Emmius saß 1590 als Rektor in Leer und hatte keine förmliche Funktion im Verfahren gegen Vehe. Auch in seinen Schriften – sowohl in seiner friesischen Geschichte als auch in seinem Reisebericht – bleibt die Häresie der Antitrinitarier unerwähnt. An seiner Gesinnung kann es keinen Zweifel geben: 1612 spricht er mit Abscheu von den „silvani“, also von der Mehrzahl des Sylvanus.<sup>44</sup>

Am 1. Juli verabschiedete der Coetus ein ausführliches Dokument, gerichtet an den Landesherrn Graf Johann. Darin werden in 20 Punkten die Irrtümer Vehes aufgelistet und widerlegt. Zum weiteren Vorgehen wendet sich das Dokument gegen den Vorschlag einer öffentlichen Disputation, da auf diese Weise nur unnötiges Aufsehen erregt würde. Am Schluss heißt es:

„Inmittelst seyn wir erbietig und willig, [...] mit einem christlichen und ernstlichen schreiben aus dem wort gottesden verhaften Vinehn [Vehe] zum abstand von seinem ungöttlichen, unleidlichen führnehmen und zur wahren buß zu ermahnen und durch etliche aus unserm mittel ihm dasselbe behandeln lassen und darauf seiner antwort gewärtig seyn. Wie er sich dann in det wiederantwort vernehmen läßt, darnach wird man sich weiter zu richten wissen und ihm der gebühr zu begegnen.“<sup>45</sup>

Die ostfriesischen Geistlichen hatten also ein starkes Interesse an einem theologischen Streit und schlossen eine Bestrafung des Ketzers Vehe nicht aus. Der Heidelberger Kirchenrat behandelte den Fall am 24. August. Neben den Theologen war es auch der Jurist Marcus zum Lamm, der sich über Vehes Bezug zu Neuser und Sylvanus erregte und die Überführung nach Heidelberg forderte.<sup>46</sup> Die weltlichen Behörden verloren aber im Verlauf des Herbsts jegliches Interesse an einer Auslieferung oder an einer öffentlichen Bestrafung. 1590 war nicht mehr 1572; der Calvinismus war als zweite protestantische Strömung im Reich anerkannt und gewann an Stärke. Weder der hessische Landgraf noch der Heidelberger Pfalzgraf stellten wirksa-

me Auslieferungsanträge. Und auch Graf Johann von Ostfriesland unternahm nichts, um einen Ketzerprozess in Gang zu setzen.

Am 21. Dezember endete das Verfahren mit dem Tod Vehes. Bernhard Elsenius, lutherischer Pfarrer in Norden, notiert im Rückblick:

„Der XXI. Tag Decembris. Anno 1590 is up dussen dach in der Grete [Greetsiel] gestorven Matthias Vehe, ein growlicker Arrianer und Servetianer, welcke de Rabinos wol gestuderet unnd de Latinische, Grekische und Hebraische spracke ad Unguem gewost hefft.“

Elsenius benennt dann im Einzelnen die theologischen Irrtümer Vehes. In einer Nachbemerkung kann der Lutheraner seine polemische Sicht gegen den Calvinismus nicht unterdrücken:

„Dusser vorgedachter Arrianer bekenede opentlick, dat he sinen grund ex libris Calvini unnd Bezae gesogen hadde, berep sick ock facken up ere schriffen und gloßen.“<sup>47</sup>

Ein Tod im Gefängnis gibt immer Anlass zu Vermutungen: Zwischen Hungertod, bedingtem Vorsatz bei der Folter oder aktivem Mord bleiben nicht viele Alternativen. Ein natürlicher Tod wäre der unwahrscheinlichste Fall.

Matthias Vehes Lehre ist als dogmatische Abweichung vom christlichen Bekenntnis nur sehr unzureichend beschrieben. Er hatte einen eigenen Kopf und gehörte einem Umfeld an, das Elemente der Aufklärung vorwegnahm. Seine Bedeutung für den christlich-jüdischen Dialog ist bis heute nicht gewürdigt. Aus seinem Hauptwerk Mattanjah sei eine bezeichnende Passage zitiert, in der er die Messias-Erwartung von einer himmlischen in die diesseitige Sphäre versetzt:

„In keinē ort in der geschriff, daß mir bewust ist, wurd das reich Christi ein Gaistlich reich genennet, und ob es schon in der geschriff wurde Gaistlich genennet, so volgte doch nit daß jenige d[a]z si wollen, darauß. Erstlich, dieweil es wurde Gaistlich genennet darum das jn im Gott ausgosse sein Hailigen Gaist [...]. zum anderen, dieweil daß wort Gaist, wurd nit entgegen gesetzt dē wort, welt, sonder dem wort, flaisch, als aus H. geschriff zusehen ist. Dan so daß wort, Gaist, dem wort Welt, wurd entgegen gesetzt, so kennet niemants Gaistlich hie uff erden sein, welches doch gantz falsch ist.“<sup>48</sup>

Über den Ort seiner Bestattung schreibt Elsenius:

„Entlick is he in de Grete gestorven und in loco inhonesto begraven.“<sup>49</sup>

Für Robert Dan ist dieser ‚unehrenhafte Ort‘ in der Nähe des Greetsieler Kirchhofs zu suchen.<sup>50</sup> Hans Rott übersetzt präziser: am „Schindanger“. <sup>51</sup> Wer heute in Greetsiel eine Erinnerungstafel für Matthias Vehe aufstellen wollte, müsste den Ort auffindig machen, wo der Galgen stand.

## 9. Epilog

Mit dem unaufgeklärten Tod Vehes enden die drei Episoden, die Greetsiel und Heidelberg im 16. Jahrhundert miteinander verbinden. Der archäologische Suchgraben soll aber noch um ein kurzes Stück verlängert werden, um einen Blick in das 17. Jahrhundert frei zu geben.

Am 18. März 1595 setzten die Bürger Emdens den vom Landesherrn eingesetzten Rat ab. Edzard II. verlegte daraufhin die Residenz nach Aurich. Zwar nicht förmlich-rechtlich, aber doch faktisch war Emden damit zu einer freien Reichsstadt

geworden. Dieser Aufstand – seit dem 18. Jahrhundert „Emder Revolution“ genannt<sup>52</sup> – hatte einen Streit um die Einführung einer neuen Steuer zum Anlass; die Hauptkonfliktlinien lagen in der konfessionellen Orientierung und in den Rechten der kommunalen Selbstverwaltung. Menso Alting hatte seine große Stunde. Auch Ubbo Emmius hielt sich in Emden auf, trat aber nicht öffentlich in Erscheinung.<sup>53</sup> Es gibt Linien, die von der Emdener Revolution zum 30-jährigen Krieg führen. 1610 wurde Heinrich Alting, Menso Altings dritter Sohn, in Heidelberg zum Erzieher des Kurprinzen Friedrich; er begleitete seinen Zögling 1613 auch auf dessen Brautfahrt nach London. Heinrich Alting (1583–1644) war zur Zeit der Emdener Revolution dort Lateinschüler;<sup>54</sup> der Sieg des politischen Calvinismus hat seine Anschauungen ohne Zweifel geprägt.

Bis zu Friedrichs Annahme der böhmischen Krone gab es weitere Erfolge. 1605 verordnete Landgraf Moritz von Hessen die Einführung von „Verbesserungspunkten“, nach denen seine Kirchenordnung im calvinistischen Sinn überarbeitet wurde. 1613 trat Kurfürst Johann Sigismund in Berlin zum calvinistischen Bekenntnis über. Es gab weitere Ereignisse dieser Art im Vorfeld des 30-jährigen Kriegs, die Friedrich V. die Gewissheit gaben, seine Sache sei im Vormarsch und die Annahme der böhmischen Krone werde siegreich sein. Den Grund für diese Gewissheit legte Heinrich Alting mit seiner Jugenderfahrung der Emdener Revolution von 1595.

Zum Abschluss noch zwei familiäre Daten: 1614 heiratete Heinrich Alting in Heidelberg Susanne Belier, eine Tochter von Francina und Charles Belier, den Bauherren des „Ritter“ in der Hauptstraße. In demselben Jahr immatrikulierte sich Wessel Emmius, Ubbos einziger Sohn, der das Erwachsenenalter erreichte, an der Theologischen Fakultät Heidelberg. Ein Brief an seinen Vater vom 25. Mai 1616 enthält keine Bezüge zu seinem Studienort.<sup>55</sup>

## Anmerkungen

- 1 Siehe Renate Neumüllers-Klauser (Bearb.): Die Inschriften der Stadt und des Landkreises Heidelberg (Die deutschen Inschriften 12), Stuttgart 1970, S. 147f., hier S. 147.
- 2 Henning Jürgens: Die vormundschaftliche Regentschaft der Gräfin Anna und die Berufung Johannes a Lasco zum ostfriesischen Superintendenten, in: Emdener Jahrbuch 79, 1999, S. 42–65, hier S. 46, Anm. 17.
- 3 Ubbo Emmius: Friesische Geschichte (Rerum Frisicarum historiae libri 60). Aus dem Lateinischen übersetzt von Erich von Reeken, Bd. 6, Frankfurt 1982, S. 912.
- 4 Ebd., S. 902.
- 5 Petrus Bartels: Das Histörchen von der Scharsegin, Emdener Jahrbuch 2, H. 2, 1905, S. 162f.
- 6 Heiko Ebbel Janssen: Gräfin Anna von Ostfriesland. Eine hochadelige Frau der späten Reformationszeit (1540/42–1575). Ein Beitrag zu den Anfängen der reformierten Konfessionalisierung im Reich (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 138), Münster 1998, S. 151, Anm. 74.
- 7 Bartels: Histörchen (wie Anm. 5).
- 8 Eggerik Beninga: Cronica der Fresen (Quellen zur Geschichte Ostfrieslands 4), Bd. 2, Aurich 1964, S. 737.
- 9 Emmius: Friesische Geschichte 6 (wie Anm. 3), S. 935.
- 10 Ebd., S. 936.
- 11 Johannes Ehmman: Der Heidelberger Katechismus im Zeitalter der frühen Konfessionalisierung. Ein ereignisgeschichtlicher Überblick, in: ders. (Hg.): Der Heidelberger Katechismus und seine Verbreitung in den Territorien des Reichs. Studien zur deutschen Landes-

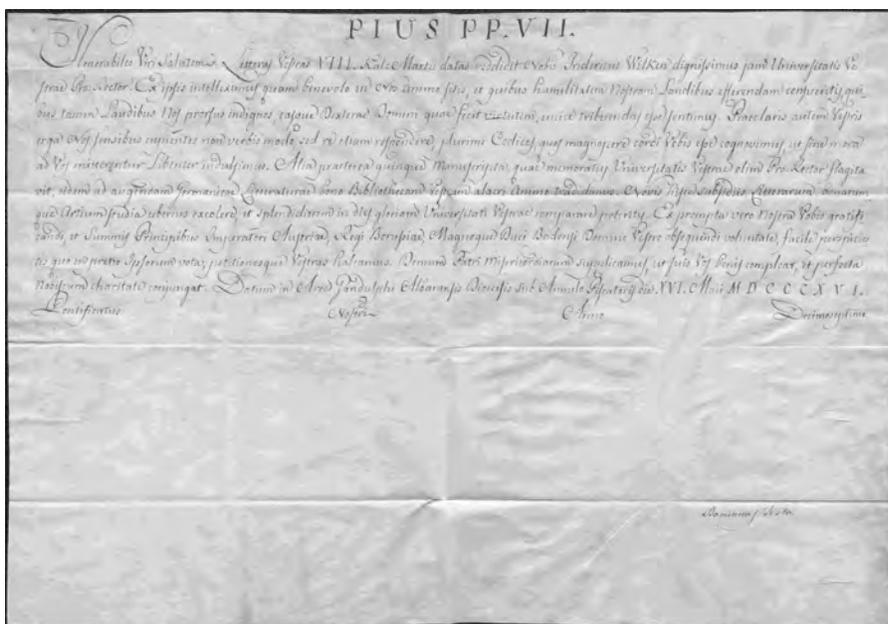
- kirchengeschichte (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte 5), Stuttgart 2015, S. 13–25, hier S. 18.
- 12 Regina Baar-Cantoni: Religionspolitik Friedrichs II. von der Pfalz im Spannungsfeld von Reichs- und Landespolitik (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B 188), Stuttgart 2011, S. 248f.
  - 13 Bartels: Histörchen (wie Anm. 5), S. 163.
  - 14 So Hinrich Koch: Das Grab der Komtesse Cirsena in Heidelberg, in: Der Deichwart. Heimatbeilage zur Grenzlandzeitung Rheiderland 132, 8.6.1957, S. 1–3, hier S. 1. Hinrich Koch (1885–1959) stammte aus Ostfriesland, war studierter Historiker ohne Abschluss und Angestellter der Universitätsbibliothek Heidelberg.
  - 15 Siehe Maïke Rotzoll: Seuchen und Kriege in der frühen Geschichte der Universität Heidelberg, in: Peter Meusburger (Hg.): Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg, Knittlingen 2011, S. 52f., Schaubild 1: Unterbrechung des Lehrbetriebs durch Seuchen, Kriege und Konflikte 1406–1704.
  - 16 Bartels: Histörchen (wie Anm. 5); Bartels datiert „im Sommer“.
  - 17 Koch: Komtesse Cirsena (wie Anm. 14), S. 2.
  - 18 Neumüllers-Klauser: Inschriften (wie Anm. 1), S. 147.
  - 19 Harald Drös: Heidelberger Wappenbuch. Wappen an Gebäuden und Grabmälern auf dem Heidelberger Schloß, in der Altstadt und in Handschuhsheim, Heidelberg 1991, S. 164–167.
  - 20 Freundliche Auskunft von Harald Drös, 17.3.2017.
  - 21 Neumüllers-Klauser: Inschriften (wie Anm. 1), S. 147.
  - 22 Paul Hentzner: Itinerarium Germaniae, Galliae, Angliae, Italiae. Cum Indice Locorum, Rerum atq[ue] Verborum memorabilium, Nürnberg 1612.
  - 23 Zitiert nach Neumüllers-Klauser: Inschriften (wie Anm. 1), S. 148.
  - 24 Maximilian Huffschmid: Die Heiliggeistkirche in Heidelberg als Begräbnisstätte bis 1693, in: Neues Archiv 12, 1920, S. 191–213, hier S. 206: „Gräfin Anna von Friesland, † 12.5.1552, wohl die gleichnamige unverheiratete Tochter des Grafen Enno II. von Ostfriesland († 1540) und der Gräfin Anna von Oldenburg († 1575). [...] Denkmal aus Stein. Hentzner p. 180.“
  - 25 E. H. Waterbolk, W. Bergsma (Hgg.): Der Reisebericht des Ubbo Emmius. Ins Deutsche übersetzt von Erich von Reeken, Groningen 1980, S. 18–60.
  - 26 Zit. nach Heinrich Reimers: Edzard II. und sein Bruder Johann am schwedischen Hofe (1560), Emder Jahrbuch 15, H. 2, 1905, S. 411–417, hier S. 411.
  - 27 Karl Brunner: Cäcilia Wasa, Markgräfin von Baden-Rodemachern, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 54 (NF 15), 1900, S. 15–28, hier S. 28.
  - 28 Gustav Toepke (Hg.): Die Matrikel der Universität Heidelberg 2, 1554–1662, Heidelberg 1886, S. 38.
  - 29 Ubbo Emmius: Menso Altings Leben. Aus dem Lateinischen übersetzt von Erich von Reeken, Emden 1983, S. 14, 18.
  - 30 Zu Neuser siehe zuletzt Martin Mulsow: Adam Neusers Brief an Sultan Selim II. und seine geplante Rechtfertigungsschrift. Eine Rekonstruktion anhand neuer Manuskriptfunde, in: Friedrich Vollhardt (Hg.): Religiöser Nonkonformismus und frühneuzeitliche Gelehrtenkultur (Quellen und Darstellungen zur Geschichte des Antitrinitarismus und Sozianismus in der frühen Neuzeit 2), [Berlin] 2014, S. 293–318.
  - 31 Gudrun Anne Dekker: Ubbo Emmius. Leben, Umwelt, Nachlass und Gegenwart. Biographie, Norderstedt 2010, S. 283.
  - 32 Emmius: Reisebericht (wie Anm. 25), siehe insbesondere die Einleitung S. 5–17, hier S. 8–10.
  - 33 Ebd., S. 24, 26, 32f.
  - 34 Ebd., Einleitung, S. 14.
  - 35 Ebd., S. 25f.
  - 36 Gelegentlich werden die beiden Annas zusammengezogen. Hans und Marga Rall: Die Wittelsbacher. Von Otto I. bis Elisabeth I., Graz u.a. 1986, lassen S. 248 die Gattin Ludwigs VI. zwar in Böhmen gestorben, aber in der Heiliggeistkirche Heidelberg begraben sein.
  - 37 Siehe Robert Dan: Matthias Vehe-Glirius. Life and work of a radical Antitrinitarian with his collected writings (Studia Humanitatis 4), Budapest 1982, S. 210f.
  - 38 Matthias Vehes Bericht über seine Heidelberger Gefangenschaft, in: Neues Archiv 8, 1910, S. 195–235.
  - 39 Toepke: Matrikel 2 (wie Anm. 28), S. 39: 29. August 1561.

- 40 Die Urfehde Matthias Vehes, in: Neues Archiv 9, 1911, S. 18–21, hier S. 20.
- 41 Paul Philippi: Sylvanus und Transsylvanien. Ein Stück Toleranzgeschichte zwischen Heidelberg und Siebenbürgen, in: Semper Apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986, Bd. 1, Mittelalter und frühe Neuzeit: 1386–1803, Berlin u.a. 1985, S. 213–230, hier S. 222.
- 42 Gotthold Ephraim Lessing: Von Adam Neusern, einige authentische Nachrichten, in: ders.: Sämtliche Schriften 9, Berlin 1839, S. 359–415, hier S. 408.
- 43 Zu Vehes letztem Lebensjahr siehe Hans Rott: Neue Quellen für eine Aktenrevision des Prozesses gegen Sylvan und seine Genossen, in: Neues Archiv 8, 1910, S. 184–194, hier S. 188–191; siehe auch die Quellen ebd., S. 236–247; vgl. auch Dan: Vehe (wie Anm. 37), S. 203–221.
- 44 Ubbo Emmius an Johann Witten, 24.1.1612, in: Hajo Bergmans (Hg.): Briefwechsel des Ubbo Emmius, Bd. 2 1608–1625, Den Haag 1928, S. 141–145, hier S. 144.
- 45 Rott: Aktenrevision (wie Anm. 43), S. 245.
- 46 Dan: Vehe (wie Anm. 37), S. 217f.
- 47 Handschrift des Nordener Predigers Bernhard Elsenius (1558–1611), in: Neues Archiv 8, 1909, S. 247. In der Vorlage heißt es – ohne Zweifel irrtümlich – „1589“.
- 48 Matthias Vehe: Mattanjah, in: Dan: Vehe (wie Anm. 37), S. 289–398, hier S. 344.
- 49 Elsenius (wie Anm. 47), S. 247.
- 50 Dan: Vehe (wie Anm. 37), S. 221.
- 51 Rott: Aktenrevision (wie Anm. 43), S. 190.
- 52 Siehe Hajo van Lengen (Hg.): Die „Ender Revolution“ von 1595. Kolloquium der Ostfriesland-Stiftung am 17.3.1995, Aurich 1995.
- 53 Dekker: Emmius (wie Anm. 31), S. 289.
- 54 Siehe zuletzt Thomas Klöckner: Heinrich Alting (1583–1644). Erste Einblicke in eine Biografie (zugleich ein Beitrag zur Netzwerktätigkeit der Reformierten im ausgehenden 16. Jahrhundert), in: Anne Eusterschulte (Hg.): Anthropological reformations. Anthropology in the era of reformation, Göttingen 2015, S. 459–479.
- 55 Faksimile und Wortlaut dieses Briefes bei Dekker: Emmius (wie Anm. 31), S. 475.



## Die Kaiser in Heidelberg am Wendepunkt von Waterloo und Friedrich Wilkens Ringen um die Rückgabe der Bibliotheca Palatina 1815-1816

Eine 2014 aus den USA in das Universitätsarchiv Heidelberg rückgeführte Papsturkunde aus dem Jahr 1816 löste nicht nur ein beachtliches Presse-Echo aus,<sup>1</sup> sondern hatte auch eine intensivere Beschäftigung mit dem Urkundenbestand des Universitätsarchivs zur Folge, zumal dieser zeitgleich Gegenstand einer Pilotstudie zum Thema Papier- und Pergamentgebrauch in einer Publikation des Heidelberger Sonderforschungsbereichs „Materiale Textkulturen“ war.<sup>2</sup> Dabei fiel die unzureichende Erschließung der Urkunden ebenso ins Auge wie deren fehlende Digitalisierung. In der Folge wurde vom Universitätsarchiv ein auf zwei Jahre angelegtes und von der Stiftung Kulturgut Baden-Württemberg mit knapp 160.000 Euro gefördertes Digitalisierungs- und Erschließungsprojekt initiiert, das im November 2016 mit der Aufarbeitung der urkundlichen Überlieferung begann.<sup>3</sup> 2017 waren zudem eine Reihe von Originalen in der Ausstellung „Päpste – Kurfürsten – Professoren – Reformatoren. Heidelberg und der Heilige Stuhl von den Reformkonzilien des Mittelalters bis zur Reformation“ im Kurpfälzischen Museum der Stadt Heidelberg zu sehen.<sup>4</sup>



Papst Pius VII. teilt in seinem Breve vom 16. Mai 1816 Prorektor und Senat der Heidelberger Universität die Rückgabe von Palatina-Handschriften mit. (Universitätsarchiv Heidelberg)

Bei den Projekt- und Ausstellungsvorbereitungen geriet auch die jüngste Papsturkunde des Universitätsarchivs Heidelberg in den Blickpunkt, deren unzureichende Erschließung bislang ihre inhaltliche Bedeutung verschleiert hatte. Genau 200 Jahre nach ihrer Niederschrift wurde sie auf den Internetseiten des Universitätsarchivs als Bild des Monats Mai 2016 der Öffentlichkeit vorgestellt,<sup>5</sup> denn sie legt Zeugnis über ein bemerkenswertes Jubiläum ab: Am 16. Mai 1816 bekundete Papst Pius VII. durch seine in Form eines Breve ausgestellte Urkunde<sup>6</sup> die Rückerstattung von Teilen der Bibliotheca Palatina, die 1623 zurzeit Kurfürst Friedrichs V., des sog. Winterkönigs, von Heidelberg nach Rom überführt worden war.<sup>7</sup>

## **Raub und Rettung**

Die bekannte Vorgeschichte beginnt mit der Wahl Friedrichs im August 1619 zum König von Böhmen. Mit der Annahme dieser Wahl durch die protestantischen böhmischen Stände hatte sich der Kurfürst offen gegen den katholischen Habsburger Ferdinand II. gestellt, den er noch kurz zuvor bei der Frankfurter Kaiserwahl selbst mit seiner Kurstimme gewählt und dabei auch als König von Böhmen anerkannt hatte. Am 4. November 1619 im Prager Veitsdom zum König gekrönt, unterlag Friedrich V. bereits ein Jahr später am 8. November 1620 in der Schlacht am Weißen Berg den Truppen der Katholischen Liga.<sup>8</sup> Er floh zu den verwandten Oraniern, mahnte allerdings noch im November 1621 aus dem holländischen Exil die Evakuierung der kurfürstlichen Bibliothek in Heidelberg an.<sup>9</sup> Im Gegensatz zu dem rechtzeitig vor den herannahenden Truppen der Katholischen Liga evakuierten Universitätsarchiv<sup>10</sup> war der ungleich umfangreichere Bibliotheksbestand allerdings noch an Ort und Stelle, als Tilly im September 1622 Heidelberg einnahm.<sup>11</sup>

Wohl auf Anordnung des Herzogs Maximilian von Bayern sorgte der Feldherr dafür, dass die Bibliothek möglichst unversehrt und vollständig erhalten blieb,<sup>12</sup> an der nicht zuletzt auch der Vatikan großes Interesse zeigte. In einem Schreiben an Herzog Maximilian berichtete Tilly über das päpstliche Ersuchen,

„wann die Statt Heidelberg von unns sollte eingenommen werden, das die von deß Pfalzgraven vordern ettliche Jahr herr auß den Clöstern genohmne und daselbsten zusammen getragene Bibliotheca in acht genohmen, unberhiert und wol verwart verblibe, damit sie Ihrer Papstl. Heyl. zum zeugnis ainer ewig gedechtnus der erhaltenen Sig und victorien, der Gottesforcht und Religion deß hochlöbl. hauß Bayern in Vaticano aufzubehalten mechete verehrt werden.“<sup>13</sup>

Bekanntlich gab Herzog Maximilian dem Drängen Papst Gregors XV. nach, zumal dieser sich für die Übertragung der pfälzischen Kurwürde auf das Herzogtum Bayern einsetzte.<sup>14</sup> Im Dezember 1622 traf der päpstliche Abgesandte Leone Allacci mit den Instruktionen in Heidelberg ein, die Bibliotheca Palatina ganz zu erhalten, sie sicher nach Rom zu bringen und insbesondere nach Aufschlüssen oder Nachrichten über die enthaltenen Handschriften und Bücher zu fahnden.<sup>15</sup>

Dass diese Mission durchaus heikel war, zeigt der Bericht von Augustin Theiner über die „Schenkung der Heidelberger Bibliothek durch Maximilian I., Herzog und Churfürsten von Bayern an Papst Gregor XV. und ihre Versendung nach Rom“ von 1844, in dem von Giftanschlägen und Anfeindungen der Heidelberger gegen Allacci

die Rede ist.<sup>16</sup> Der Widerstand konnte ihn jedoch nicht hindern, mit Unterstützung des Heidelberger Statthalters Heinrich von Metternich und des Heerführers Graf von Tilly selbst<sup>17</sup> bereits Anfang Februar 1623 etwa 3.700 handschriftliche Codices und ca. 13.000 Druckwerke – angeblich auf mehr als 100 Maultieren – über München nach Rom transportieren zu lassen.<sup>18</sup> Dort wurden sie in die Bibliotheca Vaticana aufgenommen, doch entgegen ersten Überlegungen nicht in den allgemeinen Bestand integriert. Vielmehr „entschloß man sich bald zu getrennter Aufstellung der lateinischen, griechischen und deutschen Handschriften.“<sup>19</sup>

Bei der Frage, ob es sich bei der Überführung nach Rom um einen Raub oder eine Rettung dieser berühmten Bibliothek handelte, lässt sich mit Elmar Mittler festhalten, dass die Heidelberger Bestände in einer Vollständigkeit erhalten sind,

„die in Heidelberg niemals möglich gewesen wäre. Allein durch die intensive Nutzung in der Universität wären sie dezimiert worden. Dabei ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß die Bestände spätestens im Orléanschen Krieg 1693 beim Brand auch der Heiliggeistkirche vernichtet worden wären. Muß man als Deutscher die Wegführung der Bibliothek in gewissem Maß immer als Raub empfinden, so gilt es auch anzuerkennen, daß sie ihre Rettung bedeutete.“<sup>20</sup>

## **Ringens um Restitution**

Bereits 1653, ein Jahr nach der Wiedereröffnung der Universität Heidelberg, bemühte sich Kurfürst Karl Ludwig um die Wiedergewinnung der Bibliotheca Palatina. Doch obwohl im Westfälischen Frieden die Restitution von Gütern festgelegt war, konnte Papst Alexander VII. dies als Nichtunterzeichner ignorieren.<sup>21</sup> Erst Mitte des 18. Jahrhunderts, als die Kurpfalz seit geraumer Zeit wieder von katholischen Wirtelsbachern regiert wurde, „war die Zeit reif für neue Bemühungen in Rom.“<sup>22</sup> Ein Verzeichnis historisch relevanter Handschriften und mindestens 12 Abschriften wurden angefertigt. Man knüpfte persönliche Kontakte, und auch Kurfürst Karl Theodor besuchte während eines Aufenthaltes in Rom 1774 die Bibliotheca Palatina im Vatikan – seine Ansätze zur Wiedergewinnung endeten jedoch, als er 1777 die Thronfolge in München antrat.<sup>23</sup>

Wenige Jahre später kam jedoch aus einer ganz anderen Richtung Bewegung in die Angelegenheit: Napoleon hatte im Frieden von Tolentino 1797 Papst Pius VI. gezwungen, 500 Handschriften aus der Bibliotheca Vaticana nach Paris auszuliefern, unter denen sich auch 39 Stücke Heidelberger Provenienz befanden.<sup>24</sup> Im Jahr 1806 bemühte sich Staatsminister von Reitzenstein für die inzwischen zu Baden gehörende Universität bei Talleyrand um eine Rückgabe der Heidelberger Handschriften. Doch erst der zweite Pariser Frieden von 1815 brachte den Durchbruch, der letztlich zur Ausstellung der eingangs erwähnten Papsturkunde von 1816 führen sollte.

Der damalige Prorektor Friedrich Wilken berichtet in seiner „Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelbergischen Büchersammlungen“, dass er am 2. September 1815 den Befehl erhielt, „sich schleunigst nach Paris zu begeben zur weiteren Besorgung dieser Angelegenheit unter Anleitung und Unterstützung der Großherzogl. Gesandtschaft.“<sup>25</sup> Zuvor hatten „Ihro Excellenzen, die Herren Staatsminister Freyherren von Altenstein und von Humboldt, welche mit

preiswürdigem Patriotismus diese Ansprüche unsrer Universität nicht als die besondere Sache einer einzelnen Lehranstalt, sondern als deutsche National-Angelegenheit betrachteten“ mit entsprechenden Noten ihren Einfluss in Paris geltend gemacht. Da auch der Vatikan auf Unterstützung bei der Rückführung der nach Paris entführten 500 Handschriften angewiesen war, konnte der damalige Gouverneur von Paris, der preußische Generalmajor von Müffling, „die militärische Hülfe zur Zurücknahme der aus Rom seit dem Jahre 1797 von den Franzosen hinweggeführten Gegenstände“ mit den Ansprüchen der Universität Heidelberg auf die nach Paris verbrachten Palatina-Handschriften verbinden. Der römische Abgesandte Canova stimmte einer Rückgabe dieser Manuskripte zu, zumal seine Delegation bei den Reklamationen für den Vatikan offenbar von einem aus Heidelberg mitgebrachten Verzeichnis profitierte.<sup>26</sup>

Am 7. Oktober 1815 konnte der Heidelberger Bibliotheksdirektor und damalige Prorektor Friedrich Wilken mit militärischer Unterstützung die Heidelberger Manuskripte in der Königlichen Bibliothek zu Paris in Empfang nehmen. Im Januar 1816 ließ Generalmajor von Müffling sie nach Frankfurt bringen, wo sie über den preußischen Minister von Humboldt an den großherzoglichen Gesandten Freiherrn von Berstett übergeben wurden, der sie am 14. Januar 1816 offiziell an Wilken weiterreichte.<sup>27</sup>

Inzwischen war jedoch eine über diesen ersten Erfolg hinausgehende Rückforderung in Gang gekommen, wie Wilken weiter berichtet:

„Die warme Theilnahme aber, welche die Reclamation unserer Universität bey den erlauchten Ministern der deutschen Höfe fand, gab dem Abgeordneten der Universität den Muth, die ihm übertragene Reclamation noch zu Paris auch bey den höchsten Ministerien der verbündeten Mächte auf die ganze übrige zu Rom befindliche Bibliotheca Palatina auszudehnen.“<sup>28</sup>

Diese Anteilnahme an den Wünschen der Heidelberger Universität mag auch durch die frische Erinnerung an den Heidelberger Aufenthalt Kaiser Franz I. und Zar Alexanders I. gemeinsam mit dem Großherzog von Baden und zahlreichen hochrangigen Militärs und Diplomaten im Juni 1815 befördert worden sein, der seinen Höhepunkt am 21. Juni mit dem Eintreffen der Nachricht von der Niederlage Napoleons in der Schlacht bei Waterloo finden sollte.<sup>29</sup> Ein aus 16 Briefen zusammengesetzter und bereits 1815 publizierter Bericht des Großherzoglich Badischen Kirchenrats Theophor Friedrich Dittenberger schildert im siebten Brief, wie Prorektor Wilken die Gelegenheit dieses Aufenthaltes nutzte, um die Hoheiten persönlich kennenzulernen, indem er ihnen mit sämtlichen Doktoren und Professoren der Universität seine Aufwartung machte.<sup>30</sup> Dass der Verlust der Bibliotheca Palatina auch in diesen bewegten Zeiten sehr präsent und wohl Thema bei vielen Gesprächen der Universitätsangehörigen mit den Fürsten war, zeigt dieser siebte Brief, der mit der Gründung der Universität Heidelberg 1386 beginnt:

„Ein höchst empfindlicher Verlust traf sie im J. 1622, daß ihre sehr kostbare, an Manuscripten aus allen Sprachen reiche und weit berühmte, selbst der vatikanischen vorgezogene ältere Bibliothek zum Theil zerstört wurde. Das, was davon noch erhalten ist, befindet sich zum Theil zu Rom im Vatikan, theils in Paris – und es wäre ein großer Gewinn für die Wissenschaften in Deutschland, wenn der Academie dies alte ehrwürdige, schmählich geraubte – Eigenthum wieder gegeben werden könnte!“<sup>31</sup>

Auch Fürst Metternich suchte Wilken zusammen mit den Professoren Schwarz, Thibaut, Conradi und Fries auf und pries ihn als „Freund alles dessen, was die Bildung in Kunst und Wissenschaft fördert.“<sup>32</sup>

Gleich zu Beginn hatte der Oberbefehlshaber der Österreichischen Armee, Fürst zu Schwarzenberg, zusammen mit seinem Generalstab Besuch von Prorektor Wilken mit Deputierten der Universität erhalten und war durch einen offenbar eindrucksvollen Fackelzug der Heidelberger Akademiker geehrt worden. Auf eine rühmende Ansprache erwiderte er die sicher gern gehörten Worte:

„Ich danke Ihnen herzlich für diese große Auszeichnung, welche Sie mir geben. Ich bin sehr gerührt, besonders da ich weiß, daß Sie dergleichen nur selten thun! Ich werde alles anwenden, um mich Ihres, wie Aller, Zutrauens würdig zu zeigen. Ich danke Ihnen abermals – und wenn ich je für die Universität etwas thun kann, so werde ich bey keiner Gelegenheit zurückbleiben.“<sup>33</sup>

Tatsächlich stellte er am 24. Juni 1815 einen Schutzbrief für die Universität Heidelberg aus, in dem er anordnete,

„in den der Universität zugehörigen Häusern keine Militair-Spitäler anzulegen, auch denselben nicht den mindesten Schaden zuzufügen, noch durch andere zufügen zu lassen, sondern vielmehr diese Universitaet auf alle mögliche Art zu schützen und vor Nachtheil zu bewahren [...]“<sup>34</sup>



Schutzbrief des Fürsten zu Schwarzenberg für die Universität Heidelberg vom 24. Juni 1815 (Universitätsarchiv Heidelberg)

Darüber hinaus war auf diese Weise wohl auch der Boden bereitet, als im Oktober 1815 von der Großherzoglich Badischen Gesandtschaft im Hauptquartier der Verbündeten Noten an die Ministerien von Österreich, Russland, England und Preußen übergeben wurden, die auf die Restitution der Bibliotheca Palatina zielten. Für das Anliegen der Universität setzten sich insbesondere Preußen in Person des Staatsministers von Humboldt und Österreich mit einem außerordentlichen Gesandten Fürst Metternichs ein. Nicht nur die Einigkeit der beiden ansonsten eher konträren Protagonisten, sondern auch die Tatsache, dass der Vatikan auf Unterstützung bei der Rückführung seiner von Napoleon nach Paris transferierten Kunstwerke und Handschriften angewiesen war, führten zu der einzigartigen Gelegenheit, im Gegenzug über das kleine Pariser Kontingent hinaus die Rückführung der gesamten Bibliotheca Palatina aus Rom nach Heidelberg einzufordern.

Wilken fasst die Situation aus seiner Sicht wie folgt zusammen:

„Unter den obwaltenden Umständen, indem die Römische Regierung nur der Großmuth der hohen verbündeten Monarchen, den edlen Bemühungen von Allerhöchsteren Ministern und Feldherren, der Tapferkeit und den blutigen Siegen der verbündeten Heere die Wiedererlangung ihrer weltberühmten Kunstschatze verdankte, ließ es sich erwarten, daß diese kräftige Verwendung ihres Ziels nicht verfehlen würde; zumal da einige tausend Handschriften, unter diesen viele sehr unerhebliche, zu deren Zurückgabe Pius VII. aufgefodert wurde, ein äußerst mäßiger Preis waren für jene herrlichen Kunstwerke und auserlesenen Manuscripte und Bücher, welche die Römer mit Hilfe Deutscher Krieger aus den Parisischen Museen und Bibliotheken zurücknahmen, ohne daß ein Tropfen römischen Blutes an den heißen Tagen von Ligny und Belle Alliance war vergossen worden.“<sup>35</sup>

Letztlich erreichte der Vatikan jedoch einen Kompromiss, der den großen Heidelberger Hoffnungen einen deutlichen Dämpfer versetzte. Mit einiger Ernüchterung nahm Wilken das Schreiben des römischen Kardinal-Staatssekretärs Consalvi auf, nur die „Zurückgabe der deutschen pfälzischen Manuscripte“ zu erlauben, „welche für die Römer ohne allen Werth, etwa nur von dem Gebrauch, wie für Harlekin der gefundene Brief, waren.“<sup>36</sup> Am 13. Mai 1816 erfolgte schließlich die Übergabe der 847 Handschriften, die heute als „wesentlicher Teil der Überlieferung mittelalterlicher deutscher Literatur“<sup>37</sup> angesehen werden.

Den Abschluss dieser Transaktion bildete die eingangs erwähnte Urkunde Papst Pius' VII. vom 16. Mai 1816 aus Castel Gandolfo an den Prorektor und den Senat der Universität Heidelberg.<sup>38</sup> Den freundlichen Worten nun auch Taten folgen lassend, teilte der Papst darin mit, dass er kurz zuvor gewährt habe, dass zahlreiche Codices, die den Heidelberger Universitätsangehörigen seines Wissens sehr am Herzen liegen, unverzüglich nach Heidelberg geschickt werden. Darüber hinaus übergab er fünf weitere Manuskripte, die der ehemalige Prorektor Wilken eingefordert hatte, diesem für die Heidelberger Universitätsbibliothek. Das Intelligenzblatt von 1816 betont dabei

„die Geradheit, Offenheit und Freundlichkeit, womit bey der Uebergabe dieser Handschriften an den nach Rom gesandten Deputirten unsrer Universität, Hofrath und Professor Wilken, von Seiten der päpstlichen Behörden verfahren worden ist“

und hebt hervor,

„daß auf das durch den Kais. Oestreichischen Herrn Minister zu Rom, Ritter von Lebzeltern, und den Kön. Preuß. Herrn Geh. Legationsrath, Freiherrn von Ramdohr, unterstützte

Ansuchen des Hofraths Wilken, außer den schon früher bewilligten 847 Deutschen Handschriften, noch vier Lateinische die Geschichte unserer Universität betreffende Manuscripte, und der berühmte Codex Palatinus von des Mönches Otfried poetischer Umschreibung der Evangelien, welcher unter den Lateinischen Handschriften der Bibliotheca Palatina zu Rom sich befand, und deswegen Anfangs vermisst wurde, uns zurückgegeben worden sind.<sup>39</sup>

## Räumliche Zusammenführung und digitale Rekonstruktion

Als die Universität Heidelberg zu ihrem 600-jährigen Jubiläum 1986 eine große Ausstellung plante, zeigte sich die Vatikanische Bibliothek erneut von ihrer entgegenkommenden Seite und gewährte eine Ausnahme von dem unter Papst Sixtus V. erlassenen Ausleihverbot. So konnten „neben den im Jahre 1816 von Papst Pius VII. 847 deutschen, 26 griechischen, 12 lateinischen und nochmal 5 lateinischen die Geschichte der Universität betreffenden, endgültig an Heidelberg zurückgegebenen Handschriften, viele sehr wichtige Stücke aus dem Handschriftenbestand und den gedruckten Büchern der Palatina für die Dauer dieser Ausstellung in den Originalen zu sehen sein.“<sup>40</sup>

Mittlerweile sucht man andere, digitale Lösungen einer Zusammenführung des alten Bestandes, denn mit dem Projekt „Bibliotheca Palatina – digital“ wird in Kooperation mit dem Vatikan intensiv an einer virtuellen Rekonstruktion der einst berühmtesten Büchersammlung Deutschlands gearbeitet.<sup>41</sup> Damit schließt dieser Beitrag mit einem Blick in die virtuelle Zukunft. So wie das erwähnte Projekt zur Digitalisierung und Erschließung des Urkundenbestandes im Universitätsarchiv Heidelberg wird auch die Digitalisierung der gerne als „Mutter aller Bibliotheken“ bezeichneten Bibliotheca Palatina auf einem neuen Weg den weltweiten Zugang zu den wichtigen Kulturgütern und damit neue Forschungen an den alten Beständen der Universität Heidelberg ermöglichen.

## Anmerkungen

- 1 Marion Gottlob: „Zeitreise um über 600 Jahre zurück. Papstbulle aus dem Jahr 1387“ (Hundert Heidelberger Meisterwerke, Nr. 68), in: Rhein-Neckar-Zeitung Nr. 211, RNZ-Magazin S. 5; einige Beispiele für Pressemeldungen rund um die Auffindung und Rückführung der Urkunde: Focus (03.02.2014) „Zufallsfund soll päpstliche Urkunde aus Heidelberg sein“; Frankfurter Allgemeine Zeitung (05.02.2014) „Berserker auf Pergament“; Rhein-Neckar-Zeitung (04.02.2014) „Papstbulle fürs Uniarchiv“; Stuttgarter Zeitung (04.02.2014) „Papst-Bulle in USA entdeckt“; Südwestrundfunk (07.08.2014) „Päpstliche Bulle von 1387: Uni präsentiert Sensationsfund“; vgl. Ingo Runde: Auffindung und Rückführung einer Papstbulle aus der Gründungszeit der Universität Heidelberg, in: Archivar. Zeitschrift für Archivwesen 68, Heft 1, 2015, S. 49f.; Heike Hawicks, Ingo Runde: Kriegsbedingte Verluste von Kulturgütern und deren partielle Restitution am Beispiel zweier Papsturkunden der Jahre 1387 und 1816 aus dem Universitätsarchiv Heidelberg, in: Pirmin Spiess, Christian Hattenhauer u.a. (Hgg.): Homo heidelbergensis. Festschrift für Klaus-Peter Schroeder zum 70. Geburtstag (Stiftung zur Förderung der pfälzischen Geschichtsforschung, Reihe B: Abhandlungen zur Geschichte der Pfalz, Bd. 18), Neustadt a.d.W. 2017, S. 333–354.
- 2 Heike Hawicks: Situativer Pergament- und Papiergebrauch im späten Mittelalter. Eine Fallstudie anhand der Bestände des Stadtarchivs Duisburg und des Universitätsarchivs Heidelberg, in: Carla Meyer, Bernd Schneidmüller u.a. (Hgg.): Papier im mittelalterlichen Europa. Herstellung und Gebrauch (Materiale Textkulturen 7), Berlin u.a. 2014, S. 217–250.

- 3 Universität Heidelberg, Pressemitteilung Nr. 91/2016: [www.uni-heidelberg.de/presse/news2016/pm20160630\\_1800-urkunden-im-bestand-des-universitaetsarchivs-werden-digitalisiert.html](http://www.uni-heidelberg.de/presse/news2016/pm20160630_1800-urkunden-im-bestand-des-universitaetsarchivs-werden-digitalisiert.html).
- 4 Päpste – Kurfürsten – Professoren – Reformatoren. Heidelberg und der Heilige Stuhl von den Reformkonzilien des Mittelalters bis zur Reformation. Katalog zur Ausstellung im Kurpfälzischen Museum vom 21. Mai bis 22. Oktober 2017, hg. vom Universitätsarchiv Heidelberg durch Heike Hawicks und Ingo Runde sowie vom Historischen Verein zur Förderung der internationalen und interkonfessionellen Calvinismusforschung e.V. und vom Kurpfälzischen Museum Heidelberg, u.a. Heidelberg, Neustadt a.d.W. 2017.
- 5 [www.uni-heidelberg.de/uniarchiv/bdm2016-05.html](http://www.uni-heidelberg.de/uniarchiv/bdm2016-05.html). Das Bild des Monats Mai wurde mit Unterstützung von Thomas Insley (Heidelberg) erarbeitet.
- 6 UAH, XII,2 Nr. 1505.
- 7 Vgl. Reinhard Düchting: Bibliotheca Palatina. Vom europäischen Glanz einer traditionsreichen Institution, in: Heidelberg Jahrbücher 29, 1985, S. 133–152; Elmar Mittler: Raub oder Rettung, in: Ders. (Hg.): Bibliotheca Palatina. Katalog zur Ausstellung vom 8. Juli bis 2. November 1986. Heiliggeistkirche Heidelberg. Ausstellung der Universität Heidelberg in Zusammenarbeit mit der Bibliotheca Apostolica Vaticana (Heidelberger Bibliotheksschriften 24), Textband, Heidelberg 1986, S. 458–493; Walter Berschin: Die Palatina in der Vaticana. Eine deutsche Bibliothek in Rom, Stuttgart, Zürich 1992.
- 8 Vgl. Peter Wolf, Michael Henker u.a. (Hgg.): Der Winterkönig. Friedrich V., der letzte Kurfürst aus der oberen Pfalz, Augsburg 2003 sowie als Überblick Anton Schindling: Die reformierten Kurfürsten aus der Linie Pfalz-Simmern, in: Wilhelm Kreuz, Wilhelm Kühnmann u.a. (Hgg.): Die Wittelsbacher und die Kurpfalz in der Neuzeit. Zwischen Reformation und Revolution, Regensburg 2013, S. 13–43, hier S. 37ff.; Armin Kohnle: Kleine Geschichte der Kurpfalz, Karlsruhe 2011, S. 114ff.; Andreas Cser: Kleine Geschichte der Stadt und Universität Heidelberg, Karlsruhe 2007, S. 67ff.; Eike Wolgast: Die Universität Heidelberg 1386–1986, Berlin, Heidelberg u. a. 1986, S. 51ff.
- 9 Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Kasten schwarz 16744; vgl. Mittler (wie Anm. 7), S. 460.
- 10 Vgl. zuletzt Ingo Runde: Das Universitätsarchiv Heidelberg. Von der ‚parva archella‘ zum modernen Archivbetrieb, in: Ders. (Hg.): Universitätsarchive in Südwestdeutschland. Geschichte – Bestände – Projekte. Tagung anlässlich des 625-jährigen Jubiläums der Erst-Erwähnung einer Archivkiste der Universität Heidelberg zum 8. Februar 1388 (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte 1), Heidelberg 2013, S. 47–71, hier S. 51f.
- 11 Ein Grund hierfür lag auch darin, dass Bibliothekar Gruter die Stadt bereits verlassen hatte; vgl. Mittler (wie Anm. 7), S. 460.
- 12 Vgl. Hermann Weisert: Geschichte der Universitätsbibliothek Heidelberg. Überblick 1386–1975, in: Bibliothek und Wissenschaft 20, 1986, S. 191–229, hier S. 203; Hans-Otto Keunecke: Die Vorbereitung der Heidelberger Bücherentführung von 1622/23 durch den Vatikan und die Rolle Maximilians I. von Bayern, in: Wittelsbach und Bayern, Band II/1: Um Glauben und Reich. Beiträge zur Bayerischen Geschichte und Kunst, 1573–1657, München 1980, S. 408–415.
- 13 Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Dreißigjähriger Krieg, Akten Nr. 137; vgl. Mittler (wie Anm. 7), S. 461.
- 14 Vgl. zuletzt Stephan Messinger: Die Übertragung der pfälzischen Kurwürde auf das Herzogtum Bayern. Rechtliche, zeremonielle und politische Probleme, Diss. München 2014.
- 15 Cod. Vat. Lat. 7762, vgl. ausführlich Mittler (wie Anm. 7), S. 462.
- 16 Augustin Theiner: Die Schenkung der Heidelberger Bibliothek durch Maximilian I., Herzog und Churfürsten von Bayern an Papst Gregor XV. und ihre Versendung nach Rom. Mit Originalschriften, München 1844, S. 28.
- 17 Ebd., S. 32.
- 18 Vgl. Maria Effinger, Karin Zimmermann: Aus den Tresoren der ältesten deutschen Universitätsbibliothek, in: Peter Meusburger, Thomas Schuch (Hgg.): Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg, Knittlingen 2011, S. 202–203 sowie noch mit anderen Zahlen Weisert (wie Anm. 12), S. 203.
- 19 Mittler (wie Anm. 7), S. 474. In die allgemeinen Bestände einbezogen wurden lediglich die orientalischen und hebräischen Handschriften.
- 20 Ebd., S. 460.

- 21 Vgl. ebd., S. 477.
- 22 Ebd.
- 23 Ebd., S. 478.
- 24 Friedrich Wilken: *Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten Heidelbergschen Büchersammlungen. Ein Beytrag zur Literaturgeschichte vornehmlich des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Nebst einem meist beschreibenden Verzeichnis der im Jahr 1816 von Pabst Pius VII. der Universität Heidelberg zurückgegebenen Handschriften und einigen Schriftproben*, Heidelberg 1817, S. 238; Mittler (wie Anm. 7), S. 478.
- 25 Wilken (wie Anm. 24), S. 239.
- 26 Ebd., S. 241f.; Erik Jayme: *Antonio Canova (1757–1822) als Künstler und Diplomat. Zur Rückkehr von Teilen der Bibliotheca Palatina nach Heidelberg in den Jahren 1815 und 1816* (Heidelberger Bibliotheksschriften 50), Heidelberg 1994, S. 24f.
- 27 Wilken (wie Anm. 24), S. 244f.
- 28 Ebd., S. 246.
- 29 Theophor Friedrich Dittenberger: *Die Kaiser in Heidelberg (Schrifttum zur Stadt Heidelberg und zur Region)*, Heidelberg 1815, S. 136ff.
- 30 Ebd., S. 57ff.
- 31 Ebd., S. 55f.
- 32 Ebd., S. 96.
- 33 Ebd., S. 26. Auch weitere hohe Militärs „brachten fast täglich, die wenigen freyen Stunden, die ihnen in dem hiesigen Getümmel und bey so vieler Arbeit zu Theil wurden, bey einigen der bedeutendsten hiesigen Gelehrten und Kunstfreunde zu, bey unserm Voß, Thibaut, bey den gebrüdern Boissere und Bertram u.s.w.“ (ebd., S. 20).
- 34 UAH, RA 386.
- 35 Wilken (wie Anm. 24), S. 247.
- 36 Ebd., S. 248.
- 37 Mittler (wie Anm. 7), S. 478.
- 38 UAH, XII,2, Nr. 1505. Im Regest bei Eduard Winkelmann (Hg.): *Urkundenbuch der Universität Heidelberg*, Bd. 2: *Regesten*, Heidelberg 1886, Nr. 2709 wird das Original nicht genannt, sondern nur auf den Druck bei Wilken (wie Anm. 24), S. 270 verwiesen. Ein weiterer Druck findet sich im *Intelligenzblatt* 1816, Nr. III, *Chronik der Universität Heidelberg*, S. 27.
- 39 *Intelligenzblatt* 1816, Nr. III, *Chronik der Universität Heidelberg*, S. 26; vgl. Wilken (wie Anm. 24), S. 258.
- 40 Alfons M. Kard. Stickler: *Grußwort*, in: *Bibliotheca Palatina. Katalog zur Ausstellung* (wie Anm. 7), S. VII.
- 41 *Bibliotheca Palatina digital* (<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/de/bpd/index.html>); vgl. *Die Codices Palatini germanici in der Universitätsbibliothek Heidelberg* (Cod. Pal. Germ. 1–181) (*Kataloge der Universitätsbibliothek Heidelberg* 6), bearb. von Karin Zimmermann, Wiesbaden 2003; *Die Codices Palatini germanici in der Universitätsbibliothek Heidelberg* (Cod. Pal. Germ. 182–303) (*Kataloge der Universitätsbibliothek Heidelberg* 7), bearb. von Matthias Miller und Karin Zimmermann, Wiesbaden 2005; *Die Codices Palatini germanici in der Universitätsbibliothek Heidelberg* (Cod. Pal. Germ. 304–495) (*Kataloge der Universitätsbibliothek Heidelberg* 8), bearb. von Matthias Miller und Karin Zimmermann, Wiesbaden 2007; *Die Codices Palatini germanici in der Universitätsbibliothek Heidelberg* (Cod. Pal. Germ. 496–670) (*Kataloge der Universitätsbibliothek Heidelberg* 11), bearb. von Pamela Kalning, Matthias Miller und Karin Zimmermann, Wiesbaden 2014; *Die Codices Palatini germanici in der Universitätsbibliothek Heidelberg* (Cod. Pal. Germ. 671–848) (*Kataloge der Universitätsbibliothek Heidelberg* 12), bearb. von Pamela Kalning, Matthias Miller und Karin Zimmermann, Wiesbaden 2016.

Philippe Soupault  
DIE ZEIT DER MÖRDER

*Erinnerungen  
aus dem  
Gefängnis*



Philippe Soupault

*Die Zeit der Mörder*

*Erinnerungen aus  
dem Gefängnis*

Aus dem Französischen  
von Holger Fock und  
Sabine Müller

400 Seiten, gebunden  
ISBN: 978-3-88423-570-6  
28,00 EUR

Philippe Soupault war 1938 von Léon Blum, dem ersten sozialistischen Premierminister Frankreichs, beauftragt worden, in Tunis eine Radiostation aufzubauen, um der Propaganda der italienischen Faschisten etwas entgegenzusetzen. Tunesien war damals französisches Protektorat. Das Vichy-Regime unter Marschall Pétain griff daher auch nach Tunesien über. Der Antifaschist Soupault wurde seines Postens als Direktor von Radio Tunis enthoben, im März 1942 wegen Hochverrats verhaftet und in das Gefängnis von Tunis gebracht.

*Die Zeit der Mörder* ist ein außergewöhnliches Zeitdokument, in dem der Autor seine Mitgefangenen, seien es Kriminelle oder Widerstandskämpfer, porträtiert, über die Demütigungen und Erniedrigungen berichtet, die sie Tag für Tag erleiden müssen.

[www.wunderhorn.de](http://www.wunderhorn.de)

## **Der Kindsmord am Rohrbacher Kreuz**

Am Morgen des 29. April 1836, ihrem 26. Geburtstag<sup>1</sup>, wird die ledige Cäcilia Debold aus Eichelberg, die am 12. April 1836 in der Heidelberger Entbindungsanstalt zum zweiten Mal mit einem Kind niedergekommen war, nach Hause entlassen und macht sich mit ihrem 17 Tage alten Säugling zu Fuß auf den Weg in ihren Heimatort im Kraichgau.

Die Heidelberger Entbindungsanstalt, die 2016 ihr 250-jähriges Bestehen feiern konnte<sup>2</sup>, wurde 1766 von dem Heidelberger Arzt Franz Anton May als Hebammenschule in Mannheim gegründet. Anlass dazu war die äußerst komplizierte Niederkunft der Kurfürstin am 29. Juni 1761, die dem neugeborenen Thronfolger das Leben gekostet hatte. Nur mit Mühe hatte man das Leben der Kurfürstin retten können. Der Kurfürst wollte daraufhin das Geburts- und Hebammenwesen in der Kurpfalz verbessern und beauftragte den Leibarzt der Kurfürstin, Franz Anton May, mit der Einrichtung einer Hebammenschule. Dr. May, ein Mann mit Weitblick und Visionen<sup>3</sup>, wollte mit dieser in den Anfangsjahren „Accouchement“ genannten Anstalt aber nicht nur eine verbesserte Hebammenausbildung bewirken; zugleich war er bestrebt, dort auch männliche Mediziner an die Geburtshilfe heranzuführen, und so das ganze Geburtswesen in akademische und staatliche Kontrolle zu überführen. Da diese Hebammenschule auch als Entbindungshaus diente, in dem mittellose, meist ledige Schwangere ihre Kinder unentgeltlich zur Welt bringen konnten, war an praktischem Anschauungs- und Übungsmaterial für die werdenden Geburtshelferinnen und Geburtshelfer kein Mangel. Schließlich legte May auch großen Wert auf die sozialpsychologische Funktion dieser Anstalt, die dem damals weitverbreiteten Phänomen der Aussetzung oder gar Tötung neugeborener Kinder durch ledige Mütter Einhalt gebieten sollte.<sup>4</sup>

1805 wurde die Hebammenschule von Mannheim nach Heidelberg verlegt und als „Hebärztliche Anstalt“ der medizinischen Fakultät der Universität eingegliedert. Die Funktion als unentgeltliche Entbindungsanstalt behielt sie bei.<sup>5</sup> Von Februar bis Oktober wurden dort nun junge Männer zu „Hebärzten“ ausgebildet, während die akademischen Ferien der Ausbildung weiblicher Hebammen vorbehalten blieben.

Um der nach wie vor verbreiteten Aussetzung oder Tötung von Neugeborenen einen Riegel vorzuschieben, erging am 24. Juni 1833 eine Verordnung der badischen Regierung, die bestimmte, dass alle Mütter, die nach der Geburt mit ihren Kindern aus der Entbindungsanstalt entlassen wurden, sich beim Heidelberger Oberamt zu melden hatten, wo ihnen ein Pass nach ihrem Heimatort ausgestellt wurde. Zu Hause mussten sie sich dann mit dem Kind beim Bürgermeisteramt melden und erhielten von dort gegebenenfalls Unterstützung. Zugleich wurden das Bürgermeister- und das Pfarramt des Heimatortes direkt von der Entbindungsanstalt über die Abreise der Mutter sowie über den Geburtstag und das Geschlecht des Kindes benachrichtigt, was der Mutter bei ihrer Entlassung auch mitgeteilt wurde. So geschah es auch am 29. April 1836 mit Cäcilia Debold, als diese mit ihrem Kind die Entbindungsanstalt verließ.

Als sie aber am 11. Juli noch immer nicht an ihrem Heimatort aufgetaucht war, wurden von der dortigen Gendarmerie Nachforschungen über den Verbleib der jungen Mutter und deren Kind eingeleitet. Man fand sie ohne ihr Kind einige Kilometer entfernt in Ittlingen bei einem Bauern in Dienst. Sie wurde nach Eppingen vor den Oberamtmann geführt und dort verhört. Dabei gab sie zu, dass sie unlängst in der Entbindungsanstalt zu Heidelberg ein Kind geboren habe, als Kindsvater nannte sie den Bauernknecht Johann Eiermann aus Hilsbach.<sup>6</sup> Weiter gab sie an, dass das Kind auf dem Weg von Heidelberg nach Rohrbach plötzlich an den Gichtern<sup>7</sup> verstorben sei und sie es dann in einem Rübenschloß zwischen Rohrbach und Leimen begraben habe.

Da das Bezirksamt in Eppingen unter den gegebenen Umständen eine Kindstötung nicht ausschließen konnte, wurde der Fall ans Oberamt Heidelberg überwiesen und Cäcilia Debold unverzüglich nach Heidelberg verbracht, das als Tatort auch Gerichtsstand des Verbrechens war. Dort übernahm den Fall der amtierende Amtmann Jagemann.



Ludwig Hugo Franz von Jagemann (1805-1853) (Quelle: Stadtarchiv Karlsruhe, 8/PBS III/0715)

Ludwig Hugo Franz von Jagemann<sup>8</sup>, geboren am 13. Juni 1805, zeigte in seinen Jugendjahren Talent zur Malerei, hatte dann aber auf Wunsch seines Vaters in Heidelberg und Göttingen Jurisprudenz studiert. 1834 wurde er als Oberamts-Assessor nach Heidelberg berufen und hier 1836 zum Amtmann befördert. In diese Zeit fiel auch der Debold-Prozess. 1838 erschien sein zweibändiges „Handbuch zur gerichtlichen Untersuchungskunde“, was ihm im gleichen Jahr in Heidelberg die Ernennung zum „Dr. der Rechte honoris gratia“ einbrachte. 1841 wurde er Hofgerichtsrat in Freiburg,

1842 Staatsanwalt. 1843 holte ihn die badische Regierung als Justizministerialrat nach Karlsruhe. Dieses Amt behielt er – mit einer kurzen Unterbrechung als Generalauditor im badischen Kriegsministerium während der 1848er-Revolution – bis zu seinem frühen Tod am 11. Juli 1853 bei. Er veröffentlichte zahlreiche juristische Fachbücher und Artikel, gab diverse juristische Fachzeitschriften heraus und verfasste 1846 ein zweibändiges Buch mit Reiseskizzen: „Deutsche Städte und deutsche Männer, nebst Betrachtungen über Kunst, Leben und Wissenschaft“. Jagemann galt unter Fachgenossen nicht nur als juristischer Fachman: „Der reiche Schatz seines allgemeinen Wissens machte ihn zum Mittelpunkt kunstliebender Kreise.“<sup>9</sup>

Fast alles, was wir heute über den Fall Cäcilia Debold wissen, verdanken wir den wörtlich aufgezeichneten Protokollen der Verhöre, die Jagemann mit der „Inculpatin“ (der Beschuldigten) führte. Sein Ziel dabei war nicht nur, die Wahrheit über den Tathergang zu erfahren, sondern auch und besonders, die sozialen, seelischen und menschlichen Hintergründe sichtbar zu machen, die für das immer noch häufige Vorkommen der Tötung von Neugeborenen verantwortlich waren. Jagemann hielt diesen Fall und seine Aufklärung durch die Verhöre für so typisch, dass er die Verhörprotokolle zur Grundlage mehrerer Veröffentlichungen in diversen Büchern und Zeitschriften machte.<sup>10</sup>

Deshalb soll hier nun anhand der Jagemannschen Protokolle der Tathergang nachgezeichnet und die menschliche Tragik dieses Falles sichtbar gemacht werden.<sup>11</sup>

Noch am Abend des 15. Juni 1836, als Cäcilia Debold von Eppingen nach Heidelberg verlegt wurde, suchte Jagemann ein erstes Gespräch mit ihr, wobei er bemüht war, das Gespräch „von dem Gegenstande der Untersuchung möglichst fern“ zu halten (AC S. 7). Aber Cäcilia selbst kam darauf zurück und betonte, dass das Kind, das man sicher suchen werde, „unfehlbar in einem Rübenloche am Wege zwischen Rohrbach und Leimen liegen müsse, und sie sei gern bereit den Platz wieder aufzusuchen“ (AC S. 7). Also wurde sie am nächsten Morgen mit zwei Gendarmen zu der vermuteten Stelle gebracht, konnte dort aber die Stelle und somit auch die Kindsleiche nicht mehr finden, „weil die Früchte inzwischen aufgeschossen, und die Rübenlöcher, in deren eines sie das Kind gelegt, alle zugedeckt seien“ (AC S. 11). Inzwischen hatte sich Jagemann von der Oberhebamme der Entbindungsanstalt bestätigen lassen, dass bei der Entlassung am 29. April Mutter und Kind gesund gewesen seien und die Mutter ihr Kind bis dahin auch „gut und ordnungsmäßig behandelt“ habe (AC S. 8); lediglich gestillt habe sie das Kind zuletzt nicht mehr, weil ihre Brustwarzen wund geworden seien, sondern es mit Weck und Milch gefüttert.

Im folgenden Verhör erzählte Cäcilia nun, dass sie nach ihrer Entlassung aus der Entbindungsanstalt mit dem Kind im Arm auf der Landstraße in Richtung Rohrbach gegangen sei, als sie von hinten ein Fuhrwerk bemerkt habe, mit dem sie vielleicht hätte mitfahren können. Beim Umsehen sei sie über einen Steinhaufen gestolpert, der am Straßenrand aufgeschichtet war, und habe im Fallen das Kind unter sich begraben. Dabei sei dem Kind eine Nadel aus ihrem Brusttuch in den Mund gefahren, sodass die Lippen anschwellen und Blut aus dem Mund gelaufen sei. Sie habe das schreiende Kind mehrmals fest an sich gedrückt. Auf gezieltes Nachfragen gibt sie zu, dass sie das Kind „dreimal mit beiden Armen, die ich um das Kind legte, so kräftig, als ich konnte, wider meine Brust“ drückte. Auf die Frage nach der Wirkung dieses Drückens antwortet sie: „Das Kind hörte fast ganz auf zu schnaufen. Man hörte fast Nichts mehr vom Leben“ (AC S. 13f.). Warum sie das Kind so gedrückt habe, fragt Jagemann weiter. Antwort: „(Nachdenklich) Weil ich ganz in Verzweiflung war, und nicht wußte, wo ich mit dem Kinde hin sollte“ (AC S. 12). Hier fragt Jagemann nach dem Kindsvater, sie nennt Johann Eiermann. Als Jagemann erwähnt, dass dieser beim Verhör in Eppingen die Vaterschaft zwar nicht bestritt, aber „daß er sich, wenn er wirklich der Vater ist, um die Mutter und das Kind Nichts annehmen will“ (AC S. 12), bricht Cäcilia in Tränen aus und sagt: „Ich sah freilich, daß er nicht

recht an mir handelt. Er hatte mir gesagt, er wolle in die Anstalt hierher kommen, wenn ich das Kind geboren habe. Ich schrieb ihm bald nach der Niederkunft einen erbärmlichen Brief, daß er ja doch kommen sollte, und dennoch kam er nicht. Nun wußte ich nicht mehr, was ich anfangen sollte. Ich sah mich von dem Vater des Kindes verlassen, und dieses brachte mich in so schwere Verzweiflung“ (AC S. 13). Später sagt sie noch: „Ich war in der Verzweiflung, und dachte, das Kind soll lieber hingehen, als im Elend leben“ (AC S. 14).



Das „Rohrbacher Kreuz“ (Foto: Heimatmuseum Rohrbach)

Nachdem sie das Kind fast zu Tode gedrückt hatte, versteckte sie es unter ihrer Schürze und lief auf der Chaussee weiter bis „an das Kreuz bei Rohrbach“ (AC S. 14)<sup>12</sup>.

Dort verließ sie die Chaussee und schlug sich mit dem Gedanken, das Kind zu begraben, nach rechts in die Felder hinein. Auf die Frage, ob das Kind da noch lebte, antwortet sie: „Man hörte kaum einen Schnaufer; doch verzog es damals manchmal noch den Mund (bricht in Schluchzen aus)“ (AC S. 14). Schließlich fand sie weit von der Chaussee entfernt ein Rübenloch, schon halb geleert und über die Hälfte mit Erde aufgefüllt, mit vielen Sandsteinen darin. Dort legte sie das Kind hinein. Auf weitere Nachfrage gab sie zu, dass sie mit einem dieser Steine dem Kind mehrmals auf den Kopf geschlagen hat, bis es sich nicht mehr regte. Dann verscharrte sie es in dem Rübenloch und bedeckte es mit Erde und den Steinen. All das sei „eben

ein plötzlicher Entschluß gewesen“ (AC S. 15). Jagemann bricht daraufhin das Verhör ab, weil Cäcilia, „deren Augen bisher nicht trocken geworden waren, in ein stürmisches Weinen aus[bricht], und zwar so, daß sie mit dem Oberkörper, wie ein Rohr im Winde, hin- und herschwankte“ (AC S. 15).

Am Nachmittag wurde ein Lokaltermin in Rohrbach anberaumt, bei dem eine amtliche Kommission, bestehend aus dem Bürgermeister Johann Kaltschmitt, (den Jagemann als „ebenso diensteifrig, wie intelligent“ (AC S. 16) bezeichnet), dem Brigadier Stenz, dem Bauer Johann Erni, dem Feldhüter Knauber und dem Rohrbacher Ratsdiener, sich zu einem Acker des Bauern Erni „nächst dem Sandhäuser Wege“ (HU § 109) begab, auf dem dieser ca. sechs Wochen zuvor beim Pflügen in einem Erdloch vergrabene Kinderkleider gefunden hatte. Man fand dort jedoch weder eine Kindsleiche noch Leichenteile. Auch konnte Erni ausschließen, dass dort jemals ein Rüben- oder Kartoffelloch gewesen sei (HU § 82). Die gefundenen Kleidungsstücke, ein Häubchen und ein Jäckchen, habe er zu Hause seiner Frau gegeben, die habe sie weggeworfen. Eine Magd aus der Nachbarschaft habe sie an sich genommen. Diese Magd konnte ausfindig gemacht werden und übergab beide Stücke in Gerichtshände (AC S. 16f, HU § 109). Cäcilia Debold erkannte beide Stücke als ihr Ei-

gentum, konnte aber nicht angeben, wie sie in das Erdloch gekommen seien (AC S. 17f.). Deshalb wurde sie am nächsten Morgen persönlich an die Fundstelle auf dem Erni'schen Acker gebracht, um von dort aus sich vielleicht zu erinnern, wo das Kind begraben lag. „Aber auch dies hatte keinen Erfolg, wiewohl die Debold den besten Willen zeigte“ (AC S. 19).

Nun wurden die Bürgermeister von Rohrbach und Kirchheim angewiesen „den andern Morgen, am Sonntag den 19. Juni, unfehlbar die Gemeinden auf dem Rathause zu versammeln und denselben vorzutragen, daß alle Bürger, und namentlich die Feldeigenthümer auf der rechten Seite von der Straße nach Leimen, Nachforschungen über das, in einem Rübenloch vergrabene Kind der Debold anzustellen, und hier jede verdächtige Spur bei dem Bürgermeister anzuzeigen.“ Dem Finder wurde eine Belohnung von zehn Gulden versprochen (AC S. 19). Doch auch das brachte kein Ergebnis. Die Kindsleiche blieb verschwunden. Man mutmaßte, dass vielleicht ein Fuchs diese aus dem Loch gezogen und verschleppt haben könnte.

Inzwischen war über das Amt Eppingen Auskunft eingeholt worden über den Leumund der Cäcilia Debold und über ihr erstes Kind. Dieses Kind sei nach Aussage ihrer Mutter und der Hebamme Katharina Mai acht Wochen nach der Geburt „an den Gichtern“<sup>13</sup> (AC S. 20) gestorben und durch den katholischen Pfarrer ordentlich beerdigt worden.<sup>14</sup> „Was den Leumund anbelangt, so erfolgte nicht nur von dem Gemeinderathe, sondern auch von dem vorgesetzten Pfarramate die Versicherung, daß die Debold stets den Ruf einer fleißigen, ordnungsliebenden und rechtschaffenen Dienstmagd gehabt; ja es erklärte ihr letzter Dienstherr: ‚daß er sich wünsche, immer so treue Dienstboten zu haben, wie sie gewesen.‘ Dabei wurde attestirt, daß sie gänzlich arm sei“ (AC S. 20). Jagemann bemerkt dazu in einer Fußnote: „Ein neuer Beweis liegt hierin, wie wenig man bei der Kindstötung absolute Demoralisierung voraussetzen darf“ (AC S. 20) und schließt die Überlegung an, „daß der verzweiflungsvolle Zustand dieser mehr in den allgemeinen Verhältnissen dieser Person, als in ihrer Reue und Gewissensfolter zu suchen sein möchte“ (AC S. 20f.). Das hält er auch für ein wichtiges Tatmotiv, das durch ein Gutachten des Großherzoglichen Physikats (Amtsarztes) bestätigt wird: „Die Cecilie Debold ist von untersetztem Körperbau, ohne jedoch körperlich sehr kräftig zu sein. Ihr Gemüt ist höchst aufgeregt, und der Schmerz über ihr begangenes Verbrechen scheint nicht nur aufrichtig zu sein, sondern an Trostlosigkeit zu gränzen. Sie ist von beschränkten Geisteskräften, hat dabei aber ein zartes, fühlendes Gemüth. Sie erzählte Folgendes: ‚Als sie nach zwei erfolglosen Briefen an ihren Geliebten das Gebärhause mit ihrem Kinde verließ, und, im Gefühle des Verlassenseins, der Schande und der Hülflosigkeit, weder in sich noch von außen, Trost oder Rath fand, sei sie von Verzweiflung ergriffen worden, habe sich und der Welt entfliehen wollen; als sie die Landstraße mit solchen Gedanken verließ, habe der Zufall das von ihr begangene Verbrechen begünstigt, und vollenden helfen““ (AC S. 21, vgl. HU § 315).

Jagemann gelang es, die beiden erwähnten Briefe zu beschaffen, die Cäcilia an Eiermann geschrieben hatte, und bemerkt dazu: „Der Inhalt beider drückt nur Jammer und Unglückseligkeit aus“ (AC S. 33). Der erste ist datiert vom 28. März 1836, also noch vor ihrer Niederkunft und bestätigt nach Jagemanns Einschätzung die Beurteilung, „daß die Treulosigkeit E[iermann]s den Entschluß zur Tödtung des Kindes

ganz allein hervorgerufen habe“ (AC S. 33). Sie schreibt dort: „Tausendmal denk' ich an Dich; der Himmel und die Erde möchten sich über mich erbarmen. Lieber Johann, ich bitte Dich um Gotteswillen, besuche mich doch die Feiertage; im Himmel wirst Du Deinen Lohn dafür kriegen; ich habe Tag und Nacht keine Ruhe mehr; Du gehst mir immer vor meinen Augen herum“ (AC S. 33). Und im zweiten Brief schreibt sie elf Tage nach der Geburt des Kindes: „Ich habe Dir am 20. März geschrieben, daß ich schwanger bin, und ich habe noch keine Antwort erhalten. Lieber Johann, Du hast mir versprochen, bis Ostern zu mir zu kommen; aber leider hoffte ich vergebens. Lieber Johann, ich habe gar keine Ruhe mehr, Tag und Nacht weine ich, daß Du mich so verläßt; Wie meinst du, wie es mir so schlecht geht; jetzt ist es elf Tage, daß wir einen Sohn bekommen haben, und ich habe keinen Kreuzer Geld mehr; ich komme bis den 2ten Mai nach Haus; da hoffe ich, Du werdest zu mir kommen und mir Geld bringen; Lieber Johann, Du sollst keine Ruhe haben, wenn Du mich verläßt, und so ein schlechtes Gewissen hast“ (AC S. 34).

Im weiteren Verlauf des Verhörs gibt Cäcilia an, dass sie die beiden Briefe nicht eigenhändig geschrieben habe, sondern dass sie den jeweiligen Schreibern den Hauptinhalt vorgesagt und die Briefe dann nur unterschrieben habe. Auch erklärte sie: „Wenn ich übrigens zu erwarten gehabt hätte, daß mich meine Verwandten mit dem Kinde aufnahmen, so wäre dies auch nicht passirt. [Frage:] Wußte Sie nirgends einen Platz, wohin Sie mit Ihrem Kinde hätte gehen können? [Antw.] Ich wußte keinen. Mein Schwager hätte mich gewiß zum Hause hinaus geworfen, wenn ich mit dem Kinde gekommen wäre, und mein Bruder ist zu arm, als daß er mich ernähren könnte. [Fr.] War Ihr nicht bekannt, daß in Fällern, wo die uneheliche Mutter vermögenslos ist, die Gemeinde- und Staats-Casse für die Verpflegung des Kindes zu sorgen hat?<sup>15</sup> [Antw.] Davon wußte ich nichts. Übrigens ist unsere Gemeinde doch zu arm. [...] Ich dachte in Schlierbach und in der Anstalt immer: ich wollte das Kind mit nach Hause nehmen, und in Kost geben. Da mir E[iermann], auf dessen Unterstützung ich dabei rechnete, gar keine Nachricht gab, so wurde mir im Augenblick, wo ich die Anstalt verließ, mein Elend und meine Verlassenheit erst recht klar. Nun faßte ich den Entschluß, das Kind umzubringen, wozu ich, wie ich bestimmt versichern kann, vorher noch keinen Gedanken gehabt hatte“ (AC S. 36).

Nachdem die Kindsleiche weiterhin unauffindbar blieb, wurden die Verhörakten am 15. Juli 1836 geschlossen und an das Hofgericht des Unterrheinkreises zu Mannheim eingeschickt. Dort wurde am 29. Dezember 1836 folgendes Urteil gefällt: „Daß Cäcilia Debold der vorsätzlichen Tödtung des am 12. April d.J. zu Heidelberg von ihr geborenen männlichen Kindes für schuldig zu erklären, und deshalb zur Todesstrafe mittelst öffentlicher Enthauptung durch das Schwert, so wie auch zur Tragung sämmtlicher Kosten, mit Ausnahme derjenigen, welche auf ihre Hinrichtung verwendet werden, zu verurtheilen sei“ (AC S. 41f., AGB S. 127f.).

Am 9. Januar 1837 wurde Cäcilia Debold dieses Urteil offiziell verkündet, wobei sie zunächst bitterlich weinte, sich aber dann doch fasste und das Urteil unterschrieb. Nachdem ihr Jagemann die Möglichkeit eines „Recurses zur Gnade“ eröffnet hatte<sup>16</sup>, meldete sie sich drei Tage später, um diese Begnadigung zu beantragen, „indem sie ihres sonst guten Betragens und ihres offenherzigen Geständnisses wegen Nachsicht hoffen zu dürfen glaube. Namentlich bemerkte sie: „Mehr als mich

irgend ein Urtheil strafen kann, bin ich schon durch die thränenvollen Tage und Nächte gestraft, welche ich seit meiner unrechten That hinbrachte“ (AGB S. 128)<sup>17</sup>. Diesem Gnadengesuch wird mit Datum vom 10. Februar 1837 durch ein Rescript des Großherzogs stattgegeben, wobei die Todesstrafe in eine 15-jährige Zuchthausstrafe umgewandelt wird.<sup>18</sup> Am 3. März 1837 tritt Cäcilia Debold „unter gehöriger Escorte, welcher eine schonende Behandlung besonders anempfohlen wurde“ (AC S. 48), im Mannheimer Zuchthaus ihre Strafe an. Ihr inzwischen 26-jähriger zweifacher Schwängerer bleibt, obwohl er dem Gericht bekannt ist und auch mehrmals zur Sache vernommen worden war, unbehelligt.

Nachdem Cäcilia ihre Strafe voll abgebußt hatte, was damals der Regelfall war, wurde sie im März 1852 wieder in Freiheit entlassen worden. Laut Auskunft von Hubert Mildeberger vom „Heimatkundlichen Arbeitskreis Odenheim“ ist Cäcilia Debold am 14. März 1877 in Eichelberg verstorben und in Elsenz beerdigt worden. Über die 25 Jahre ihres Lebens nach der Entlassung aus dem Zuchthaus ist nichts bekannt.

## Anmerkungen

- 1 Jagemann (siehe Anm. 10, AC S. 4) schreibt, sie sei 24-jährig; aber lt. Geburtseintrag im kath. Kirchen- und Standesbuch Eichelberg (Generallandesarchiv Karlsruhe [GLA], Signatur 390, Nr. 1304, Bild 259) ist Cäcilie am 29.4.1810 geboren, also auf den Tag genau 26 Jahre alt. Die Schreibweise ihres Vornamens variiert zwischen Cecilie, Cecilia, Cäcilia und (im Taufbuch) Cöcilia. Außer in Zitaten verwende ich hier die Schreibweise, die auch im amtlichen Gerichtsurteil verwendet wird: Cäcilia.
- 2 Siehe RNZ vom 15.11.2016.
- 3 Eine schöne Darstellung von Dr. Mays vielfältigem Wirken bietet Jörg Tröger: „Trunkenheit ist die Mutter des schwärzesten Meuchelmords“, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 13, 2009, S. 21–44.
- 4 1781 veröffentlichte Franz Anton May dazu eine ausführliche Kampfschrift: „Vorbeugungsmittel wider den Kindermord. Für Seelsorger, Eltern, Polizeiverwalter, Wundärzte und Geburtshelfer. Entworfen von Franz May, der Weltweisheit und Arzneiwissenschaft Doktor, kuhrpfälzischer Hofmedicus und Medicinalrath, auch ausserordentlicher Lehrer der Arzneiwissenschaft auf der hohen Schule zu Heidelberg. Principii obsta, Mannheim 1781, bei C. F. Schwan, kuhrfürstl. Hofbuchhändler“.
- 5 Eine zeitnahe Darstellung findet sich in K. C. Leonhard: Fremdenbuch für Heidelberg und die Umgegend, Heidelberg 1834, S. 89–91.
- 6 Jagemann schreibt falsch „Hilzbach“ (siehe Anm. 10, AC S. 5), und gibt Eiermanns Alter mit 23 Jahren an. Im kath. Kirchen- und Standesbuch Hilzbach ist 1813 kein Kind namens Eiermann geboren, aber am 3.8.1811 ist die Geburt eines Johann Adam Eyerermann verzeichnet (GLA 390 Nr. 4756 Bild 21, der gleiche Eintrag findet sich auch in Elsenz GLA 390 Nr. 1308 Bild 20). Mithin ist Cäcilias Kindsvater zum Zeitpunkt der Geburt seines zweiten unehelichen Kindes mit ihr 24 ½ Jahre alt.
- 7 Bis ins frühe 20. Jh. weit verbreitete Bezeichnung für besonders bei Kleinkindern häufig vorkommende krampfartige Erkrankungen, die zu der hohen Kindersterblichkeit der damaligen Zeit beitrugen.
- 8 Biografische Angaben in: Allgemeine Deutsche Biographie (ADB), Bd. 13, Leipzig 1881, S. 643–645; Friedrich v. Weech: Badische Biographien, 1. Lieferung, Heidelberg 1875, S. 421f.; Nachruf in der Karlsruher Zeitung, 1853, Nr. 166; Nekrolog in: Der Gerichtssaal. Zeitschrift für volksthümliches Recht. Hg. Ludwig v. Jagemann, 5. Jg, 2. Bd., Erlangen 1853, S. 245–248.
- 9 Ludwig Jagemann, in: ADB 13 (1881), S. 643.

- 10 Im Handbuch der gerichtlichen Untersuchungskunde, Bd. 2, Frankfurt a.M. 1841 (abgek. HU) widmet Jagemann die Fallbeispiele Nr. 82, 109, 156, 160, 206, 230 und 315 dem Fall Debold; in den Annalen der deutschen und ausländischen Criminal-Rechtspflege, Jg. 1840, 4. Bd., Altenburg 1840, S. 1–51 (abgek. AC) veröffentlicht er längere Passagen der Verhörprotokolle unter dem Titel „Psychologische Darstellung des Criminalprocesses gegen Cecilie Debold von Eichelberg, wegen Verwandtenmordes“. Außerdem basiert der offizielle Prozessbericht vom Mannheimer Hofgerichtsrat Bayer in den „Annalen der Großherzoglich Badischen Gerichte“, 5. Jg., Nr. 21, Karlsruhe 27.5.1827, S. 121–128 (abgekürzt ABG) auf den Protokollen von Jagemann; nur die Plädoyers von Anklage und Verteidigung sowie der Wortlaut des Urteils folgen der Hauptverhandlung v. 29.12.1836.
- 11 Im Folgenden werden die Quellenangaben den einzelnen Zitaten mit den in Anm. 10 gegebenen Abkürzungen den Texten direkt in Klammern beigegeben.
- 12 Diese markante Stelle entstand um 1732, als die alte, von Heidelberg kommende Landstraße (Chaussee) am Rohrbacher Ortseingang zu einer Umgehungsstraße umgebaut wurde, die westlich um den alten Ort herumführte und beim Gasthaus Rose auf die alte Römerstraße stieß. An der Spitze des dreieckigen Platzes, wo sich die Straßen trennen, wurde im Zuge der Rekatholisierung ein großes steinernes Kreuz aufgestellt. Es trägt die Jahreszahl 1732 und stand dort bis 1938. Bis dahin trug auch der Platz den Namen „Rohrbacher Kreuz“ oder „Rohrbach am Kreuz“. Dann wurde der Platz in „Eichendorffplatz“ umbenannt und das Kreuz wurde auf den Rohrbacher Friedhof versetzt, wo es noch heute steht. Die markante Benennung des Ortseingangs von Rohrbach „Am Kreuz“ kann aber schon viel älter sein, denn die Weinbergslage nordöstlich dieser Stelle trägt den sehr alten Flurnamen „Am Steinenkreuz“.
- 13 Siehe Anm. 7.
- 14 Lt. kath. Kirchen- und Standesbuch Eichelberg ist das Kind am 1.4.1835 geboren und am 3.4. auf den Namen Maria Sidonia getauft worden. (GLA 390 Nr. 1304, Bild 213), gestorben ist es am 27.4.1835 und am 29.4. beerdigt worden (GLA 390 Nr. 1304, Bild 217). Cäcilia gibt im Verhör an, dass Johann Eiermann auch der Vater dieses Kindes gewesen sei.
- 15 In einer Fußnote verweist Jagemann auf eine badische Landesverordnung, die das so regelt, um die Folgen des Art. 340 des code civil, „wonach die Schwängerer nicht vor Gericht gezogen, mithin auch nicht zur Alimentation der Kinder angehalten werden können“, abzumildern und so diesem „grausame[n] Gesetz“ entgegenzuwirken, das „den Kindesmord gleichsam provocirt hätte“ (AC S. 36, Anm. 84).
- 16 Er merkt dazu an, dass er ihr „privatim“ dazu geraten habe, da er es für zweifelhaft hielt, dass sie selbst aus freien Stücken zu diesem Schritt in der Lage gewesen wäre (AC S. 42, Anm. 100).
- 17 Auch diese Formulierungen dürften ihr von Jagemann „privatim“ vorgegeben worden sein.
- 18 Die Begnadigungsakte ist im GLA unter der Sign. 234 Nr. 13679 erhalten.

**Hartmut Gräber**

## **Oberstabsarzt Dr. Anton Ernst (1864–1920)**

**Reservelazarettedirektor in Heidelberg – ein Militärarzt im Kaiserreich**

Der folgende Aufsatz eröffnet nicht nur einen Blick auf die Biographie eines Mannes, der in kleinbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen ist und einen im Kaiserreich durchaus nicht selbstverständlichen Aufstieg genommen hat. Er beschreibt auch die besondere Lebenswelt eines Militärarztes im Frieden, nach früher Pensionierung seine Tätigkeit an der Universitätsklinik Heidelberg und schließlich während des Ersten Weltkriegs seinen Dienst als hiesiger Reservelazarettedirektor an der „Heimatfront“.<sup>1</sup>

### **Herkunft, Jugend und Studium**

Die Familie von Anton Ernst stammt aus Kleinenberg in der Nähe von Paderborn in Westfalen. Urgroßvater wie Großvater waren Lehrer und Küster – eine Kombination, die seinerzeit häufig anzutreffen war. Der Großvater Friedrich Wilhelm Ernst war zudem jahrzehntelang preußischer Postwärter und außerdem Stadtverordneter in der Kleinstadt Borgentreich. Die Familie Ernst war fest im katholischen Glauben und Milieu verwurzelt. Das galt auch für Anton Ernst und sollte für ihn noch eine besondere Bedeutung bekommen. Sein Vater Johann Wilhelm Ernst heiratete am 19. Mai 1863 Elisabeth Hapig. Neben den beiden Töchtern aus der ersten Ehe des Mannes hatten die Eheleute fünf gemeinsame Kinder zu versorgen, darunter den am 24. März 1864 geborenen Sohn Anton Franz Sales. Als hauptberuflicher Postbeamter wurde Johann Wilhelm Ernst im Laufe seines Berufslebens mehrfach versetzt. Er starb im 63. Lebensjahr am 23. Dezember 1888 als Postmeister in Kettwig, heute ein Stadtteil von Essen. Ein nennenswertes Erbe hat der Verstorbene seinen Kindern nicht hinterlassen; sein Einkommen ließ dies nicht zu.

Von Kettwig aus besuchte Anton Ernst ab 1875 die Höhere katholische Rektoratsschule im benachbarten Werden a. d. Ruhr. Zu Beginn der Untertertia, Ostern 1878 wechselte er an das Königliche Gymnasium in Düsseldorf. Die Eltern bemühten sich, nicht nur dem Sohn, sondern auch den sechs Töchtern eine gute, katholisch bestimmte Ausbildung zu ermöglichen. Das Gymnasium konnte Anton Ernst trotz der eingeschränkten Einkommensverhältnisse des Vaters besuchen, weil er durch eine Freistelle vom Schulgeld befreit war und später sogar ein Stipendium erhielt. 1884 schloss er die Schule mit dem Abitur ab.<sup>2</sup>

Anton Ernst wollte Arzt werden. Dafür wurden die Kosten 1910 auf rund 18.000 M veranschlagt.<sup>3</sup> Eine Möglichkeit, das Ziel mit geringerem finanziellem Aufwand zu erreichen, bot der Eintritt in eine der militärärztlichen Bildungsanstalten. Nach einem halben Jahr Dienst als Einjährig-Freiwilliger in Münster nahm Anton Ernst am 22. Oktober 1884 das Studium an dem medizinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Institut in Berlin auf. Hier trug der Staat den größten Teil der Kosten. Dafür musste sich der Bewerber verpflichten, später die doppelte Anzahl der 4½ Studien-

jahre (9 Semester), also 9 Jahre als Militärarzt Dienst zu leisten. Bei der anderen militärärztlichen Bildungsanstalt, der medizinisch-chirurgischen Akademie für das Militär, war der Kostenanteil für den Studenten höher; der Bewerber musste allerdings anschließend nur die einfache Anzahl der Studienjahre, also 4½ Jahre Dienst tun.<sup>4</sup> Die eigentliche medizinische Ausbildung fand gemeinsam mit den zivilen Studenten an der Berliner Universität statt. Dazu wurde für jedes Semester ein Studienplan erstellt, der die üblichen Fächer, so auch etwa Gynäkologie umfasste. Ein Vorteil war, dass die Verwaltung der militärmedizinischen Bildungsanstalten für ihre Studierenden die Teilnahme an den Vorlesungen, Übungen etc. organisierte; zivile Studenten mussten dies selbst leisten. Hinzu kamen die spezifisch militärärztlichen Unterrichtsfächer. Andererseits kontrollierten die Vorgesetzten ständig Studium und Leistungen der Studierenden, die der Militärgerichtsbarkeit unterstanden. In dieser Zeit besaßen die militärärztlichen Bildungsanstalten einen guten Ruf. Viele berühmte Ärzte und Wissenschaftler wie Hermann von Helmholtz, Rudolf Virchow, Gottfried Löffler, Emil von Behring gingen aus ihnen hervor.

Die Studierenden des Friedrich Wilhelms-Instituts hatten freie Wohnung im Institut und konnten dort auch eine günstige Verpflegung erhalten. Sie bekamen zudem eine monatliche Zulage von 30 M, wovon 2,50 M für die spätere Uniformierung und 0,25 M für kleine gemeinschaftliche Bedürfnisse einbehalten wurden. Ebenso trug der Staat die Kosten des Studiums. Die Familie des Studierenden hingegen musste sich verpflichten, einen Zuschuss von 30 M im Monat sowie für die Prüfungen ca. 245 M zu leisten. Hinzu kamen die Kosten für Bücher und – bei der Beförderung zum Sanitätsoffizier – für die Erstausrüstung.<sup>5</sup> Der Vater von Anton Ernst hatte seinem Sohn nur einen Zuschuss von 75 M monatlich geben können, als dieser während seiner sechsmonatigen Militärzeit als Einjährig-Freiwilliger die Kosten für Unterkunft, Verpflegung und Uniform selbst zu tragen hatte. Gleichwohl gelang es ihm, die Zuschüsse für das viel längere Studium am Friedrich-Wilhelms-Institut aufzubringen. Dies wurde Anton Ernst dadurch erleichtert, dass er mehrfach zu den zwei bis vier würdigen und bedürftigen Studierenden einer Sektion gehörte, die eine pekuniäre Unterstützung durch die Bildungsanstalten erhielten. Viermal erhielt er einen Zuschuss von 75 M.

Am 21. Juli 1886 legte er die ärztliche Vorprüfung mit der Gesamtnote „sehr gut“ ab. Am Ende des achten Studiensemesters, also bereits vor Abschluss seiner Universitätsausbildung – dies war seinerzeit noch möglich und üblich – wurde Anton Ernst am 1. August 1888 mit einer Dissertation über das Thema „Pseudolepra“ (eine Hautkrankheit) von der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin zum Doktor der Medizin und Chirurgie promoviert. Am Folgetag, dem Stiftungstag seiner Ausbildungsstätte, erhielt er als besonders hervorragender Studierender ein Mikroskop in einer Holzschatulle, auf deren Deckel sich eine Silberplatte mit der Gravur befindet: „Dem Studierenden Herrn Dr. Anton Ernst das Kgl. med. chir. Friedrich Wilhelms Institut zum 2. August 1888“. Nach Abschluss des Studiums wurde er als Unterarzt in der Armee angestellt und begann am 15. Februar 1889 seine Tätigkeit an der Charité, einem seinerzeit vom Militär betriebenen, aber der Allgemeinheit offenstehenden Krankenhaus. In dieser Zeit, am 17. Juli 1889, bestand er sein medizinisches Staatsexamen. Nur die besten Absolventen der Militärischen Bildungsanstalten wur-

den in jener Zeit zur einjährigen praktischen Weiterbildung an die Charité versetzt, die übrigen kamen zum Institut, um dort ihr Staatsexamen abzulegen.<sup>6</sup>

Vom 15. Februar 1890 an tat Anton Ernst Dienst als Unterarzt beim 4. Garde Regiment zu Fuß in (Berlin-)Spandau. Am 6. August 1890 erhielt er seine staatliche Approbation als Arzt. Bevor ein Offiziersanwärter zum Leutnant ernannt werden konnte, musste er sich der Wahl durch die Offiziere seines Regiments stellen; ein Militärarzt wurde durch die Sanitätsoffiziere seiner Division gewählt. „Durch die Wahl erklären die Ärzte der Division, daß sie den Vorgeschlagenen für würdig erachten, in ihre Mitte zu treten.“<sup>7</sup> So wurden die Homogenität und Exklusivität des Offizierskorps sichergestellt. Nach erfolgter Wahl konnte die Karriere von Anton Ernst als Sanitätsoffizier in der preußisch-deutschen Armee beginnen.

### **Militärarzt im Frieden**

Durch ein am 26. Oktober 1890 in Berlin ausgestelltes Patent wurde Ernst zum Assistenz-Arzt II. Classe im 2. Thüringischen Infanterie Regiment Nr. 32 ernannt, das in Meiningen, der Residenz des Herzogtums Sachsen-Meiningen, stationiert war. Als Sanitätsoffizier rangierte er immer hinter dem dienstjüngsten Offizier des vergleichbaren Dienstgrades, also z.B. der 26-jährige promovierte Assistenzarzt Ernst hinter einem 19-jährigen Leutnant, der lediglich eine Kadettenkorps-Ausbildung besaß. Wie alle Offiziere hatte Ernst Zutritt bei Hofe. Da Herzog Georg II. Chef des Regiments war – eine Ehrenstellung ohne Befehlsgewalt – wurden die Offiziere zu verschiedenen Gelegenheiten wie Hofbällen eingeladen. Als Sanitätsoffizier durfte Ernst allerdings vom Dienst bei Hofe, wie z. B. Wachdienst, verschont geblieben sein. In seiner Chronik heißt es dazu lediglich: „Jetzt folgte eine schöne Zeit bes. in gesellschaftlicher Beziehung.“ Ausführlich schildert er demgegenüber, wie er im Herbst 1891 während eines vierwöchigen Urlaubs einen Besuch bei seinem früheren Gymnasialdirektor in Düsseldorf machte und dabei seine spätere Ehefrau kennenlernte, mit der er sich bereits beim vierten kurzen Zusammentreffen verlobte.

Seine Braut Maria Josephina Bicheroux war die am 28. April 1868 geborene Tochter von Désiré Bicheroux und seiner Ehefrau Balbina, der Lieblingsschwester des Industriellen August Thyssen. Früh verwitwet lebte Balbina Bicheroux mit ihren drei Kindern in Düsseldorf. Diese erzog sie im katholischen Glauben und schickte sie auf katholische Internate. Balbina Bicheroux selbst war in der katholischen Gefängnis- und der Bahnhofsmission aktiv. Zeit ihres Lebens hielt sie engen Kontakt mit katholischen Geistlichen und gab einen guten Teil ihres nicht unbeträchtlichen Vermögens für Spenden an die Kirche aus. Die Kinder hingegen wurden zur Sparsamkeit erzogen. Anton Ernst fühlte sich in diesem Umfeld sogleich heimisch, da er nicht nur von seiner Braut, sondern von der ganzen Familie akzeptiert wurde.

Freilich benötigten alle aktiven Offiziere und Unteroffiziere eine Heiraterlaubnis. Der Heiratskonsens für Offiziere, der vom Kaiser selbst gewährt wurde, sollte verhindern, dass sich Offiziere mit Frauen aus Gesellschaftsschichten verbanden, die nicht als standesgemäß angesehen wurden. Hinzu kam, dass Offiziere im Leutnantsrang so wenig verdienten, dass sie ohne einen Zuschuss der Eltern kaum ihren Verpflichtungen nachkommen, geschweige denn eine Familie unterhalten



Maria Bicheroux und Anton Ernst als Verlobte  
21. November 1891 (Foto: Bradengeier, Düsseldorf;  
Nachlass Ernst, Privatarchiv Dr. Achim Eirich)

konnten. Daher wurde die Heirats-  
erlaubnis nur bei Vorliegen eines  
bestimmten außerdienstlichen Ein-  
kommens oder Vermögens erteilt.  
Es betrug 1892 für Sanitätsoffizie-  
re bis einschließlich der Besol-  
dungsstufe Stabsarzt 2. Klasse  
750 M jährlich. Darüber hinaus  
musste die künftige Gattin mit ei-  
ner bestimmten Summe bei der  
„Königlich Preussischen Militärwit-  
wen-Pensionsanstalt“ eingekauft  
werden. Damit sollte die Ehefrau  
insbesondere für den Fall abgesi-  
chert werden, dass der Ehemann  
ohne Pensionsanspruch starb.<sup>8</sup> So  
waren die Militärärzte und Offizie-  
re, deren Familien die erforderli-  
chen Zuschüsse nicht aufbringen  
konnten, gezwungen, „nach Geld“  
zu heiraten. Vom Hauptmann/  
Stabsarzt 1. Klasse aufwärts wur-  
de kein außerdienstliches Einkom-  
men verlangt, da man davon aus-  
ging, dass die Offiziersfamilie mit  
dem Gehalt auskommen konnte.

Obwohl Ernst von Hause aus kein Vermögen besaß, konnte er das verlangte Einkommen problemlos nachweisen. Denn Maria Bicheroux war eine „gute Partie“, wie man es nannte. Ihre Mutter hatte seinerzeit aus ihrem Erteil bzw. dem ihres verstorbenen Mannes ihrem Bruder August Thyssen finanzielle Hilfe bei dem Start in die Selbständigkeit geleistet. 1890 war dieser bereits ein erfolgreicher Unternehmer, der das Darlehen leicht mit Zinsen zurückzahlen konnte. August Thyssens Ehe war 1885 geschieden worden. Nicht zuletzt die damit verbundenen finanziellen Streitigkeiten dürften dazu geführt haben, dass zwischen den Brautleuten Anton Ernst und Maria Bicheroux zwei Tage vor ihrer Hochzeit notariell Gütertrennung vereinbart wurde. Im Vertrag sind die Vermögensgegenstände aufgeführt, die Maria Bicheroux in die Ehe mitbrachte. Neben Möbeln, darunter die Einrichtung für ein Konsultationszimmer, und Haushaltsausstattung im Wert von insgesamt fast 16.000 M waren dies grundbuchlich gesicherte Darlehnsforderungen über 70.000 M, die jährlich 3.150 M Zinsen brachten. Auf die Auflistung des Vermögens von Anton Ernst wurde ausdrücklich verzichtet; so wurde nicht öffentlich, dass er keines besaß. Die Hochzeit von Anton Ernst und Maria Bicheroux fand am 14. Januar 1893 in Düsseldorf statt.

Nach kurzem Hochzeitsurlaub begann der Alltag in Meiningen. Dabei lernte die behütete höhere Tochter schnell die Beschwerden einer Soldatenfrau kennen, vor

allein die häufige Abwesenheit des Ehemannes durch Manöver und Abkommandierungen. Bereits nach wenigen Monaten stand der erste Umzug an; denn Anfang Mai 1893 wurde Ernst zum 1. Hessischen Husaren Regiment Nr. 13 in (Frankfurt-)Bockenheim versetzt. Dort erfolgte am 26. Mai 1893 die Beförderung zum Assistenz-Arzt I. Classe. Hier waren nur zwei Militärärzte für 30 Offiziere und knapp 700 Unteroffiziere und Mannschaften zuständig.<sup>9</sup> Über seine Zeit in Frankfurt schreibt Ernst selbst. „Die Wohnung war ganz nett – aber die Menschen! Im Regiment wurden wir nicht warm und in der Zivilgesellschaft? Schwamm drüber! Maria hats verwunden. Der Dienst war recht anstrengend, so daß ich einmal nervlich völlig zusammenbrach. Die Kollegen waren meist recht nett und wohlwollend.“ Zwar zählten die Militärärzte seit 1873 nicht mehr zu den Militärbeamten, dennoch wurden sie als nicht mit der Waffe kämpfende Sanitätsoffiziere vielfach von den anderen Offizieren nicht als gleichwertig angesehen. Auch ihre Ehefrauen hatten darunter zu leiden und aus Standesrücksichten oft gerade in kleinen Garnisonen kaum gesellschaftliche Kontakte.<sup>10</sup> In Frankfurt wurden dem Ehepaar Ernst die Kinder Kurt (1894–1973) und Maria Balbina (1895–1977) geboren. Auch während der Frankfurter Zeit war Ernst mehrfach länger abkommandiert. Dann musste Maria Ernst mit den kleinen Kindern allein zurechtkommen, allerdings oft unterstützt durch ihre Mutter Balbina Biche-roux.

Nach nur zweieinhalb Jahren wurde Ernst zum Stabs- und Bataillonsarzt im II. Bataillon Infanterie Regiment Prinz Carl (4. Großherzoglich Hessisches) Nr. 118 in Worms ernannt. Mit dieser Beförderung hatte er einen Rang erreicht, bei dem das Patent vom 2. Dezember 1895 von Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen, persönlich unterzeichnet worden war.<sup>11</sup> Da das Infanterie Regiment Nr. 118 ein „Großherzoglich Hessisches“ war und nur aufgrund der zwischen den beiden Staaten abgeschlossenen Militärkonvention vom 13. Juni 1871 zur preußischen Armee gehörte, erhielt Ernst zu seinem preußischen Patent gleichzeitig ein weiteres, von Großherzog Ernst Ludwig von Hessen unterzeichnetes Patent.

Als Stabsarzt war Ernst in Worms allein für ein Bataillon zuständig und zusätzlich Chefarzt des dortigen Garnisonslazarets. Am 19. Mai 1897 bestand er in Berlin die Prüfung zum Oberstabsarzt. Die Prüfungsarbeit lautete: „Über Conserven mit spez. Berücksichtigung der Verpflegungsverhältnisse der Truppen im Felde“. Nach der Geburt der Töchter Elisabeth (1898–1986) und Clara (1901–1974) zählte die Familie Ernst sechs Köpfe. In Worms fühlte sich Ernst nicht nur dienstlich wohl, sondern auch sein Privatleben bekam eine neue Farbe. Er wurde – gemeinsam mit seinen Offizierskameraden – Korporationsmitglied in der heute noch bestehenden Musik- und Kasinogesellschaft,<sup>12</sup> gehörte dem Elfer-Komitée im Fasching unter dem Namen „Der Garnisonsdichter“ an und betätigte sich literarisch. Wie aktive Soldaten, Beamte und andere Personengruppen erhielt Ernst 1897 die sogenannte Zentener-Medaille, die Wilhelm II. anlässlich des 100. Geburtstags seines Großvaters Wilhelm I. gestiftet hatte.

In dieser Zeit begleiteten die Eheleute Ernst die Schwiegermutter häufig auf Urlaubsreisen, die sie bis in die Schweiz und Österreich führten und an denen auch katholische Geistliche teilnahmen. Ein herausragendes Erlebnis für Anton Ernst war eine dreiwöchige Nordlandfahrt mit seinem Schwager bis zum Nordkap. Diese Rei-

sen waren nur aufgrund des Vermögens von Schwiegermutter und Ehefrau möglich. Von seinem Einkommen als Stabsarzt (monatlich 273 Mark) hätte er sie sich nicht leisten können. Allein die Reise auf dem Kreuzfahrtschiff „Columbia“ kostete zwischen 800 und 1.500 M pro Person.<sup>13</sup>

Nahezu neun Jahre blieb Ernst in Worms. Dann kam die nächste Versetzung, diesmal nach Koblenz zum 2. Rheinischen Feldartillerie Regiment Nr. 23, verbunden mit der am 18. Oktober 1904 erfolgten Ernennung zum Oberstabs- und Regimentsarzt.<sup>14</sup> Er trug damit die oberste Verantwortung für die ärztliche Betreuung von 40 Offizieren und 600 Unteroffizieren und Mannschaften.

Ernst war nun 40 Jahre alt und nach 14 Dienstjahren als Sanitätsoffizier mit dem Dienstgrad Oberstabsarzt in den Rang der Stabsoffiziere aufgerückt – ein Ziel, das viele Truppenoffiziere nicht erreichten, und wenn sie es erreichten, dann durchschnittlich erst nach 26 Offiziersdienstjahren. Die schnellere Beförderung der Sanitätsoffiziere bis zum Oberstabsarzt war die Prämie für das Studium. Oder anders betrachtet, das Mittel, um den Beruf des Sanitätsoffiziers gegenüber dem des Zivilarztes konkurrenzfähig zu machen. Als Oberstabsarzt erhielt Ernst insgesamt 563,50 M im Monat.<sup>15</sup> Koblenz war als Festungsstadt und nicht allzu weit von Frankreich entfernt eine der größten Garnisonen des Deutschen Reichs. Hier befand sich auch das Generalkommando des VIII. Preußischen Armeekorps und damit der für die weitere Karriere des Regimentsarztes Ernst wichtige Korpsarzt. Denn die Beförderung der Sanitätsoffiziere bis zum Oberstabsarzt erfolgte nach dem Anciennitätsprinzip, also nach dem Dienstalter; für die höheren Dienstgrade kam es entscheidend auf die Befähigung an.<sup>16</sup> Deren Einschätzung war abhängig von den regelmäßigen Beurteilungen durch die Vorgesetzten. Dabei spielten persönliche Kontakte eine nicht geringe Rolle. Gelegenheit dazu boten nicht zuletzt die gesellschaftlichen Veranstaltungen des Offizierskorps.

Wie sich aus den Gästebüchern der Familie seit 1893 ablesen lässt, suchte Ernst aber nicht unbedingt Kontakte, die seine Karriere förderten. Er war eher ein Familiemensch. So weisen die Einträge keine Offiziersnamen mit Dienstgrad auf; es überwiegen Angehörige der engeren und weiteren Familie, an erster Stelle August Thyssen, ihr unumstrittenes Oberhaupt. Die zweite größere Gruppe waren katholische Geistliche, so gehörte u.a. der spätere Kardinal Michael (seit 1. März 1913: von) Faulhaber zum Bekanntenkreis.

Am 15. September 1905 wurde dem Oberstabsarzt Dr. Anton Ernst nach genau 15-jähriger Dienstzeit als Sanitätsoffizier der Rote Adler-Orden 4. Klasse verliehen – eine durchaus übliche Auszeichnung nach dieser Dienstzeit. Etwa einen Monat später freuten sich die Eheleute Ernst über die Geburt ihres fünften und letzten Kindes, der Tochter Hildegard (1905–1991). Aber der Lebensweg von Anton Ernst nahm bald eine ganz andere Wendung. Die Anstrengungen des Dienstes führten zu einem derart schweren Nervenzusammenbruch, dass er um seinen Abschied einkam. Dieser wurde ihm bewilligt; am 10. Oktober 1906 endete seine Laufbahn als Militärarzt. Er durfte weiterhin die Uniform eines Oberstabsarztes mit den Abzeichen für Verabschiedete tragen – nicht nur ein Zeichen seiner langjährigen Dienstzeit, sondern auch eine Auszeichnung. Mit 42 Jahren erhielt Ernst eine jährliche Pension von 3.327 Mark (knapp die Hälfte seines Gehalts als aktiver Militärarzt) – immer noch

ein beachtliches Einkommen, verdiente doch 1907 ein Metallarbeiter 1.235 M und ein Textilarbeiter 674 M im Jahr.<sup>17</sup>

### **Zivilleben in Heidelberg**

Nach seinem Abschied vom Militär wechselte Ernst von Koblenz nach Heidelberg und bezog mit seiner Familie das Haus Kronprinzenstraße (heute: Dantestraße) 3. An der renommierten Universitäts-Augenklinik hatte er eine Stelle als Volontärarzt gefunden und konnte eine Ausbildung zum Facharzt machen. Der Ordinarius für Augenheilkunde Theodor Leber (1840–1917) bescheinigte Anton Ernst am 1. Oktober 1910, dass dieser vom 25. April 1907 bis Ende Oktober 1909 als Volontärarzt und danach bis 30. September 1910 als Assistenzarzt an der Augenklinik tätig war. Anfangs habe sein Gesundheitszustand einige Schonung erfordert, später aber habe er sich eine sehr gute Ausbildung als geschickter Augenarzt angeeignet, die ihn zur selbstständigen augenärztlichen Praxis qualifiziere. Auch in den Folgejahren blieb Ernst an der Universitäts-Augenklinik, wie sich aus den Personalverzeichnissen entnehmen lässt: im WS 1909/10 und SS 1910 als Assistenzarzt, anschließend als Volontärassistent, ab Sommerhalbjahr 1915 mit dem Vermerk „im Kriegsdienst“ und ab Sommer 1916 zusätzlich als „Oberstabsarzt“, letztmalig im Winterhalbjahr 1919/20.<sup>18</sup>

Eine Augenarztpraxis hat Anton Ernst trotz seiner Qualifikation nie eröffnet. Ob sein Gesundheitszustand der Grund war, ob er die mit einer Praxis verbundenen nicht medizinischen Aufgaben scheute oder ob er die regelmäßigen Arbeitszeiten an der Universitätsklinik vorzog, lässt sich nicht mehr feststellen. Interessanterweise ist im Heidelberger Adressbuch 1914 bei Anton Ernst auch die Kontoangabe „BK Disc.-Ges.“ (Disconto-Gesellschaft) vermerkt. Dies war für einen Arzt ohne Praxis ungewöhnlich; im Branchenverzeichnis ist er unter den Ärzten nicht aufgeführt. Vielleicht nutzte er seine gesellschaftlichen Kontakte – wie viele früh pensionierte Offiziere – für die Vermittlung von Versicherungen.<sup>19</sup> Nötig hatte er dies nicht. Denn 1910 vereinbarten die Eheleute Ernst anstelle der Gütertrennung die Gütergemeinschaft, ein Ausdruck ihres gegenseitigen und auch von der Familie mitgetragenen Vertrauens. Seine finanziellen Verhältnisse gestatteten es ihm, spätestens ab 1911 als unbesoldeter Volontärassistent weiter an der Universitätsklinik zu bleiben.

Rasch wurde Ernst in der Zivilgesellschaft Heidelbergs heimisch. Seine Liebhaberei Gedichte zu verfassen, die ihm bereits in Worms öffentliche Aufmerksamkeit verschafft hatte, fand in maßgebenden Kreisen der Stadt Anklang. Er wurde Mitglied im Ausschuss für das historische Schlossfest, mit dem die Heidelberger Bürger vom 30. Juni bis 5. Juli 1913 die 300-jährige Wiederkehr des Einzugs des frisch vermählten Kurfürstenpaares Elisabeth Stuart von Großbritannien und Friedrich V. von der Pfalz (1596–1632) in die Stadt feierten. Mehr noch: Anton Ernst verfasste den gereimten Text des beim Schlossfest aufgeführten Festspiels, einer Huldigung von Stadt, Universität und Gilden an den Kurfürsten und seine Gemahlin. Nach der Ausführung konnte er die Glückwünsche von Großherzog Friedrich von Baden und Großherzogin Hilda, die dem Festspiel beigewohnt hatten, persönlich entgegennehmen.<sup>20</sup>

Ernst betätigte sich auch im Roten Kreuz. Der Heidelberger Bezirksausschuss war die Dachorganisation für den Männerhilfsverein mit angeschlossener, aber organisatorisch selbstständiger freiwilliger Sanitätskolonne und den Frauenverein. Die Sanitätskolonne hatte ihren eigenen Arzt. Zur Arbeit des Vereins gehörte neben der Katastrophenhilfe im Frieden die organisatorische Vorbereitung von zwei Vereinslazaretten für den Kriegsfall. Ernst wurde schließlich das Amt des 2. Vorsitzenden des Bezirksausschusses übertragen. Im Juni 1913 feierten Männerhilfsverein und Sanitätskolonne ihr 25-jähriges Stiftungsfest mit einer Übung. An ihr nahmen mehrere Sanitätskolonnen teil, die „Verwundete und Kranke“ per Schiff und Wagen zu den vorbereiteten Lazaretten brachten. Diese Übung war maßgeblich von Ernst vorbereitet worden. Über Vereinsgeschichte, Fest und Übung berichteten die Zeitungen.<sup>21</sup>

Ein Großereignis für den Heidelberger Männerhilfsverein und die Sanitätskolonne fand vom 23. bis 26. Juli 1914 statt: Heidelberg war der Schauplatz der 12. Ärzte- und Kolonnenführer-Tagung. Alle zwei Jahre trafen sich rund 3 000 Teilnehmer aus Sanitätskolonnen des ganzen Deutschen Reiches zu dieser Tagung. Der Stellenwert, den die freiwillige Krankenpflege für einen zukünftigen Krieg besaß, zeigte sich unter anderem darin, dass die Kolonnen bei der Mobilmachung nicht nur in der Heimat, sondern auch im Etappengebiet und in Notfällen sogar im Operationsgebiet, vom Kaiserlichen Kommissar und Militärinspekteur der Freiwilligen Krankenpflege eingesetzt werden sollten. Zu ihren Aufgaben gehörte der Transport der Verwundeten bis in die Lazarette in der Heimat. Die Universitätsstadt Heidelberg dürfte 1912 nicht zuletzt deswegen als Tagungsort für 1914 gewählt worden sein, weil die politischen Spannungen einen Krieg immer wahrscheinlicher machten. Mit ihrer Nähe zum Elsass einerseits und der medizinischen Fakultät, ihrem Personal und den klinischen Einrichtungen andererseits schien sie prädestiniert als Lazarettstadt. Die Begrüßungsrede dieser Veranstaltung hielt Anton Ernst in Vertretung des verhinderten 1. Vorsitzenden des Heidelberger Roten Kreuzes. Die Tagung war ein voller Erfolg. Ernsts Leistung bei den Vorbereitungen wurde ausdrücklich gewürdigt; beim Festbankett am Ende der Veranstaltung, am Sonntag, dem 26. Juli 1914, wurde er neben drei anderen zum Ehrenmitglied der Heidelberger Sanitätskolonne ernannt.<sup>22</sup>

## **Militärarzt im Kriege**

Nur sechs Tage nach dem Ende der Tagung war der erste Tag der Mobilmachung. Der Erste Weltkrieg hatte begonnen. Mit Kriegsbeginn stieg der Bedarf an Militärärzten schlagartig an; denn die mobilisierten Reserve- und Landwehrformationen mussten mit Ärzten ausgestattet werden, ebenso die in der Heimat eingerichteten Reservelazarette. Hier fand der nunmehr 50-jährige Anton Ernst seine Aufgabe für die nächsten fünf Jahre bis über das Kriegsende hinaus.

In vielen Städten und Gemeinden im Deutschen Reich – so auch in Heidelberg – waren bereits im Frieden Vorbereitungen getroffen worden, um im Kriegsfall Verwundete aufnehmen und behandeln zu können. Angesichts der großen Zahl der Verwundeten wurden nicht nur kommunale Krankenhäuser und Universitätskliniken einbezogen; auch Schulen, öffentliche Festhallen, ja sogar Hotels und Privathäuser wurden als militärische Reservelazarette oder als von nicht staatlichen Institutionen

wie dem Roten Kreuz und von Privatpersonen betriebene, sogenannte Vereinslazarette genutzt. „Dies entsprach nicht nur medizinischen Notwendigkeiten, sondern bezog auch bewusst die Bevölkerung in das Kriegsgeschehen ein, die sich in vielfältiger Weise für ihre Soldaten in der Vereins-, Versorgungs- und Pflegeleistung engagierte. Es ist nicht übertrieben, diesen Vorgängen einen gewissen Bewegungsscharakter zuzuschreiben.“<sup>23</sup>

Dabei spielten nicht zuletzt die 213 000 zur freiwilligen Krankenpflege gehörenden Männer und Frauen eine Rolle, von denen 141 000 in der Heimat tätig waren, von Letzteren waren 2/3 Frauen.<sup>24</sup> Ohne sie hätte die Sanitätsversorgung nicht aufrechterhalten werden können.

In Heidelberg gab es während des Krieges durchschnittlich 30 Lazarette. Die Anzahl der bereitgestellten Betten wuchs von 2 800 zu Kriegsbeginn auf 4 000. Die Belegung war sicher unterschiedlich, aber allein in der Psychiatrischen Klinik wurden im Laufe des Krieges 4 000 Patienten behandelt. Die am Güterbahnhof ankommenden Verwundeten wurden in mit Tragen ausgestatteten offenen Wagen der städtischen Straßenbahn zu den Lazaretten gebracht. Dazu war eigens eine Zubringerstrecke zum Güterbahnhof gelegt worden. Zu Recht wird Heidelberg als „Großklinikum mit Bahnanschluss“ bezeichnet.<sup>25</sup> Die für die Lazarette vorbereiteten Einrichtungen waren für ihren neuen Zweck nur zum Teil geeignet, sodass es gerade in der ersten Kriegszeit große Anlaufschwierigkeiten gab. Eine vom XIV. stellvertretenden Generalkommando in Karlsruhe bestellte Reserve-Lazarettkommission hatte die Aufgabe, die Lazarette einzurichten und zu überwachen.<sup>26</sup> Ärztliches Mitglied der Kommission wurde der Oberstabsarzt a.D. Dr. Anton Ernst, der sich bereits am 2. August 1914 freiwillig gemeldet hatte. Als militärisches Mitglied und Disziplinaroffizier gehörte der Kommission Prof. Max Weber (1864–1920) an. Der 50-Jährige, ehemals Premier-Lieutenant der Reserve, aber längst außer Dienst, hatte sich ebenfalls freiwillig gemeldet, obwohl er seine frühere Militärzeit als „stumpfsinnig“ bezeichnet hatte.<sup>27</sup> Für einen Fronteinsatz kam auch er nicht in Frage. Weiterhin waren in der Kommission Verwaltungsbeamte vertreten.

Ein Foto zeigt Anton Ernst und Max Weber gemeinsam in Uniform. Beide hatten mit fehlendem Material und Mangel an geeignetem Personal zu kämpfen; aber auch Kompetenzstreitigkeiten mit Universitätsprofessoren blieben nicht aus. Das zeigt ein von den beiden unterzeichnetes Beschwerdeschreiben vom 2. Februar 1915 an die Medizinische Fakultät. Darin setzten sie sich gegen den Internisten und Kardiologen Prof. Dr. Ludolf von Krehl (1861–1937) zur Wehr, der den späteren Direktor der Psychiatrischen Klinik Prof. Dr. Karl Wilmanns (1873–1945) wegen dessen Mitarbeit bei der Einrichtung einer Inneren Beobachtungsstation im Rahmen der Reservelazarette angegriffen hatte. Von Krehl wie Wilmanns waren zu dieser Zeit als Sanitätsoffiziere mit dem Rang General-Oberarzt bzw. Stabsarzt im Einsatz.<sup>28</sup> Außerdem gab es Disziplinarprobleme mit den in Heidelberg zur Heilung und Genesung befindlichen Soldaten. Dazu findet sich im Nachlass von Ernst ein gedrucktes Exemplar der „Bestimmungen für verwundete, erkrankte und beurlaubte Offiziere und Militärpersonen gleichen Ranges in Heidelberg“. Diese vom Garnisonskommando erlassenen Verhaltensregeln gingen auf eine Initiative des Disziplinaroffiziers Max Weber zurück.<sup>29</sup>



Mitglieder der Reserve-Lazarettkommission 1914/15, in Uniform Anton Ernst (li.) und Max Weber (2. v. re.) (© bpk-Bildagentur Bild Nr. 10008043)

Webers „pessimistische[s] Kritisieren“ an der deutschen Politik sei nicht ohne Einfluss auf Ernst geblieben – so wurde von dem Historiker Karl Hampe (1869–1936) vermerkt.<sup>30</sup> Andererseits versuchte der Oberstabsarzt, das oft unduldsame und gegenüber Vorgesetzten und Behörden harsche Verhalten auszugleichen. So als Max Weber auf die telefonische Anfrage des Hofmarschallamts, ob ein Besuch der Großherzogin bei den Verwundeten willkommen wäre, antwortete: „Ich habe nichts dagegen, aber ich habe keine Zeit irgend jemand herumzuführen“. Ernst besänftigte das Hofmarschallamt in einem Telefonanruf damit, „dass der Besuch der Königlichen Hoheit allseitig als große Gnadenbezeugung geschätzt werden würde“.<sup>31</sup> Tatsächlich besuchte die Großherzoginwitwe Luise am 8. April 1915 Heidelberg, wo sie von führenden zivilen und militärischen Persönlichkeiten der Stadt, darunter Anton Ernst, auf dem Bahnhof empfangen wurde. Sie besichtigte Lazarette und andere Einrichtungen zur Versorgung von Soldaten und Verwundeten, dabei auch „die Anlagen und die Dienstweise des Roten Kreuzes am Güterbahnhof“.<sup>32</sup> Davon haben sich Fotos erhalten, auf denen neben der Großherzogin auch Ernst zu sehen ist. Bereits am 10. April kam sie erneut in die Stadt, um von hier aus Lazarette im Umland zu besuchen, dann wieder am 3. Juli 1915.<sup>33</sup> Ernsts Konzilianz hatte offensichtlich möglichen Schaden abgewendet. In die gleiche Richtung geht dessen Bewertung als „einsichtsvoller Reservelazarettdirektor“ durch den 1. Vorsitzenden des Bezirksausschusses vom Roten Kreuz.<sup>34</sup> Dieser hatte intensiven Kontakt zu Ernst, da die Zuweisung von Verwundeten an die Vereinslazarette ausschließlich durch die Reservelazarettdirektoren oder die militärischen Chefärzte erfolgte.

Am 28. Februar 1915 wurde die Tätigkeit von Ernst auf seinen Antrag hin auf eine rechtliche Basis gestellt. In einem Vertrag mit dem Reichs-Militärfiskus, vertreten durch das stellvertretende Sanitätsamt bzw. die stellvertretende Intendantur des XIV. Armeekorps, verpflichtete er sich, rückwirkend für die Zeit von der Mobilmachung an als Reservelazarettdirektor und ärztliches Mitglied der Reservelazarettkommission in Heidelberg Dienst zu tun. Dafür erhielt er ein Tagegeld von 21 M, in dem die Vergütung für operative Tätigkeit enthalten war. Bemerkenswerterweise war die in dem benutzten Formular enthaltene Bestimmung, dass die Militärverwaltung das Dienstverhältnis jederzeit aus militärischen Interessen beenden konnte, gestrichen. Damit hatte Ernst für die Kriegsdauer ein sicheres Einkommen von jährlich 7.665 M.<sup>35</sup> Dies war zwar weniger als das Gehalt eines aktiven Oberstabsarztes bei einer immobilen Formation während des Krieges (8.880 M),<sup>36</sup> so entsprach es doch seinem letzten Einkommen vor seiner Pensionierung 1906. Gegenüber seiner Pension von 3.327 M hatte sich seine Einkommenssituation erheblich verbessert.

Als Reservelazarettdirektor wurde Ernst Vorgesetzter von Max Weber, der nun seine Entlassung beantragte. Da man dessen Arbeit noch nicht entbehren wollte, behielt man die Reservelazarett-Kommission zunächst bei. Erst mit ihrer Auflösung am 30. September 1915 wurde dem Antrag des am 27. Januar 1915 zum Hauptmann beförderten Weber auf Abschied stattgegeben.

Zu den Aufgaben des Reservelazarettleiters gehörte, dass er „die ihm unterstellten Lazarette oft zu besichtigen und Mißstände, die sich nicht an Ort und Stelle beseitigen [ließen], dem Sanitätsamt zu melden“ hatte.<sup>37</sup> Zu diesen Lazaretten gehörte auch das Beobachtungslazarett (Reservelazarett VI) im Lehrerseminar, der heutigen Pädagogischen Hochschule. Beobachtungslazarette nahmen eine Schlüsselstellung ein; von dort konnten Verwundete aufgrund der fachärztlichen Diagnosen in die Lazarette verlegt werden, wo die beste Versorgung zu erwarten war.<sup>38</sup> Chefarzt des Reservelazaretts VI war Dr. Albert Fraenkel (1864–1938). Er entwickelte die intravenöse Strophantinterapie bei Herzkrankheiten und war Tuberkulosespezialist. Als „Nicht-Arier“ wurde er 1933 aus allen Ämtern entlassen. Sein Schreiben an Ernst mit der Bitte, dieser möge an der Weihnachtsfeier 1915 des Lazaretts teilnehmen und „in der gleich schönen und unvergessenen Weise wie im vorigen Jahr ihm durch eine militärische Ansprache die richtige Weihe geben“, zeigt, dass beide damals von der Sinnhaftigkeit des Krieges überzeugt waren. Im Verlauf des Krieges gab es immer wieder Besuche von Fürstlichkeiten und von ausländischen Persönlichkeiten, die sich ein Bild von der Situation der Verwundeten machen wollten. Ernst war dann in offizieller Funktion anwesend, wie Fotos zeigen, etwa eines vom Besuch des Prinzen Max von Baden, dem letzten Reichskanzler des Kaiserreichs. Nicht zuletzt dadurch war Ernst auch „höheren Orts“ bekannt.

Dass dieser Umstand bei seiner Dekoration am Heiligen Abend 1915 eine Rolle spielte, kann nur vermutet werden. Jedenfalls erhielt Anton Ernst zu diesem Zeitpunkt das Eiserne Kreuz 2. Klasse, das Besitzzzeugnis allerdings datiert vom 10. Mai 1917. 1813 gestiftet, 1870/71 erneuert, war das Eiserne Kreuz wenige Tage nach Kriegsbeginn, am 8. August 1914, von Wilhelm II. wieder ins Leben gerufen worden und wurde während des Ersten Weltkriegs die häufigste deutsche Kriegsauszeichnung. Wegen seiner militärischen Verdienste als Lazarettleiter wurde Ernst wie



Empfang eines Verwundetentransports April 1915 durch Anton Ernst (rechts neben de Soto) und Vertreter des Roten Kreuzes (darunter Dr. von Braunbehrens) (Foto: Nachlass Ernst, Privatarchiv Dr. Achim Eirich)

einem aktiven Kriegsteilnehmer die Auszeichnung am schwarzen Band mit weißen Streifen verliehen. Das Eisernes Kreuz für Heimatverdienste hatte ein weiß-schwarzes Band. Mit dieser Dekoration dürfte sich sein Wunsch erfüllt haben. Ein Offizier ohne Eisernes Kreuz 2. Klasse schien seinerzeit zu suggerieren, er habe seine Pflicht nicht erfüllt. Hinzu mag gekommen sein, dass Ernsts einziger Sohn Kurt, Kriegsfreiwilliger 1914 und zum Leutnant d.R. avanciert, das Eisernes Kreuz 2. Klasse für seinen Fronteinsatz als Artillerist am 18. Oktober 1915 erhalten hatte.<sup>39</sup> Die beiden Verleihungen machen die Spannweite der Verdienste deutlich, für die das Eisernes Kreuz 2. Klasse am schwarz-weißen Band verliehen wurde. Nicht nur Kampferdienst, sondern auch die Leitung von Lazaretten in der Heimat kam in Betracht. Schließlich waren bis Kriegsende fünf Millionen Eisernes Kreuze 2. Klasse verliehen worden, davon allerdings für Verdienste in der Heimat lediglich 6 645.<sup>40</sup>

Je länger der Krieg dauerte, desto größer wurden die Schwierigkeiten bei der Arbeit in den Lazaretten, insbesondere wegen der Knappheit an Lebensmitteln, später auch von Verbandsmaterial und Medikamenten sowie von geeignetem Personal. Denn soweit als möglich, wurden taugliche Sanitätssoldaten an die Front geschickt. Gleichwohl war der Dienst als Soldat in Heidelberg mit einem Einsatz an der Front nicht zu vergleichen. Es dauerte bis zum 7. Juli 1917, dass bei einem Angriff auf Mannheim in Heidelberg erstmals Luftalarm ausgelöst wurde. Am 30. Oktober 1918 kam es durch von ihrem Ziel Mannheim abgedrängte Bomber zum einzigen Luftangriff auf die Stadt Heidelberg, bei dem etliche Bürgerhäuser und ein Universitätsgebäude beschädigt, jedoch keine Menschen verletzt wurden.<sup>41</sup> Die Heidelberger waren also während des gesamten Kriegs praktisch keiner unmittelbaren Gefahr ausgesetzt. Daher ist es nicht verwunderlich, dass hier militärische Institutionen nahe-

zu wie im Frieden weitergeführt wurden. So wurde Ernst Anfang 1916 aufgefordert, an der Wahl des Ehrenrates teilzunehmen.<sup>42</sup> Der Ehrenrat stand dem Ehrengericht Nordbaden als begutachtendes und ausführendes Organ zur Verfügung, um das standesgemäße Verhalten der Sanitätsoffiziere zu überprüfen. Trotz aller kriegsbedingten Probleme hatte Ernst in Heidelberg auch Muße und Gelegenheit, einem seiner Freizeitvergnügen, der Jagd, nachzugehen.<sup>43</sup>

Wie bereits erwähnt, hatten sich auch viele Heidelberger Medizinprofessoren dem Militär zur Verfügung gestellt. Sie taten oft Dienst als Beratende Chirurgen für höhere Kommandeure oder als Chefärzte großer Lazarette. Ihre Erfahrungen waren ein wichtiger Bestandteil der im Krieg durchgeführten Fortbildungsveranstaltungen für Militärärzte, bei denen neu gewonnene Erkenntnisse vorgestellt wurden. Eine große Tagung dieser Art war die 40. Versammlung der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft am 31. Juli und 1. August 1916 in Heidelberg, die im Zeichen der Behandlung von kriegsbedingten Augenverletzungen stand. Bei dieser von seinem früheren Chef an der Augenklinik und Präsidenten der Gesellschaft, Professor Leber, eröffneten Zusammenkunft durfte Ernst als Mitglied der Gesellschaft unter den Zuhörern gewesen sein.<sup>44</sup> Inwieweit er bei der Organisation der Versammlung beteiligt war und ob sie Anlass für eine badische Auszeichnung war, die er in diesem Jahr erhielt, lässt sich nicht feststellen.

Wie in den anderen Ländern gab es auch in Baden ein Kreuz für freiwillige Kriegshilfe. Zusätzlich stiftete Großherzog Friedrich II. von Baden am 9. September 1916 das Kriegsverdienstkreuz, um es „als Zeichen ehrender Anerkennung an solche Personen zu verleihen, die sich durch dienstliche oder freiwillige Tätigkeit besondere Verdienste um das Heer und die allgemeine Wohlfahrt erworben haben“.<sup>45</sup> Anton Ernst gehörte zu den ersten Beliehenen, denn sein Besitzeugnis trägt das Stiftungsdatum. Er wies als Reservelazarettdirektor offensichtlich nicht nur die erforderlichen Verdienste auf, sondern – das war die weitere Voraussetzung – er besaß auch keine andere badische Kriegsauszeichnung.

Kurz darauf wurde Ernst eine weitere Auszeichnung zuteil. Am 21. Oktober 1916 wurde ihm die preußische Rote Kreuz-Medaille 3. Klasse verliehen. Allerdings wurde sie ihm erst am 4. Januar 1919 vom Territorialdelegierten der freiwilligen Krankenpflege für Baden ausgehändigt, wie dessen Vermerk auf der Rückseite des Besitzeugnisses ausweist. Warum der Dienstweg mehr als zwei Jahre benötigt hat, erschließt sich nicht. Allerdings wird aufgrund des Übersenders deutlich, dass der Lazarettdirektor nicht vom Militär für die Auszeichnung vorgeschlagen wurde, sondern von einer im Kriegseinsatz befindlichen zivilen Institution. Eine von vielen Aufgaben der freiwilligen Krankenpflege war die Betreuung von Vereinslazaretten, eine andere die Bereitstellung von Personal für die Reservelazarette.<sup>46</sup> Die am 1. Oktober 1898 von Wilhelm II. gestiftete Rote-Kreuz-Medaille wurde an Männer und Frauen in drei Klassen verliehen „für besondere Leistungen im Dienste des Rothen Kreuzes und der ihm verwandten Aufgaben“. Anders als die äußerst seltenen Verleihungen der 1. Klasse waren die Rote Kreuz-Medaillen 2. und 3. Klasse während des Krieges geradezu ein Äquivalent zum Eisernen Kreuz für Ärzte, Krankenpfleger und Krankenpflegerinnen der freiwilligen Krankenpflege und für diejenigen, die deren Aufgaben unterstützten. Es konnten sie aber auch, wie das Beispiel Anton Ernst zeigt,

Soldaten erhalten. Dass einige Autoren von mehr als 8 000 Verleihungen der 2. und gar von mehr als 100 000 Empfängern der 3. Klasse sprechen, lässt die Bezeichnung „Massenorden“ für diese beiden Klassen als gerechtfertigt erscheinen.<sup>47</sup>

Im Nachlass von Anton Ernst haben sich kleine rechteckige Papiere mit Wasserzeichen und verschiedenfarbiger ornamentaler Bedruckung erhalten. Neben den Worten „Inspektion der Kriegsgefangenenlager des XIV. Armeekorps in Karlsruhe i. B.“ tragen sie den Aufdruck 1, 3, 5, 15 bzw. 20 Pfennig. Verwahrt werden sie in einem kleinen Briefumschlag mit der Inhaltsangabe „Papiergeld vom Offiz. Gefangenenlager“. Während des Ersten Weltkriegs bestand in Heidelberg ein Lager für kriegsgefangene Offiziere in der neuen Kaserne am Kirchheimer Weg. Es war geradezu ein Vorzeigelager und wurde auch von einer Schweizer Ärztekommision des Roten Kreuzes gelobt. Die gefangenen Offiziere, die aufgrund der Haager Landkriegsordnung nicht zu Arbeitseinsätzen herangezogen werden durften und eine Besoldung wie die eigenen Offiziere beanspruchen konnten,<sup>48</sup> hatten in diesem Lager die verschiedensten Beschäftigungsmöglichkeiten. Es gab sogar einen Tennisplatz. Anders sah es für die kriegsgefangenen Unteroffiziere und Mannschaften aus. Dass aufgrund der Verluste an der Front immer mehr Männer eingezogen wurden, führte vielerorts zu einem dramatischen Arbeitskräftemangel. Diesen suchte man – wenn auch im Ergebnis nur mit begrenztem Erfolg – durch den Einsatz von Kriegsgefangenen auszugleichen. Zu diesem Zweck wurden in Heidelberg entsprechende Lager eingerichtet. Die Arbeitgeber, die Kriegsgefangene einsetzten, mussten dafür eine Vergütung entrichten. Der größte Teil davon wurde für Verpflegung usw. einbehalten; der an die Gefangenen ausgezahlte Teil war kümmerlich. Da die Gefangenen kein Bargeld erhalten durften, bekamen sie das oben erwähnte Papiergeld. Dafür konnten sie dann im Lager und bei mobilen Händlern etwas kaufen. Das begehrteste Gut war Tabak.<sup>49</sup> Diejenigen Gefangenen, die aufgrund von Krankheit stationär behandelt werden mussten, wurden in das Garnisonslazarett oder die Reservelazarette Heidelbergs eingewiesen. So kam Ernst dienstlich mit ihnen in Kontakt; von dort dürfte diese Auswahl von Papiergeld stammen, die Ernst vermutlich als Andenken verwahrt hat. Derartige Geldscheine wurden nicht nur im Offiziersgefangenenlager Heidelberg, sondern auch in anderen Lagern im Bereich des XIV. Armeekorps verwendet, wie es überhaupt in deutschen Kriegsgefangenenlagern das unterschiedlichste Papiergeld mit Wertaufdrucken zwischen 1 Pfennig und 100 Mark für die Gefangenen gab.<sup>50</sup>

In vielen Umlandgemeinden entstanden in der ersten Phase des Krieges patriotische Initiativen mit dem Ziel, Krankenbetten zur Verfügung zu stellen. Später griff die Militärverwaltung vielfach auf dort vorhandene Krankenhäuser zurück, da man sich in etablierten Hospitälern eine bessere Versorgung der Verwundeten als in Schulen und Hotels versprach. Der Bedarf war riesig. Im Durchschnitt wurden jeden Monat 86 300 Verwundete und Kranke von Front und Etappe in die Heimat transportiert. Hinzu kam die Behandlung von Angehörigen des Besatzungsheeres, dem in der Heimat stationierten Teil des Heeres.<sup>51</sup> Insgesamt wurden in den Lazaretten in Deutschland mehr als 8,6 Millionen Personen chirurgisch und internistisch behandelt. Das waren etwa 37 % aller Verwundeten und Erkrankten des Feld- und Besat-

zungsheeres.<sup>52</sup> Auf die Lazarette in Heidelberg und Nordbaden entfiel davon ein entsprechender Anteil.

Schließlich war der Reservelazarettedirektor Ernst für 49 Lazarette mit 4 500 Betten verantwortlich, die bis Tauberbischofsheim und Wertheim am Main gelegen waren. Dazu gehörten auch die Krankenhäuser in Walldürn und 1916 in Hardheim, mit denen Kooperationsvereinbarungen geschlossen wurden.<sup>53</sup> Bei dieser Gelegenheit lernte Ernst den Bürgermeister von Hardheim, Adolf Eirich, kennen, der dem Kuratorium des Krankenhauses angehörte. Die Bekanntschaft führte schließlich zu einer Familienverbindung: Im Jahre 1921 heiratete Anton Ernsts Tochter Maria den Sohn des Bürgermeisters, Albrecht Eirich.

Je länger der Krieg dauerte – alle Welt hatte einen kurzen Krieg erwartet –, desto stärker machte sich Kriegsmüdigkeit an der Front und in der Heimat breit. Die Fronttruppen waren erschöpft, ebenso viele Bevölkerungsgruppen in der Heimat, nicht zuletzt die Frauen, die bei den immer schwieriger werdenden Verhältnissen ihre Familien allein durchbringen mussten. Sicherlich war der Belastungsgrad in einer Mittelstadt wie Heidelberg mit Universität und landwirtschaftlichem Umfeld nicht vergleichbar mit dem durch die Rüstungsindustrie und ihre Arbeiterheeren geprägten Ruhrgebiet. Gleichwohl wurden die Einschränkungen der Nahrungsmittelversorgung auch in Heidelberg spürbar. Das Vermögen der Familie Ernst gestattete es zwar, sich zu hohen Preisen auf dem Schwarzmarkt zu versorgen. Angesichts der Einstellung zu Staat und Gesellschaft und vielleicht auch mit Rücksicht auf seine Stellung in der Öffentlichkeit dürfte dies für Ernst nicht in Betracht gekommen sein. Dafür spricht ein Schreiben vom 25. Dezember 1917, in dem sogenannten Hungerwinter, an den Bürgermeister von Hardheim. Ernst bedankt sich bei diesem für Geschenke („So willkommen dieselben bei der heutigen schweren Zeit einer zahlreichen Familie sind, so viel höher schätze ich die liebe Freundlichkeit ein, die sie uns übersandt hat“) und wertet sie als ein Zeichen christlicher Gesinnung, aber auch der Solidarität zwischen Land und Stadt.

Die große Anzahl der durch die Stadt zu den Lazaretten transportierten Verwundeten zeigte der Bevölkerung deutlich die grausame Realität des Krieges; die Verwundeten brachten ein Bild von der Front mit, das im Gegensatz zu den offiziellen Verlautbarungen stand. So wurden die bisherigen Autoritäten infrage gestellt. Von diesen Verhältnissen war auch Ernst in seiner Funktion betroffen. So dürfte er von der sogar im Reichstag geführten Diskussion um die „Tortur“ der Elektroschockbehandlung von nervenkranken Verwundeten nicht unberührt geblieben sein, auch wenn in Baden die speziellen Lazarette mit insgesamt rund 600 Betten nicht in Heidelberg, sondern auf dem Land eingerichtet waren.<sup>54</sup>

Gleichwohl stand seine Loyalität gegenüber Militär und Staat nie infrage. So trat er während des Krieges immer wieder als Redner auf. Nicht lange nach Kriegsbeginn hatte sich in Heidelberg ein Ausschuss zur Veranstaltung „Vaterländischer Volksabende“ gebildet. Die erste dieser Veranstaltungen fand am 18. Oktober 1914 statt, dem Jahrestag der Völkerschlacht von Leipzig 1813. Es folgten weitere 62 Abende, der letzte am 12. Oktober 1918, also einen Monat vor Kriegsende. Es wurden jeweils aktuelle Themen behandelt; die Referenten waren meist einschlägige Fachleute. Daneben gab es Lesungen patriotischer Gedichte, kleine Theaterstücke

bis hin zu akrobatischen Vorführungen.<sup>55</sup> Als Fachmann sprach Anton Ernst am 9. Juli 1915, dem Geburtstag des Großherzogs. Aus dem patriotisch gestimmten Zeitungsbericht: „Oberstabsarzt Dr. Ernst feierte die Fürsorge für die Verwundeten, die in unserer Stadt am besten aufgehoben seien. Heidelberg, die Stadt der Künste und Wissenschaften, trete uns in einem neuen Gewande entgegen, ernst und gemessen als Diakonisse und barmherzige Schwester. Heidelberg stand, als die ersten Verwundeten hierher kamen, gerüstet und bereit, nicht zum mindesten dank der Summen der Reichen und des Scherfleins der Armen sowie der sonstigen umfassenden Liebestätigkeit. Den größten Anteil an dem Dank, den unser Heer und vor allem unsere hier weilenden Soldaten gegenüber dieser Wohltätigkeit [hätten], hätten die Frauen Heidelbergs zu beanspruchen, auf die der Redner sein Hoch ausbrachte.“<sup>56</sup>

Ein Jahr später, am 30. Juli 1916, hielt Ernst einen Vortrag über die Organisation des Sanitätswesens und über die Fürsorge für die Verwundeten, Kranken und Invaliden.

Als er zu Beginn des 5. Kriegsjahres im Juli 1918 eine in der Zeitung abgedruckte Ansprache hielt, sparte er jedoch nicht mit realistischen Bildern, wenn er von den Angehörigen der Soldaten sagte: „Tausende von ihnen haben als einzige Erinnerung irgendein Massengrab im Osten, Süden und Westen, ein Wogengrab im Norden, und Tausende empfangen ihren verstümmelten Vater, Gatten und Sohn.“<sup>57</sup>

Sein Ziel war es, Geld für die Bürgerstiftung einzuwerben; damit sollte bedürftigen Unteroffizieren und Mannschaften des Heidelberger 2. Bataillons des Grenadier-Regiments 110 und ihren Familien schnell und unbürokratisch geholfen werden. Bis



Silberhochzeit von Maria und Anton Ernst mit ihren Kindern, Balbina Bicheroux und Verwandten Januar 1918 (Foto: Nachlass Ernst, Privatarchiv Dr. Achim Eirich)

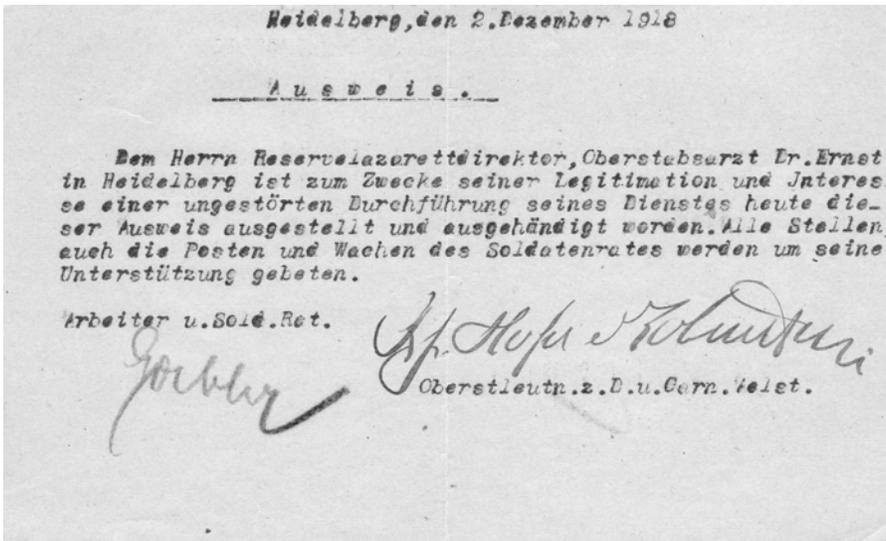
Ende Juli 1918 kamen 28.766,59 M zusammen. Jeder Spender wurde in der Zeitung namentlich mit dem von ihm gespendeten Betrag genannt. Ernst war darunter mit einer Spende von 50 M.<sup>58</sup>

Im Januar 1918 hatten Maria und Anton Ernst ihre Silberne Hochzeit angesichts der Zeitverhältnisse in kleinem Kreis begangen. Auf einem Foto davon trägt Ernst seine fünf Auszeichnungen im Original, Sohn Kurt auf Fronturlaub das Band des Eisernen Kreuzes 2. Klasse im Knopfloch und Balbina Bicheroux das ihr 1913 verliehene päpstliche Ehrenkreuz „Pro Ecclesia et Pontifice“ ebenfalls im Original. War das Tragen der Ordensbänder zur Uniform selbstverständlich, so zeigt das Anlegen der Originaldekorationen bei dem privaten Anlass, dass ihre Träger stolz auf ihre Auszeichnungen waren.

## **Nach dem Kriege**

Am Samstag, dem 9. November 1918, wurde in Berlin die Republik ausgerufen. Der Kaiser flüchtete in das niederländische Exil. In Baden bildete sich eine neue Regierung unter dem Sozialdemokraten Anton Geiß. Am 11. November schwiegen die Waffen, der Krieg hatte mit einer für weite Kreise immer noch unerwarteten Niederlage geendet. An diesem Tag wurde im Heidelberger Tageblatt ein Aufruf des Arbeiter- und Soldatenrats der Stadt Heidelberg an die Bevölkerung veröffentlicht, unterzeichnet von den Vorsitzenden, Arbeitersekretär Christian Stock (1884–1967) und Stadtrat Emil Maier (1876–1932). Zunächst wurde berichtet, dass die Mitglieder des Arbeiter- und Soldatenrats, die Vertreter des Bezirksrats, der Heidelberger Stadtrat, die militärischen Kommandeure und die Leiter der Lazarette in einer gemeinsamen Sitzung die Ausübung der militärischen und politischen Gewalt dem Arbeiter- und Soldatenrat übertragen hätten. Es folgten ein Verbot des unbefugten Waffentragens und ein Aufruf, die neuen Regierungen in Berlin und Baden zu unterstützen. Im Zeitungsbericht über die Ereignisse vom 9. und 10. November wird deutlich, dass der erste Anstoß zum Handeln von außen, aus Mannheim, kam. In Heidelberg wurde die Initiative erst danach von den örtlichen Sozialdemokraten übernommen. Insgesamt fand der Wechsel zur neuen Stadtregierung in einer geradezu „ordnungsgemäßen“ Art und Weise statt. In der Sitzung erklärten sich Oberbürgermeister Walz, der Oberamtmann des Amtsbezirks Heidelberg Geheimer Rat Jolly, Oberstleutnant von Lobenstein (Bezirkskommandeur), Hauptmann Löffler (Jäger-Bataillon 14), Hauptmann Königs (Bahnhofskommandantur) und Oberstabsarzt Dr. Ernst bereit, den Arbeiter- und Soldatenrat in ihrer Tätigkeit zu unterstützen.<sup>59</sup> Diese Zusagen sollten Unruhen und chaotische Zustände verhindern. Die Begriffe „Ruhe und Ordnung“ finden sich in vielen Verlautbarungen der Verwaltung und des Arbeiter- und Soldatenrats – offensichtlich ein Bedürfnis, das in Heidelberg „alte“ und „neue“ Herrschenden teilten. Anton Ernst, der aufgrund seiner Funktion eine wichtige Rolle spielte, war darin keine Ausnahme. Die seiner Aufsicht unterstehenden Lazarette mussten nach Kriegsende bestehen bleiben, wie eine Zeitungsnotiz vom 27. November 1918 zeigt. Danach hatte das gesamte militärische wie freiwillige Sanitätspersonal einschließlich der auf Kriegsdauer verpflichteten Schwestern weiter in den Lazaretten Dienst zu tun: „Verlassen des Dienstes wird bestraft.“<sup>60</sup>

In einem am 2. Dezember 1918 vom Arbeiter- und Soldatenrat und vom Bezirkskommandeur unterschriebenen Ausweis heißt es „Dem Herrn Reservelazarett- direktor, Oberstabsarzt Dr. Ernst in Heidelberg ist zum Zwecke seiner Legitimation und Interesse einer ungestörten Durchführung seines Dienstes heute dieser Ausweis ausgestellt und ausgehändigt worden. Alle Stellen, auch die Posten und Wachen des Soldatenrates werden um seine Unterstützung gebeten.“ Zeitungsnotiz wie Ausweis lassen erkennen, dass auch Heidelberg von der allgemein herrschenden Unruhe nicht verschont blieb. Aufgrund der Waffenstillstandsbedingungen fluteten die deutschen Soldaten aus Frankreich und Belgien zurück; die meisten von ihnen wollten möglichst schnell den Krieg hinter sich lassen und nach Hause. Als am 15. Dezember 1918 die katholische Kirchengemeinde St. Bonifatius die zurück- gekehrten Soldaten in einer Feierstunde begrüßte, hielt Ernst die patriotische Fest- rede: „Ueberwunden, aber unbesiegt kehren die Kämpfer zurück, nur befehlsgemäß kehren sie heim, ein neues Beispiel deutscher Mannszucht und Soldatentreue. Das Vaterland danke den Kämpfern aus übervollem Herzen und gedenke den Gefallenen in Wehmut und dauernder Erinnerung.“<sup>61</sup>



Ausweis des Arbeiter- und Soldatenrates Heidelberg für Anton Ernst 2. Dezember 1918 (Quelle: Nachlass Ernst, Privatarchiv Dr. Achim Eirich)

Zu Jahresbeginn 1919 kam es doch zu politischen Turbulenzen in Heidelberg. So wurde am 23. und 24. Februar „wegen drohenden Einmarsches der Spartakisten“ der Belagerungszustand verhängt. Außerdem wünschten viele Bürger, dass Schulen oder andere öffentliche und private Einrichtungen, in denen Reservelazarette eingerichtet worden waren, möglichst bald ihrem ursprünglichen Zweck zugeführt würden. Dem standen aber die Interessen insbesondere der Schwerverwundeten entgegen, die noch einer länger andauernden Versorgung bedurften. Hinzu kam, dass sich die Verhältnisse in den Lazaretten im Laufe des Krieges angesichts des allgemeinen Mangels kontinuierlich verschlechtert hatten. Der Unmut darüber machte

sich in Aktionen Luft, die im Gegensatz zu den überkommenen Disziplinvorstellungen standen und immer stärker einen politischen Charakter annahmen. In Sachsen wurde am 12. April 1919 der Gewerkschafter und Minister für Militärwesen Gustav Neuring von aufgebrachtten Kriegsversehrten und Verwundeten der Dresdner Lazarette ermordet, nachdem sie erfahren hatten, dass ihre Pensionen gekürzt werden sollten. Wenn es auch in Heidelberg glimpflicher abging, so gab es doch hier am Himmelfahrtstag, dem 29. Mai 1919, Plünderungen nach einer Demonstration. Am 30. September 1919 wurden schließlich auf Befehl der Siegermächte die Einheiten und Dienststellen der kaiserlichen Armee aufgelöst. Damit endete die Tätigkeit von Anton Ernst als Reservelazarettdirektor; im Oktober 1919 trat er endgültig in den Ruhestand.

Ernst, der seit Jahren Mitglied in katholischen Vereinen war, wurde nach Kriegsende in der politischen Partei der Katholiken, dem Zentrum, aktiv. In der ersten Wahl nach dem neu eingeführten allgemeinen Wahlrecht kandidierte Ernst für den Heidelberger Bezirksrat, der Vertretungskörperschaft des Bezirks Heidelberg. Als einer von 14 Bezirksräten, darunter drei des Zentrums, wurde er am 25. Mai 1919 gewählt.<sup>62</sup> Schon früher hatte er sich einer Aufgabe zugewandt, die ihm ein großes Anliegen war. Er war einer der Gründer und Vorstandsmitglied der katholischen Akademikervereinigung in Heidelberg, seinerzeit Diensttagsgesellschaft genannt. Am 6. Januar 1920 hielt er dort einen Vortrag zum Dreikönigsfest. Nur drei Tage später, am 9. Januar 1920, verstarb er unerwartet. Ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ende gesetzt. Er war nicht ganz 56 Jahre alt geworden. Die Sanitätsoffiziere Badens widmeten ihm einen öffentlichen Nachruf, in dem nicht zuletzt „seine Herzengüte und opferwillige Hilfsbereitschaft“ gerühmt wurden.<sup>63</sup> Der Nachruf der Heidelberger Katholiken wies insbesondere auf seine Mitarbeit in vielen katholischen Vereinen und auf seine tiefreligiöse Natur hin. Das Rote Kreuz nannte Anton Ernst einen treuen Freund und Förderer und erinnerte an die Organisation der Ärzte- und Kolonnenführertagung von 1913, an die Umgestaltung der Stadthalle zum Lazarett und schließlich an seine umfangreiche und kräfteaubende Tätigkeit als Lazarettdirektor. „Solches Gesamtwerk bei oft leidender Gesundheit herzustellen und durchzuhalten war nur möglich bei der mächtigen Spannkraft seiner alles überwindenden Vaterlandsliebe, die ihn durchglühte, sowohl im beruflichen Tun, wie als gern gehörter Redner und auch in dichterischem Schwung.“

## **Fazit**

Anton Ernst war noch nicht ganz sieben Jahre alt, als das Deutsche Kaiserreich gegründet wurde, und er starb nicht einmal zwei Jahre nach dessen Ende. Er erlebte Aufstieg und Fall der Monarchie gleichsam am eigenen Leibe. Als Sohn eines kleinen Beamten nutzte er mit Fleiß und Strebsamkeit die Chancen, die ihm die Gesellschaft im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts bot. Stipendien und Militär ermöglichten es ihm, zu studieren und einen akademischen Abschluss zu erlangen, den er bei den finanziellen Verhältnissen der Familie sonst nicht hätte erreichen können. So gehörte er nun dem privilegierten Offizierskorps im Kaiserreich an. Die Ausbildung im militärärztlichen Institut und die Tätigkeit als Militärarzt bedeuteten aber zu-

gleich die Anpassung an rigide Verhaltensnormen, die über die im preußischen Obrigkeitsstaat sonst geltenden hinausgingen. Die daraus resultierenden Schwierigkeiten dürften nicht zuletzt der Grund für seine Nervenzusammenbrüche gewesen sein. Auch ist nicht auszuschließen, dass seine katholische Herkunft und seine bis zum Tode enge Bindung an die katholische Kirche in der protestantisch geprägten preußischen Armee dabei eine Rolle gespielt haben. Andererseits war ihm die religiöse Bindung immer Bedürfnis und Halt und machte seine Heirat in eine großbürgerliche katholische Familie möglich. Diese Heirat befreite ihn nicht nur weitgehend von materiellen Sorgen, sondern eröffnete ihm auch eine Welt, die er sonst als Oberstabsarzt ohne finanziellen Rückhalt kaum betreten hätte. Gerade als er krankheitsbedingt aus dem Militär ausgeschieden war und über Jahre als Volontärarzt in der Augenklinik arbeitete, war dieser Rückhalt für die siebenköpfige Familie wichtig. Ohne diesen wären auch Ernsts vielfältige Aktivitäten in katholischen Vereinen, im Roten Kreuz und im Kulturleben der Stadt Heidelberg schlecht denkbar. Der Erste Weltkrieg brachte dann einen neuen Abschnitt. Seine freiwillige Meldung wie seine Tätigkeit als Lazarettdirektor lassen seinen Patriotismus und sein Pflichtgefühl deutlich erkennen. Wenn er auch nicht an der Front zum Einsatz kam, so erlebte er das Grauen doch hautnah in der Lazarettstadt Heidelberg. Auch dies hatte Auswirkungen auf seine Gesundheit. Dass die Revolution von 1918, die sicherlich für einen Mann seiner Biographie einen starken Einschnitt bedeutete, ebenfalls zu seinem Tod mit nur 56 Jahren beitrug, ist denkbar. Andererseits veranlassten ihn wohl sein Pflichtgefühl und die Einsicht in die Notwendigkeit nach vorne zu schauen, dazu, sich in der neuen Republik als Zentrumsabgeordneter politisch zu betätigen.

## Anmerkungen

- 1 Für die Studie hat der Autor das Familienarchiv der Eheleute Carmen und Dr. med. Achim Eirich ausgewertet, in dem sich zahlreiche Dokumente und Gegenstände aus dem Nachlass von Anton Ernst sowie eine von ihm 1901/02 verfasste Familienchronik befinden. Für diese Unterstützung, die den Aufsatz erst ermöglichte, sei dem Ehepaar Eirich herzlich gedankt.
- 2 Jahresbericht über das Königliche Gymnasium zu Düsseldorf für das Schuljahr 1883–84, Düsseldorf 1884.
- 3 Holger H. Herwig: Das Offizierkorps der Kaiserlichen Marine vor 1918, in: Hanns Hubert Hofmann: Das Deutsche Offizierkorps 1860–1960, Boppard 1980, S. 139–160, hier S. 150.
- 4 Otto Schickert: Die Militärärztlichen Bildungsanstalten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Berlin 1895, ND Zürich 1986, S. 204.
- 5 Bestimmungen über die Aufnahme in die militärärztlichen Bildungsanstalten zu Berlin vom 7. Juli 1867, abgedr. in: Schickert (wie Anm. 4), Anl. XIV,1 zu S. 203, S. 281–286.
- 6 Schickert (wie Anm. 4), S. 234.
- 7 Verordnung über die Organisation des Sanitäts-Korps nebst Ausführungs-Bestimmungen vom 6. Februar 1873, §§ 7–9.
- 8 Verordnung 1873 (wie Anm. 7), §§ 38, 39; Rudolf Kowalk: Militärärztlicher Dienstunterricht für einjährig-freiwillige Ärzte und Unterärzte sowie für Sanitätsoffiziere des Beurlaubtenstandes, Berlin 1892, S. 27.
- 9 Karl-Volker Neugebauer: Grundkurs deutsche Militärgeschichte. Bd. 1: Die Zeit bis 1914, München 2006, S. 444.
- 10 Rudolf Krafft: Glänzendes Elend. Eine offene Kritik der Verhältnisse unseres Offizierkorps, Stuttgart <sup>9</sup>1895, S. 86f.
- 11 Aus dem Wortlaut: Die Ernennung erfolgt „wegen seiner guten Eigenschaften und erlangten militärärztlichen Kenntnisse“. Von dem Stabsarzt wird erwartet, dass er „seiner König-

lichen Majestät und Dero Königlichem hohen Hause ferner getreu, hold und gehorsam sein [werde], des Königs Nutzen und Bestes überall suchen und befördern, Schaden und Nachteil aber verhüten [und] bei allen vorkommenden Kriegs-Begebenheiten mit williger und ungescheueter Darsetzung seines Leibes und Lebens sich dergestalt verhalten [werde, wie es] einem getreuen Diener und rechtschaffenen Militair-Arzt eignet und gebühret.“ Das Patent erkennt seine Rechte an und versichert ihn des Schutzes des Monarchen. „Dagegen wollen Allerhöchst Dieselbe Dero nunmehrigen Stabsarzt Dr. Ernst bei dieser Charge und allen damit verbundenen Praerogativen jederzeit in Gnaden schützen und maintainiren.“

- 12 Ulrich Ötschläger: 1783–2008 Vereinigte Kasino- und Musikgesellschaft Worms. Festschrift zur 225-Jahrfeier, Worms 2008; Stadtarchiv Worms Abt. 72/2 Nr. 88: Mitgliederverzeichnis der Kasino- und Musikgesellschaft, April 1902.
- 13 Arnold Kludas: Vergnügungsreisen zur See. Eine Geschichte der deutschen Kreuzfahrt. Bd. 1: 1889–1939, Hamburg 2001, S. 30, 195.
- 14 Als Regimentsarzt ist er „in allen die Regelung und Handhabung des Sanitätsdienstes betreffenden Angelegenheiten technischer Berater und ausführendes Organ des Regimentskommandeurs. Er ist Vorgesetzter des Sanitätspersonal des Regiments, leitet die Aus- und Fortbildung der Assistenz-, Unter- und einjährig-freiwilligen Aerzte, der Lazarethgehülfen, sowie der Krankenträger und überwacht den Gesundheits- und Krankendienst im Regiment auch in denjenigen Garnisonen, in welchen Theile desselben stehen.“ § 7 Abs. 1 der Friedens-Sanitäts-Ordnung, Berlin 1891.
- 15 Kowalk (wie Anm. 8), Berlin 1904, S. 103.
- 16 Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hg.): Deutsche Militärgeschichte in sechs Bänden 1848–1939. Lizenzausgabe, Herrsching 1983, Bd. 3, Abschn. V, S. 193.
- 17 [www.chroniknet.de](http://www.chroniknet.de) Arbeit und Soziales 1907 (Zugriff 7.2.2015).
- 18 Siehe [www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/uniadressbuch.html](http://www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/uniadressbuch.html).
- 19 Hinweis von Dr. Philipp Osten, Heidelberg.
- 20 Programmbuch: Historische Schlossfeste Heidelberg. 1613–1913. Zur Erinnerung an die 300-jährige Wiederkehr des Einzugs der Prinzessin Elisabeth Stuart von Großbritannien nach ihrer Vermählung mit dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz im Juni 1613, Heidelberg 1913; Heidelberger Tageblatt Nr. 150 vom 1.7.1913; Reinhard Riese: Treu zu Kaiser und Reich. Patriotische Feiern in Heidelberg 1912–1914, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 19, 2015, Heidelberg 2014, S. 65–85.
- 21 Heidelberger Tageblatt v. 21., 23., 24., 25., 30.6.1913.
- 22 Heidelberger Tageblatt v. 23., 24., 25., 27.7.1914; Chronik der Stadt Heidelberg für das Jahr 1914, XII. Jg. Bearb. Ferdinand Rösiger, Heidelberg 1916.
- 23 So Wolfgang U. Eckart: Medizin und Krieg. Deutschland 1914–1918, Paderborn 2014, S. 123.
- 24 Astrid Stölzle: Krankenpflege im Ersten Weltkrieg, Stuttgart 2013, S. 38.
- 25 Philipp Osten: Großklinikum mit Bahnanschluss. Heidelberg als Lazarettstadt im Ersten Weltkrieg, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 19, 2015, Heidelberg 2014, S. 105–118.
- 26 Kriegs-Sanitätsordnung vom 28. September 1907, Nr. 309.
- 27 Jürgen Kaube: Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen, Berlin 2014, S. 74.
- 28 Osten (wie Anm. 25), S. 113.
- 29 Zur Tätigkeit Max Webers während des Krieges neben dem Aufsatz von Osten (wie Anm. 25) siehe Max Weber: Zur Politik im Weltkrieg. Schriften und Reden 1914–1918. Hg. Wolfgang Mommsen und Gangolf Hübinger, Gesamtausgabe Abt. I, Bd. 15, S. 23–47.
- 30 Folker Reichert, Eike Wolgast (Hgg.): Karl Hampe. Kriegstagebuch 1914–1918, München 2004, S. 237 (Eintrag v. 29.5.1915).
- 31 Zur Tätigkeit Max Webers in der Reserve-Lazarettkommission und seiner Beziehung zu Anton Ernst Marianne Weber: Max Weber. Ein Lebensbild, Heidelberg 1950, S. 586–593.
- 32 Heidelberger Tageblatt Nr. 81 v. 8.4. und Nr. 82 v. 9.4.1915.
- 33 Heidelberger Zeitung Nr. 152 v. 3.7.1915.
- 34 Eugen von Jagemann: Fünfundsiebzig Jahre des Erlebens und Erfahrens (1849–1924), Heidelberg 1925, S. 278.
- 35 Unter Berücksichtigung des RBeamtenG vom 31.3.1873 in der Fassung vom 18.5.1907, §§ 57, 60, 30. Für die ersten sechs Monate erfolgte überdies keine Anrechnung der Pension.

- 36 Kowalk (wie Anm. 8), Berlin 1915, S. 120f.
- 37 Generallandesarchiv Karlsruhe, Sanitätswesen, Behördengeschichte.
- 38 Karl Wilmanns: Die badischen Lazarette während des Krieges, in: Veröffentlichungen aus dem Gebiete des Heeres-Sanitätswesens, Heft 88, Berlin 1932.
- 39 Achim Eirich, Dagnar Kümmerle (Bearb.): Artillerieleutnant Kurt Ernst. Kriegstagebuch 1914–1918, Selbstverlag, Höpfingen 2015, S. 168.
- 40 Franz Ophaus: Das preußische Militär-Verdienst-Kreuz, Berlin 1936, S. 91.
- 41 Heidelberger Zeitung Nr. 255 v. 31.10.1918.
- 42 Schreiben des Leiters des Ehrengerichts über die Stabsärzte, Ober- und Assistenzärzte Nordbadens General-Oberarzt Dr. Jäkel v. 24.12.1915.
- 43 Eirich-Kümmerle (wie Anm. 39), S. 300.
- 44 August Wagemann: Bericht über die 40. Versammlung der Ophthalmologischen Gesellschaft Heidelberg 1916 mit Mitgliederverzeichnis, Wiesbaden 1916.
- 45 Henning Volle: Stiftungen und Erneuerungen von deutschen Orden und Ehrenzeichen im Ersten Weltkrieg, Konstanz 2014, S. 24.
- 46 Kowalk (wie Anm. 8), Berlin <sup>9</sup>1912, S. 335.
- 47 Gerd Scharfenberg: Die Rote Kreuz-Medaille des Königreichs Preußen. Ein Beitrag anlässlich des 100jährigen Stiftungsjubiläums auf der Grundlage der Akten, in: Orden und Militaria Magazin, Jg. 1998, Nr. 87, S. 1–26.
- 48 Abkommen, betreffend die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges v. 18.10.1907 (Haager Landkriegsordnung), RGBL. 1910, S. 107ff., hier Art. 6 und 17.
- 49 Mitteilung von Dr. Norbert Giovannini, Heidelberg 2.3.2015; zur Situation der Kriegsgefangenen in Heidelberg insgesamt ders.: Heidelberg im Ersten Weltkrieg: Russische Soldatengräber, Lager und Kriegsgefangene im Arbeitseinsatz, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt, Jg. 19, 2015, Heidelberg 2014, S. 123–146.
- 50 Reinhard Tieste: Katalog des Papiergeldes der deutschen Kriegsgefangenenlager im I. Weltkrieg, Bremen <sup>2</sup>2007, zu Heidelberg S. 82, zu Karlsruhe S. 96ff.
- 51 Sanitäts-Bericht über das Deutsche Heer (Feld- und Besatzungsheer) im Weltkrieg 1914/1918. Bd. 3, S. 23.
- 52 Mehrfachbehandlungen jeweils einzeln gezählt; Friedrich Ring: Zur Geschichte der Militärmedizin in Deutschland, Berlin 1962, S. 252.
- 53 <http://www.khv-ha-wa.de/krankenhaus/index.php?content=geschichte> (Zugriff 2.3.2015).
- 54 Verhandlungen des Reichstags. Bd. 312, Berlin 1918, S. 5383–5393, zit. bei Osten (wie Anm. 25), S. 116.
- 55 Folker Reichert: Wissenschaft und „Heimatfront“. Heidelberger Hochschullehrer im Ersten Weltkrieg, in: Armin Kohnle, Frank Engehausen (Hgg.): Zwischen Wissenschaft und Politik. Studien zur deutschen Universitätsgeschichte. FS Eike Wolgast zum 65. Geburtstag, Stuttgart 2001, S. 494–520, hier S. 503–510, 517f.
- 56 Heidelberger Tageblatt v. 10.7.1915.
- 57 Zeitungsausschnitt und Flugblatt „An die Bürger Heidelbergs“.
- 58 Heidelberger Tageblatt v. 31.7.1918.
- 59 Heidelberger Tageblatt v. 11.11.1918.
- 60 Heidelberger Tageblatt v. 27.11.1918.
- 61 Zeitungsausschnitt v. 16.12.1918.
- 62 Heidelberger Zeitung Nr. 125 v. 31.5.1919.
- 63 Heidelberger Tageblatt – General Anzeiger v. 10.1. bzw. 14.1.1920.



  
**SCHLOSSTICKET**

Bergbahnfahrt zur  
Molkenkur und zurück  
plus Eintritt ins  
Schloss

## Zwei Erlebnisse – ein Preis.

Fahren Sie mit der Heidelberger Bergbahn vom Kornmarkt bis zur Molkenkur und zurück, und verbinden Sie Ihren Ausflug mit einer Besichtigung des Heidelberger Schlosses, des Fasskellers und des Deutschen Apotheken-Museums.

Mit dem Schlossticket der Heidelberger Bergbahnen erleben Sie diese Attraktionen für 7 Euro.

Mehr unter: [www.bergbahn-heidelberg.de](http://www.bergbahn-heidelberg.de)



„Willst Du mit  
mir gehen?“

weniger Abfall

mehr Heidelberg

Telefon: 06221 58-29999  
[www.heidelberg.de/abfall](http://www.heidelberg.de/abfall)

## Dr. Dr. Julius Deussens Umgang mit seiner NS-Vergangenheit

„Wusste als Parteigliedriger von Euthanisierungen mehr als wir“

### 1. Zur Biographie Julius Deussens

Am 13. November 1944 schrieb Psychiater Dr. Julius Deussen von der „Forschungsabteilung Heidelberg“ an Dr. Walter Schmidt, Oberarzt der Landesheilanstalt Eichberg bei Eltville in Hessen:

„Ich hoffe, im Laufe dieser Woche, ev. aber erst nächste, nochmals nach dem Eichberg kommen zu können. [...] Aber man kann heute ja nicht disponieren. Ich bringe 3 Kinder mit, mitnehmen kann ich wegen der Transportschwierigkeiten keine. Wir müssen Kinder hier aus der Gegend nehmen. Aber vielleicht ändert sich die Kriegslage bald zum Besseren. [...] Wenn ich komme, bitte ich, alle Gehirne mir zum Transport bereitstellen zu lassen. Mit den besten Grüßen und Heil Hitler [...]“.<sup>1</sup>

Verfasser dieses Schreibens war der Arzt Dr. phil. Dr. med. habil. Julius Deussen. Die Abteilung, von der hier die Rede ist, war eine sog. Forschungsabteilung an der Psychiatrischen Klinik der Universität Heidelberg. Hier arbeitete Deussen ab Herbst 1943 in zentraler Funktion im Rahmen der „Euthanasie-Forschung“. Wir versuchen im Folgenden Deussens Tätigkeit, seinen beruflichen Aufstieg und Werdegang nach 1945 zu umreißen. Und seine Bemühungen nachzuzeichnen, sich nach dem Krieg von jeder Täterschaft und Schuld zu entlasten.

Was die zu Deussen bekannten Daten angeht, können wir auf die bisherigen medizinhistorischen sowie eigene Erkenntnisse zurückzugreifen.<sup>2</sup> Geboren wurde er am 25. Juni 1906 in Leipzig als Sohn des Privatdozenten Dr. Ernst Deussen und dessen Ehefrau Johanna, geborene Wolff von Maffei<sup>3</sup>. Nach dem Besuch von Gymnasien in Osnabrück, Wurzen und Leipzig legte er das Abitur 1926 in der Freien Schulgemeinde Wickersdorf ab. Er wollte Arzt, genauer Nervenarzt werden.<sup>4</sup>

Bis 1934 studierte er Medizin und Philosophie – als Fächer gab er ferner Naturwissenschaft/en und Psychologie an – an der Universität Leipzig, angeblich auch in Heidelberg und Freiburg<sup>5</sup>. 1932 sei seine philosophische Promotion erfolgt, behauptete er später fälschlich, dazu aber später mehr.<sup>6</sup> Danach habe er bis zum Sommersemester 1934 „als Assistent von [Prof. Hans] Driesch am Philosophischen Institut der Universität Leipzig psychologisch-philosophische Übungen abgehalten“. 1934 habe er diese



Porträt Dr. Dr. Julius Deussen (Quelle: Bundesarchiv, MA PERS 1/79032)

Stelle „aus politischen Gründen“ verloren, nachdem Hans Driesch „emeritiert“ worden war. In diesem Jahr habe er auch eine Monographie über den Lebensphilosophen und Rationalitätskritiker Ludwig Klages (Der Geist als Widersacher der Seele, 1929) veröffentlicht „und sei kurz vor der Habilitation gestanden“. <sup>7</sup> Doch tatsächlich ernannte ihn die Philosophische Fakultät der Universität Leipzig erst im Januar 1934 zum Doktor der Philosophie, basierend auf seinem 1933 erschienenen Buch über den „als Modephilosophen der dreißiger Jahre geltenden“ Klages (Logisches und Nichtlogisches im Geistprinzip bei Ludwig Klages. Leipzig). <sup>8</sup>

Deussen hatte auch 1933 mit einer Gruppe Leipziger Studenten für Klages einen von diesem beeinflussten „Arbeitskreis für biozentrische Forschung im Reichsbund Volkstum und Heimat“ (AKBF) gegründet. Aber es gelang Deussen nicht, Ludwig Klages die Anerkennung als Philosoph des Nationalsozialismus zu verschaffen. <sup>9</sup> Im Gegenteil. Nach Erscheinen seines Buchs „Klages´ Kritik des Geistes“ (Leipzig 1934) wurde er aus dem AKBF ausgeschlossen und das SS-Organ Der Stürmer veröffentlichte 1935 einen Schmähartikel gegen ihn.

Deussen war 1933 NSDAP-Mitglied geworden. <sup>10</sup> Die Quote der Mitgliedschaft von Ärzten in der NSDAP oder ihren Gliederungen (SA, SS) lag bei 50–65 Prozent. <sup>11</sup> 1944 gab er zudem an: „1933 bis 1935 gehörte ich der SA, zeitweise als politischer Ausbilder und Pressereferent an“. Im August 1937 wurde er „Ortsgruppenschulungsleiter [...]“ in Haina (Kloster) in Nordhessen und ab März 1939 auch „Mitarbeiter des Rasse[n]politischen Amtes in der Gauleitung München-Obb. [Oberbayern]“. <sup>12</sup>

Deussen praktizierte ab 1936 an der Psychiatrischen Universitätsklinik Freiburg, wurde hier 1937 auch zum Doktor der Medizin promoviert und wechselte dann an die Landesheilanstalt Haina. 1938 wurde er als Facharzt für Nerven- und Geisteskrankheiten anerkannt. <sup>13</sup> Ab 1938 und 1943 war er Redaktionsmitglied „rassenhygienischer“ Zeitschriften. <sup>14</sup>

Deussen war Mitglied mehrerer Organisationen: Deutsche Arbeitsfront (DAF), Kolonialbund, NS-Volkswohlfahrt (NSV), Nationalsozialistischer Deutscher Ärztenbund (NSDÄB), Reichsluftschutzbund (RLB) und dem Roten Kreuz. <sup>15</sup> Im März 1939 wurde er als Mitarbeiter des Psychiaters und Rassehygienikers Prof. Eugen Rüdin an die Deutsche Forschungsanstalt für Psychiatrie (DFA) <sup>16</sup> in München berufen und übernahm dort „die erbpsychologische Abteilung“. Er richtete in der Einrichtung Herzogsägmühle des Bayer. Landesverbands für Wander- und Heimatdienst eine „erbbiologische Forschungsstation“ „für sogen. nicht seßhafte Asoziale“ ein. <sup>17</sup> Seine Arbeit hier erfolgte in Zusammenarbeit mit der DFA. <sup>18</sup>

Bald wurde er, der sich 1936 als Freiwilliger hatte untersuchen lassen, einberufen, jedoch „wiederholt für Forschungstätigkeiten“, so z.B. für „erbbiologische Untersuchungen bei in der Wehrmacht dienenden Zwillingen“, beurlaubt. <sup>19</sup> 1942 erhielt er den Rang eines Stabsarztes und war von 1942 bis 1943 als „Beratender Psychiater der Wehrmacht“ in Frankreich und Russland tätig. <sup>20</sup>

Im Herbst, spätestens im November 1943 wurde er schließlich an die Heidelberger Psychiatrische Universitätsklinik abgeordnet. Er sollte hier bei Prof. Carl Schneider, einem „der Hauptakteure der nationalsozialistischen ‚Euthanasie‘“, und neben diesem „der wichtigste Akteur“ eines „Euthanasie-Forschungsprogramms“ werden,

bei dem es um „jugendlichen Schwachsinn“ ging.<sup>21</sup> Das Programm zielte ab auf eine angeblich wissenschaftliche Fundierung der Selektion zur ‚Euthanasie‘ bei psychisch behinderten Kindern.<sup>22</sup> Schneider hatte in Heidelberg ein paradigmatisches „Programm“ im Sinn des DFA-Direktors Rüdin entworfen. An dessen Ausführung war Rüdins „Schüler Julius Deussen, Mitarbeiter der DFA“, in zentraler Funktion beteiligt.<sup>23</sup> Er war dabei formal als Militärarzt in den Räumen der Psychiatrischen Universitätsklinik Heidelberg tätig.<sup>24</sup> Seine Rolle gilt als „federführend“.

Das in einem 1944 veröffentlichten Text Deussens (zur angeblich wissenschaftlichen Fundierung der „Rassenlehre“) beschriebene „Programm“ sollte die Agenda für Heidelberg bilden. Die konzipierten „Untersuchungen“ wurden an Kindern umgesetzt und aktenmäßig für jedes Kind dokumentiert. „Ergänzt“ aber wurde diese Agenda für die Dokumentation noch um die Bereiche „Sektionsbefund des Gehirns“ und „Allgemeiner Sektionsbefund“.<sup>25</sup>

Deussen wählte Kinder aus Anstalten „im weiteren Einzugsbereich der Heidelberger Klinik“ aus. Er korrespondierte mit Angehörigen und forderte bei Behörden Akten über die Kinder an.<sup>26</sup> So wurden von Herbst 1943 bis Mai 1945 52 psychisch kranke, sog. „idiotische“ Kinder und Jugendliche, 2 bis 22 Jahre alt, zunächst etwa sechs Wochen lang in der Klinik „untersucht“ und beobachtet.<sup>27</sup> Dabei wurden „Fotografien (Schmieder) [gemacht]“,<sup>28</sup> Labor- und spezielle[n] Stoffwechseluntersuchungen (Wendt), radiologische[n] Untersuchung[en] mit Encephalographie, einer sehr schmerzhaften Darstellung der Gehirnkammern (Walter), spezielle[n] testpsychologische[n] Verfahren (Deussen) sowie Verhaltensbeobachtungen durch eigens von der ‚T4‘-Zentrale eingestelltes Pflegepersonal [durchgeführt]“.<sup>29</sup>

Die Tötung der Kinder sollte „Teil der ‚Forschung‘“ sein.<sup>30</sup> Mindestens 21 der Kinder wurden 1944 in der Anstalt Eichberg – verantwortlich für die Verlegungen dorthin „waren nachweislich Carl Schneider und Dr. Dr. Julius Deussen“ – mit Medikamenten getötet und seziert.<sup>31</sup> Ihre Gehirne sollten nach Heidelberg gebracht werden, um von Dr. Hans-Joachim Rauch untersucht zu werden – am Schluss waren es jedoch aufgrund der Kriegsauswirkungen „lediglich“ drei Hirne dieser Gruppe von Kindern, die nach Heidelberg gebracht wurden.<sup>32</sup> Der mutmaßlich letzte Transport der Verbringung von Kindern nach Eichberg erfolgte durch Deussen am 23. November 1944. Mit dem eingangs zitierten Brief wurde er angekündigt.<sup>33</sup> „[... John] Thompson as head of the British branch of the Field Information Agency Technical (FIAT) scientific organization [...] alleged that 90 percent of German medical research by leading scientists and clinicians was criminal [...]“.<sup>34</sup>

Am 1. November 1944 war Deussen nebenbei nach einem Kolloquium über „Ergebnisse und Aufgaben der erbpsychologischen Forschung“ in Freiburg ordnungsgemäß habilitiert worden.<sup>35</sup>

## **2. Nur scheinbar vor 1945 nicht in Heidelberg gewesen**

Deussen tauchte im ersten Jahrzehnt nach der Befreiung bis 1955 als Hausarzt in Plankstadt unter. Auf dem Frage/Meldebogen gab er im Mai 1946 zu den Wohnorten in der Kriegszeit an: „München 1939 bis 1943, Erfurt von 1934 bis 1945“ – hier lebte vielleicht zeitweise seine Frau<sup>36</sup> – und „Heidelberg von 1945 bis 1945“. Die An-

gabe zu 1943 bis 1945 aber fehlte, bzw. war falsch. Vielleicht sollte die Angabe zu Erfurt 1934 als Schreibfehler gelten (für 1943).

In einem späteren Lebenslauf schrieb er (1957): „1943 bis 1945 stand ich [...] neben meinem militärärztlichen Dienst im Auftrag des Münchener KWI.-Instituts, das infolge von Bombenschäden ebenso wie die Universität München nicht mehr voll arbeitsfähig war, einer eigenen Abteilung für Leib-Seele-Forschung in Heidelberg vor [...]“<sup>37</sup>.

In einem drei Seiten umfassenden Schreiben vom 22. Juli 1948 an die Schwetzingener Spruchkammer erklärte er, er habe „nach dem Zusammenbruch 1945 als Ausgebombter mittellos in Heidelberg“ gestanden.<sup>38</sup> In München sei er, so gab er 1956 [wörtlich im Melde- und Personalbogen zu § 81 des Bundesgesetzes zu Artikel 131 GG, BArch-MA Pers 1/79032, Beiakte 1, Beiakte Heft 5] an, 1944 „total ausgebombt“ gewesen zu sein.<sup>39</sup> Die DFA-Stelle sei kriegsbedingt aufgelöst worden. Das Bayerische Staatsministerium der Justiz verzeichnete dazu die Daten (1. 4. 1939–8. 5. 1945) – tatsächlich endete seine Arbeit dort offiziell erst „im Dezember 1945“.<sup>40</sup> Danach sei er bis Ende Juli 1945 Leiter eines Lazaretts und Krankenhauses „im LVA-Heim Tabarz – Ldkr. Gotha“ gewesen und dann nach Plankstadt übersiedelt. An anderer Stelle ist von „Kriegsgefangenschaft“ (8.–22. 5. 1945) die Rede. Aus dieser sei er durch die US-Armee in Thüringen nach Heidelberg entlassen worden. Oder er hätte, nach der Tätigkeit in Tabarz, dort ab dem 13. Juni 1945 als praktischer Arzt gearbeitet, bevor er dies ab August 1945 bis März 1955 in Plankstadt tat.

In der Zusammenfassung der Angaben ergibt sich, dass diese sachlich bzw. zeitlich nicht in Übereinstimmung zu bringen sind. In Bezug auf das Spruchkammerverfahren aber sollte offenbar eine Leerstelle geschaffen werden, die nach Belieben zu füllen war. Vor allem hätte er sich demnach vor der Befreiung nicht in Heidelberg, sondern in München, Erfurt oder bei der Wehrmacht aufgehalten und wäre erst danach nach Heidelberg gelangt. So hätte es sein Wirken an der sog. „Forschungsabteilung Heidelberg“ nicht gegeben haben können, da er ja nicht vor Ort war. Ein großes Manöver, um sich unkenntlich zu machen.

Vertreten ließ sich Deussen in der Sache übrigens von einem Schwetzingener Rechtsanwalt, der aus Plankstadt kam und dort seinerzeit auch seine Adresse hatte, Alt-Parteigenosse Dr. Hermann Trunk, der zuvor Richter gewesen war.<sup>41</sup>

### **3. Verleugnungs-Formen**

In einer Studie von 1989 befasst sich Michael Schornstheimer mit dem Nachkriegs-Massenbewusstsein und den Arten des Umgangs mit der nicht bewältigten NS-Vergangenheit in den 1950er Jahren. Er analysierte allgemeine Stereotype der Vergangenheitsverarbeitung, vorwiegend verleugnende Formen der Erinnerung.<sup>42</sup> Dazu gehören das Vergessen, das die störenden Erinnerungen eskamotieren sollte, Beschwichtigungen, Verminderungen und Entschuldigungen wie die, „nur“ in einer bestimmten Funktion tätig gewesen oder eine „Pflicht“ erfüllt zu haben. Wohlinformiertes Nichtwissen erscheint oft in der Formel des „nicht gewusst“. Alle diese Stereotypen aber sind „auf den Kern des Dementis reduzierbar“.<sup>43</sup> Als Folge der Ab-

wehr von Schuldgefühlen, hielten Alexander und Margarethe Mitscherlich schon 1967 in der legendären Studie ‚Die Unfähigkeit‘ zu trauern fest, werden „nur die passenden Bruchstücke der Vergangenheit zur Erinnerung zugelassen [...]. Alle Vorgänge, in die wir schuldhaft verflochten sind, werden verleugnet, in ihrer Bedeutung umgewertet, der Verantwortung anderer zugeschoben“.<sup>44</sup>

Im vorliegenden Fall erscheint Deussens vormalige Beteiligung also zunächst als gänzlich dementiert, negiert, „vergessen“. Er gibt im Meldebogen 1946 zu Mitgliedschaften in der NSDAP und allen Gliederungen an: „nein“ und zum jeweiligen Rang innerhalb der NS-Organisationen: „entfällt“. Die Mitgliedschaften in NSDAP und SA wurden „vergessen“, an Zugehörigkeiten zu angeschlossenen Verbänden nennt er die zur NSV und jene als „NS-Ärztbund-Anwärter“ „1936–1939 / kein Amt, keine Tätigkeit“.

Zu seiner Haupttätigkeit im Jahr 1932 gibt er an: „Assistent am Philos-Institut Universität Leipzig“<sup>45</sup>. Er meinte, dass das Befreiungsgesetz zur Entnazifizierung auf ihn keine Anwendung finde, da er dort „infolge der NS-Diktatur entlassen und anschließend unter anderem im ‚Stürmer‘ politisch diffamiert“ worden sei. Die erste Behauptung basiert auf Deussens falscher Angabe, er sei 1932 (und nicht erst 1934) promoviert worden, dann Assistent Hans Drieschs gewesen und 1934 nach dessen Emeritierung und der Übernahme seiner Stelle durch Arnold Gehlen entlassen worden. Doch in Wirklichkeit hielt er auch unter Gehlen 1934 eine Übung ab, wie dieser bestätigte.<sup>46</sup> Die Erlaubnis, Übungen zu veranstalten, schrieb ihm Gehlen, sei nur deshalb zurückgezogen worden, da „die dauernde Lehrtätigkeit Nichthabilitierter“ der universitären Verfassung widerspreche.<sup>47</sup>

Wie oben erwähnt war die antisemitische Hetze im „Stürmer“ auf die Auseinandersetzungen um Ludwig Klages bezogen, mit dem er sich in seiner Dissertation beschäftigt hatte.<sup>48</sup>

Über Klages hatte Deussen 1934 ein zweites Buch mit dem Titel „Klages´ Kritik des Geistes“ veröffentlicht, wohl aus seinem Selbstverständnis als genuiner Schüler von Klages.<sup>49</sup>

Diese Veröffentlichung von 1934 wurde kurioserweise Grundlage für Deussens zweiten, den medizinischen Doktor von 1937. Ein vom Verfasser in Auftrag gegebener Vergleich der Publikationen von 1933 (Dissertation 1934) und 1934 (Dissertation 1937)] bei der Staatsbibliothek in Berlin ergab, dass nicht nur die Inhaltsverzeichnisse der Hauptteile übereinstimmen, sondern dass „sämtliche Seiten identisch sind“. In den Angaben zu dem Buch fand sich der Hinweis auf einen Reihentitel: „Auch als: Stud. u. Bibliogr. z. Gegenwartsphilos. 5“. Einer der Gutachter der ersten Dissertation Deussens war der Herausgeber der Reihe, in der das zweite Buch erschien. So wurde Deussen auf Grundlage eines in zwei Büchern veröffentlichten und im Wesentlichen identischen Textes binnen weniger Jahre zweimal promoviert.

#### **4. „Haltung“ und „Abstammung“ davor und danach**

Im Juli 1948 meldete die Geschäftsstelle der Militärregierung des Landes Württemberg-Baden in Mannheim der Schwetzingen Spruchkammer, dass das Berlin Document Center zur weiteren Veranlassung über Deussen informiert habe. Er, dem

noch nicht der Prozess gemacht worden war, war demnach Mitglied der NSDAP gewesen („Occupation: student; Party No. 2381637“) und hatte der SA (und dem NSD-Ärztebund) angehört, so dass es nun doch noch zu einem Verfahren kommen müsse.

Im Briefwechsel zwischen den Spruchkammern Schwetzingen und München von 1948 findet sich der Hinweis, dass das Arbeitsamt München dem Arbeitsamt Mannheim 1946 mitgeteilt habe, dass Deussen „in schwere körperliche Wiederaufbauarbeit einzusetzen sei“, da vermutet werden müsse, dass sich „hinter D. ein Mann verbirgt, der seine frühere Tätigkeit zu verbergen sucht.“ Eine Arbeitsverpflichtung im Mai 1946 bei einem Plankstadter Bauunternehmen auf Anordnung des Arbeitsamts München wurde wieder aufgehoben, da er am Ort in Vertretung eines Arztes praktizierte. Sein Anwalt schrieb dazu, „in München [hätte] nichts gegen den Betr. vorgelegen“, daher liege „irgendein Irrtum“ vor.

Deussen habe sich, so die jetzt verwendete Argumentationslinie, wegen seiner „Abstammung und politisch-weltanschaulichen Vergangenheit“ als „besonders gefährdet“ gesehen. Er berief sich darauf, bis in die Studentenzeit der „antimilitaristisch, pazifistisch und demokratisch eingestellten Wandervogelbewegung“ angehört zu haben. Der Schulwechsel „gegen den Willen meines Vaters“ an die Freie Schulgemeinde Wickersdorf, „deren Mitglieder zu 50 % Juden oder jüdischer Abstammung waren“, sollte in seinen Idealen begründet liegen. Ein Schulwechsel ein Jahr vor dem Abitur lässt indes eher andere Motive vermuten.

Zudem verwies Deussen auf sein Studium bei dem „demokratischen“ Philosophen Hans Driesch. Und er schreibt, er sei „Anhänger der Psychoanalyse von Sigmund Freud gewesen“. 1939 sprach er dagegen in einem programmatischen Beitrag zur Anpassung der Sexualwissenschaft an die Erfordernisse der NS-Bevölkerungspolitik von „der vor 1933 entstandenen, uns rassistisch fremden Literatur“. Hervorgehoben wurde hier die besondere Rolle und der Einfluss der Psychoanalyse Freuds und seiner Schüler und dass „es vielleicht lange Zeit dauern wird, bis sämtliche Nachwirkungen verschwunden oder auf ihr richtiges Maß zurückgeführt sind“.<sup>50</sup> Eine weitere Aussage zu Freuds Ausführungen lautet: „Diese ‚Dialektik‘ der sich hindurchlügenden Sexualität ist wohl ausgesprochen rasseeigen und darf nicht verallgemeinert werden“. Was hier von Deussen aus der Perspektive einer sogenannten erbbiologisch und rassenhygienisch orientierten Sexualwissenschaft als rassistisch fremd bezeichnet wird, ist selbstredend der rassistischen NS-Staatsdoktrin gemäß zumal gegen Juden gerichtet.<sup>51</sup>

Deussen schrieb nun zur NSDAP- und SA-Mitgliedschaft, er sei als Student in Leipzig bei einer Asta-Sitzung von einem Kommilitonen „zum geschlossenen Beitritt zur Studenten-SA [!] und Partei“ aufgefordert worden.

Durch „die summarische Eintrittsform“ habe er sich „nicht für gebunden“ gehalten. Bei Rückfragen „oder in beruflichen Fragebogen habe“ er „die Mitgliedschaft aus den gleichen Gründen [...] bejaht, obwohl ich vom Gegenteil überzeugt war“, Mitgliedsbeiträge habe er „in geringem Mass bezahlt“. („Verminderung“) Die Angabe von Einzelheiten sei im Meldebogen nicht möglich gewesen, er habe sie im Spruchkammerverfahren darlegen wollen. Zur Nichterwähnung seiner Partei- und SA-Mitgliedschaft teilte er über seinen Anwalt mit, er sei „gegen seinen Willen 1933

als Parteimitglied und SA-Mitglied benannt worden“ und es sei ihm, so sein Anwalt, „nicht zuzumuten“ gewesen, „sich im Meldebogen als Mitglied der Partei oder SA“ zu bezeichnen, paradoxerweise, „weil er vom Gegenteil überzeugt war“.

Dr. habil. Friedrich Schmieder schrieb in einer der vorgelegten Entlastungs-Erklärungen, er wäre „nie auf den Gedanken gekommen, daß er [Deussen, F.B.] der NS-Partei oder einer ihrer Gliederungen angehört haben könnte“ und habe ihn gewarnt, „nicht zu offene Kritik zu üben“; Deussen habe außerdem durch Gutachten wegen Fahnenflucht oder Feindpropaganda angeklagte Soldaten geschützt – Belege dafür fehlen in der Spruchkammerakte.<sup>52</sup>

Deussen bemühte sich nach dem erzwungenen Ende des NS-Regimes darum, seine NS-Mitgliedschaften mit der ihn gefährdenden „Abstammung“ zu begründen, die er „zu verbergen“ versucht habe. Er sei in dem Bewusstsein aufgewachsen, dass sich unter seinen „direkten Vorfahren solche jüdischer Abkunft“ befänden. Er behauptet, von einem Joachim Wassermann abzustammen.<sup>53</sup> Der vermeintliche Vorfahr war aber bereits im Jahr 1727 verstorben. Die Nationalsozialisten forderten zum Erwerb von NSDAP- und SA Mitgliedschaft Arier-Abstammungsnachweise „nur“ bis zu den Groß- bzw. Urgroßeltern bzw. bis 1800 oder (beim Antrag auf SS-Mitgliedschaft) bis 1750.<sup>54</sup>

Nun behauptete Deussen auch, er hätte sich symbolisch-politischen Anforderungen des Regimes widersetzt. „Grundsätzlich besuchte ich keine Versammlungen [...]. Ebenso trug ich grundsätzlich keine Uniform“. Dem widerspricht ein von ihm „längst vergessene[s] Lichtbild“ in den Spruchkammer-Akten. Er habe „einige Male“ am SA-Dienst teilnehmen müssen, sich dafür eine SA-Uniform „geliehen [...]“.

## 5. „Mitläufer“

Einmal kam seitens der Spruchkammer im Zusammenhang mit Haina zur Sprache, dass Deussen mit der NS-„Euthanasie“ etwas zu tun gehabt habe. So richtete der Öffentliche Kläger in Schwetzingen 1948 an die Landesheilanstalt Haina eine Anfrage angesichts der Vermutung, „dass der Betroffene als Facharzt für Nerven- und Geisteskrankheiten an der sogenannten Durchführung der Euthanasie mitgewirkt haben soll“. (Öff. Kläger an Landesheilanstalt Haina, Schwetzingen, 6. 8. 1948, nochmalig Nachfrage 16. 8. 1948) Eingefordert wurden Auskünfte darüber, ob er „das Parteiabzeichen trug, ob er Uniform trug, ob er sich im Sinne des Nationalsozialismus betätigte und aus welchen Gründen er Haina im Jahre 1939 verließ“. Allerdings begannen die Nazis erst ab Kriegsbeginn mit der Ermordung der Kranken. Daher lautete die Antwort, Deussen sei dort „an der Durchführung der Euthanasie nicht beteiligt“ gewesen. Es wurde auf ein Schreiben von 1937 verwiesen, wonach er „damals Schulungsleiter der hiesigen Ortsgruppe gewesen ist“ und daher wohl der NSDAP angehörte. Seine Tätigkeit habe er aufgegeben, „weil er sich wieder wissenschaftlichen Arbeiten an einer Universität widmen wollte“. (Landesheilanstalt Haina (Kloster), Verwaltungsdirektor, an Spruchkammer Schwetzingen, 12. 8. 1948 und 26. 8. 1948)

1937 hatte ein Arzt Deussen vor der Anstellung in Haina aufgrund seiner Funktion als Schulungsleiter der NS-Ortsgruppe als politisch unbedenklich eingestuft. Ei-

desstattlich erklärte derselbe Arzt 1948 dies auf einem Persilschein wahrheitswidrig zum Missverständnis, denn tatsächlich sei Deussen von der Direktion der Heilanstalt mit der Schulung des Pflegepersonals beauftragt worden. Deussens Anwalt kannte gar seine Vortragsthemen, „Gegensatz von Stadt und Land“, „Blutkreislauf“ und „Lebensrettung“. Der Anwalt wusste auch, weshalb Deussen 1939 Haina verlassen habe: „Weil die damals angeforderten Ahnenpapiere des Betr. von der Partei als ungenügend zurückgesandt worden waren“ und er Schwierigkeiten wegen „seine[r] jüdische[n] Abstammung“ fürchtete.

1939 war Deussen auf eigene Initiative auch freiwillig Mitarbeiter des Rassenpolitischen Amtes der Gauleitung München-Oberbayern der NSDAP geworden.<sup>55</sup> Sein Anwalt aber schrieb, Deussen habe sich „im Dritten Reich [...] beobachtet, verfolgt und unterdrückt“ gesehen.

Das Wiederaufnahmeverfahren im Fall Deussen wurde von der Zentralspruchkammer Nordbaden-Karlsruhe aufgrund der Weihnachts-Amnestie von 1947 am 11. April 1949 eingestellt. Deussen sollte „in die Gruppe der Mitläufer“ eingereiht werden, angezeigt wurde nur noch die Meldebogenfälschung. Nach einem missglückten Intermezzo als Jugendpsychiater (Regierungsmedizinalrat) in der bayerischen Strafanstalt Niederschönenfeld erhielt Deussen 1956 eine Anstellung beim Militär und war dafür vorgesehen, die Psychiatrie in der Bundeswehr aufzubauen.<sup>56</sup> In einem Lebenslauf von 1957 erklärte er das Heidelberger Intermezzo als „erbbiologische(s) und -psychologische(s)“ Projekt zum „jugendlichen Schwachsinn“ und sein Tätigkeitsfeld als „Abteilung zur Leib-Seele-Forschung“.<sup>57</sup> Deussen wurde Standortarzt in Hannover, später in Bremen. 1960 nach Köln abgeordnet, hieß es zu seiner Arbeit, Deussen sehe im Ausbau der deutschen Wehrpsychiatrie „seine höchste Lebensaufgabe“.<sup>58</sup> Er stieg in der Bundeswehr 1959 zum Oberfeldarzt auf, wurde 1966 in den Ruhestand versetzt und starb am 28. Dezember 1974 in Köln.<sup>59</sup>

## 6. „Mit dem Tod in Widerspruch“

Anders als sein Anwalt schrieb, hat Deussen eben nicht „aktiv Widerstand gegen die nat.-soz. Gewaltherrschaft geleistet“. Aber es ging ja erkennbar nicht um die Wahrheit, sondern um das „Vergessen“. Worauf sich die an der „Euthanasie“ Beteiligten hatten verlassen können, war neben dem Desinteresse der Öffentlichkeit das konsequente, nicht nur unbewusste Verleugnen ihrer einstigen Taten durch alle anderen „Mitwisser und Mittäter“, deren Kreis zumal unter Medizinern groß war: „Unterichtet waren natürlich auch die Wissenschaft und ihre Repräsentanten. Der überwiegende Teil der Hochschulprofessoren für Psychiatrie hat meines Wissens als Gutachter oder in der Forschung tätig mitgewirkt“, suchte sich der T4-Geschäftsführer Allers 1949 zu entlasten.<sup>60</sup>

Erstmals in der Zeit nach der Befreiung wurde in der Sache möglicher „Euthanasie“-Fälle in der Forschungsabteilung [in Sachen Deussen speziell leider nie! Er wurde „nur“ vernommen], erst im Zusammenhang mit einer Anzeige des Rechtsanwalts Heinrich Hannover in den 1980er Jahren wieder ermittelt. Hannover war Verteidiger des RAF-Mitglieds Peter-Jürgen Boock, den der Heidelberger Psychiater Hans-Joachim Rauch begutachtet hatte. Die Ermittlungen zu den einstigen Mitarbeitern Carl

Schneiders, zu Rauch, Wendt und Schmieder, wurden jedoch 1986 sang- und klanglos eingestellt. Es hieß, dass nicht „mit letzter Sicherheit [...] ausgeschlossen werden [könne], daß sie über das Schicksal der von ihnen im Rahmen der Forschungsabteilung untersuchten Patienten im unklaren waren (vielleicht auch im unklaren gelassen wurden)“ – und noch darüber hinaus: „auch keinen Anlaß hatten, sich weiter um das Schicksal der Patienten zu kümmern“. <sup>61</sup> Klee hielt fest: „Wendt wird Jahrzehnte später [nach 1942, F.B.] behaupten, der Name Eichberg sei ihm nicht bekannt gewesen, Schmieder will von Euthanasiemaßnahmen nichts gewusst haben und Rauch nichts von einer Forschungsabteilung“. <sup>62</sup> Bei den Ermittlungen aber war auch herangezogen worden, was Deussen im Dezember 1947 erklärt hatte, als auch er von der Staatsanwaltschaft Heidelberg geladen worden war. Hier führte er unter anderem aus: „Ich persönlich hielt die verschiedentlichen Gerüchte über Euthanisierungen [sic!] nicht fü[r] zuverlässig. Ich hatte mich als ich einmal von Frankreich zurückkam, bei meinem Chef, der es wohl hätte wissen müssen, erkundigt, aber auch er verneinte, etwas zu wissen“. Eine Mutter meinte, sie hätte am 1. September 1944 „von uns [...] die Nachricht erhalten, dass [ihr] Kind den Tod bei uns gefunden hätte“.

Aus den Akten aber gehe hervor, so Deussen, dass von ihr nur Auskünfte erbeten worden seien. Das Kind sei am 13. Juli 1944 aus seiner Anstalt geholt worden, am 23. August [eine handschriftliche Notiz besagt, dass sie seinerzeit bereits geschlossen war] aber dorthin wieder zurück gebracht wurde. Daher könnten sie ihr den Tod nicht mitgeteilt haben. Vielleicht habe dies eine andere Stelle getan. Die Mutter habe das Schreiben wohl missverstanden.

Deussen teilt bei dieser staatsanwaltlichen Vernehmung aber nicht mit, dass dieser Ablauf die Regel im Procedere der „Euthanasie-Forschung“ war. Stattdessen erläutert er: „Es wäre also möglich, dass dieses Kind vielleicht noch heute lebt“. Weshalb das Kind „Schneider“ in der Psychiatrie gestorben sei, wisse er nicht, er kenne den Fall nicht. Wenn die Klinik dann mitteilte, das Kind sei „nach einer Narkose bzw. Enzephalotelegraphie [!]“ gestorben, so handelte es sich bei diesem Kind vielleicht um eines, das nach einer der „Untersuchungen“ nach dem NS-zeitgemäßen Standard, der Pneumencephalographie, gestorben war. <sup>63</sup>

Weiter schreibt Deussen: „Wenn hier die Eltern schon im März 1944 die Frage der Verlegung nach Eichberg ihres Kindes Christa erwogen haben, so mag dabei vielleicht mitgespielt haben, dass der Vater als Parteiangehöriger oder Amtswalter (als der er auf der Photographie in den Akten erkennbar ist) von d[or]tigen Euthanisierungen [sic!] mehr wusste als wir.“ Wenn er einer Mutter geschrieben habe, dass er jedenfalls „selbst bei der ganzen Angelegenheit zugezogen werden“ werde, so sei dies „led[i]glich ein Beruhigungsversuch“ gewesen. „Durchweg habe ich den Leuten klar gemacht, dass wir Ärzte die Aufgabe hätten, Krankheiten zu erforschen und evtl. zu heilen, nicht die Kranken umzubringen. Für mich persö[n]lich lag ja auch bei diesen Kindern durchweg ein Forschungs[i]nt[e]resse vor, dass [!] mit dem Tod in Widerspruch gestanden hätte.“ So spricht er auch von „der Rückverlegung der Kinder“ mit einer „Diagnose“ und „Untersuchungsergebnisse[n]“, die nicht „zur Prüfung von Euthanasiefragen“ verwendet worden seien. Die Akten verblieben

„in unserer Klinik“ und sollten später vielleicht für ein medizinisches Werk verwendet werden.

Deussen trat hier unverfroren als Arzt und Wissenschaftler auf, der kein Parteiangehöriger war und mit „Euthanasie“ nichts zu tun hatte.<sup>64</sup> Die Realität und die Praxis einer pervertierten Pseudo-Wissenschaft, der „Euthanasie-Forschung“<sup>65</sup>, sah bekanntlich anders aus. Allen nachträglichen Verleugnungen, Dementis, Verbrämungen und anderen Lügen zum Trotz ist die Tötung, die Ermordung Kranker, Behinderter, Hilfloser erfolgt. Sie bleibt unaufhebbar wie die Schuld der Verantwortlichen, hätte aber angesichts der Opfer zumindest Konsequenzen für diese haben sollen.<sup>66</sup>

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Ernst Klee (Hg.): Dokumente zur „Euthanasie“, Frankfurt/Main 1985, S. 251, 255.
- 2 Vgl. Volker Roelcke, Gerrit Hohendorf, Maike Rotzoll: Erbpsychologische Forschung im Kontext der „Euthanasie“. Neue Dokumente und Aspekte zu Carl Schneider, Julius Deussen und Ernst Rüdin, in: Fortschritte der Neurologie – Psychiatrie, 66. Jg., 1998, S. 331–336; Volker Roelcke: Psychiatrische Wissenschaft im Kontext nationalsozialistischer Politik und „Euthanasie“. Zur Rolle von Ernst Rüdin und der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie, Kaiser-Wilhelm-Institut, in: Doris Kaufmann (Hg.): Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus. Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung, Göttingen 2000, S. 112–150, hier S. 138–144, 147; Volker Roelcke: Programm und Praxis der psychiatrischen Genetik an der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie unter Ernst Rüdin. Zum Verhältnis von Wissenschaft, Politik und Rasse-Begriff vor und nach 1933, in: Hans-Walter Schmuhl (Hg.): Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten vor und nach 1933, Göttingen 2003, S. 38–67, hier S. 61; Volker Roelcke: Kontinuierliche Umdeutungen. Biographische Repräsentationen am Beispiel der Curricula vitae des Psychiaters Julius Deussen (1906–1974), in: Kornelia Grundmann, Irmtraut Sahmland (Hgg.): Concertino. Ensemble aus Kultur- und Medizingeschichte, Marburg 2008, S. 221–232; wie im Folgenden unter Verwendung von personenbezogenen Akten des Bundesarchivs-Militärarchiv (BArch-MA) Pers 1/79032, Bundesarchivs (BArch) Lbg. B 162/19584 (ZSdLL) und GLA 465 o 9372; vgl. Frank-Uwe Betz: Dr. Dr. Julius Deussen. Für 21 Kinder bedeutete die ärztliche „Euthanasie-Forschung“ in Heidelberg den Tod, in: Wolfgang Proske (Hg.): Täter Helfer Trittbrettfahrer. NS-Belastete aus Nordbaden und Nordschwarzwald, Bd. 7, Gerstetten 2017, S. 54–72.
- 3 BArch-MA Pers 1/79032.
- 4 Vgl. Roelcke: Umdeutungen (wie Anm. 2), S. 223.
- 5 BArch-MA Pers 1/79032; vgl. Roelcke: Umdeutungen (wie Anm. 2), S. 223.
- 6 So wird es auch in der Literatur wiedergegeben, vgl. z.B. Roelcke, Hohendorf, Rotzoll: Forschung (wie Anm. 2), S. 333.
- 7 BArch-MA Pers 1/79032; vgl. Roelcke: Umdeutungen (wie Anm. 2), S. 223.
- 8 BArch-MA Pers 1/79032; im Jahresverzeichnis der an den deutschen Universitäten und Hochschulen erschienenen Schriften für 1934, Bd. 50, Berlin, Leipzig 1935, S. 191, wird das Buch Deussens (Leipzig 1933) registriert, mehr siehe unten; vgl. Volkmar Sigusch, Günter Grau (Hgg.): Personenlexikon der Sexualforschung, Frankfurt/Main, New York 2009, S. 114–117, hier S. 115.
- 9 Vgl. Tobias Schneider: Ideologische Grabenkämpfe. Der Philosoph Ludwig Klages und der Nationalsozialismus 1933–1938, in: VfZ 49. Jg., 2001, S. 275–294, hier S. 275f., 282f., 292.
- 10 BArch R 9361-II/160347.
- 11 Volker Roelcke: Psychiatry during National Socialism: Historical knowledge and some implications, in: Neurology, Psychiatry and Brain Research, Bd. 22, H. 2, 2016, S. 34–39, hier S. 35.
- 12 Vgl. Roelcke: Umdeutungen (wie Anm. 2), S. 225.
- 13 BArch, Personalkarte der Reichsärztekammer. Demgegenüber 13.5.1939 (BArch-MA Pers 1/79032), 3.5.39 (GLA 465 o 9372).

- 14 „Fortschritte der Erbpathologie und Rassenhygiene“; „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie“; vgl. Roelcke, Hohendorf, Rotzoll: Forschung (wie Anm. 2), S. 333; Sisch, Grau: Personenlexikon (wie Anm. 8), S. 116.
- 15 BArch R 9361-II/160347.
- 16 Roelcke: Programm (wie Anm. 2), S. 61.
- 17 Die Einrichtung befindet sich in Peiting rund 60 km südwestlich von München; vgl. Roelcke: Umdeutungen (wie Anm. 2), S. 225.
- 18 [http://www.ifz-muenchen.de/archiv/ed\\_0728.pdf](http://www.ifz-muenchen.de/archiv/ed_0728.pdf), S. 6f., Abruf 27.2.2017; BArch-MA Pers 1/79032.
- 19 BArch, Personalkarte der Reichsärztekammer; BArch-MA Pers 1/79032; vgl. Roelcke: Wissenschaft (wie Anm. 2), S. 139.
- 20 BArch-MA Pers 1/79032; Roelcke: Wissenschaft (wie Anm. 2), S. 139f.; Ernst Klee: Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945, Frankfurt/Main 2003, S. 106.
- 21 Vgl. Klee: Personenlexikon (wie Anm. 20), S. 106; Roelcke: Umdeutungen (wie Anm. 2), S. 225, 227ff.; Roelcke: Wissenschaft (wie Anm. 2), S. 140, Anm. 84.
- 22 Vgl. Roelcke: Umdeutungen (wie Anm. 2), S. 228.
- 23 Volker Roelcke: Ernst Rüdin – renommierter Wissenschaftler, radikaler Rassenhygieniker, in: Der Nervenarzt, H. 3, 2012, S. 303–310, hier S. 303f., 307f.
- 24 Vgl. Roelcke: Umdeutungen (wie Anm. 2), S. 230 f.; Volker Roelcke, Gerrit Hohendorf, Maike Rotzoll: Psychiatric research and ‘euthanasia’. The case of the psychiatric department at the University of Heidelberg, 1941–1945, in: History of Psychiatry, Jg. 5, 1994, S. 517–532, hier S. 526.
- 25 Vgl. Julius Deussen (der darin etwa Prüfungsaufgaben der DAF empfiehlt): Psychologische Grundfragen und Methode der erbwissenschaftlichen Forschung, in: Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschließlich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene, Bd. 37, H. 3, 1944, S. 162–170; vgl. Roelcke, Hohendorf, Rotzoll: Forschung (wie Anm. 2), S. 334f.
- 26 Vgl. Roelcke, Hohendorf, Rotzoll: Forschung (wie Anm. 2), S. 334.
- 27 Ebd.; vgl. Roelcke: Umdeutungen (wie Anm. 2), S. 228f.
- 28 Vgl. Ernst Klee: Die Urne mit anderer Asche gefüllt. Was vor 40 Jahren in der Euthanasie-Forschungsabteilung in Heidelberg geschah, in: Die Zeit, Nr. 35 v. 26.8.1983.
- 29 Maike Rotzoll, Gerrit Hohendorf: Die Psychiatrisch-Neurologische Klinik, in: Wolfgang U. Eckart, Volker Sellin, Eike Wolgast (Hgg.): Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus, Heidelberg 2006, S. 909–940, hier S. 930f.
- 30 Vgl. Ernst Klee: „Euthanasie“ im Dritten Reich. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“, Frankfurt am Main vollst. überarb. Aufl. 2010, S. 377; vgl. Roelcke: Umdeutungen (wie Anm. 2), S. 230.
- 31 Gegebenenfalls auch 22 Kinder, vgl. Roelcke: Umdeutungen (wie Anm. 2), S. 229. Zur Zahl vgl. Gerrit Hohendorf, Maike Rotzoll: „Kindereuthanasie“ in Heidelberg, in: Thomas Beddies, Kristina Hübener (Hgg.): Kinder in der NS-Psychiatrie, Berlin 2004, S. 125–148, hier Anm. 56, S. 144; Klee: „Euthanasie“ (wie Anm. 30), S. 378ff.; vgl. Michael Martin, Axel Karenberg, Heiner Fangerau: Neurologie und Neurologen in der NS-Zeit: Hirnforschung und „Euthanasie“, in: Der Nervenarzt 2016, Suppl. 1, S. S 30–S 41, hier S. S 35.
- 32 Vgl. Ernst Klee: Euthanasie: Auf der Suche nach Gehirnen. Was wusste der Gerichtsgutachter Rauch? In: Die Zeit 20 v. 13.5.1983; Rotzoll, Hohendorf: Klinik (wie Anm. 29), S. 931.
- 33 Vgl. Anm. 1; Klee: „Euthanasie“ (wie Anm. 30), S. 378, 474f.; Klee: „Urne“ (wie Anm. 28); Roelcke: Wissenschaft (wie Anm. 2), S. 144.
- 34 Paul Weindling: Victims of Human Experiments and Coercive Research under National Socialism: Gender and Racial Aspects, in: Sheldon Rubinfeld, Susan Benedict (eds.): Human subjects research after the Holocaust, Cham 2014, S. 139–156, hier S. 140.
- 35 Vgl. Wolfgang U. Eckart: Die Medizinische Fakultät, in: Eckart u.a. (Hgg.): Universität (wie Anm. 29), S. 641–650, hier S. 646. „Ausnahmegesetz für Kriegsteilnehmer“ vermerkte dazu einst eine Karteikarte der Universitätsbibliothek Heidelberg.
- 36 Vgl. BArch-MA Pers 1/79032, ein Vermerk im Soldbuch lässt diesen Schluss zu; 1944 wurde dort ein Kind der Deussens geboren.
- 37 Roelcke: Umdeutungen (wie Anm. 2), S. 223.
- 38 Drei maschinenschriftliche Seiten mit 10 Anlagen. Die folgenden Angaben sind, wenn nicht anders vermerkt, seiner Spruchkammerakte entnommen, GLA 465 o 9372.

- 39 Ebd., im Lebenslauf als zehnte Anlage schreibt er: „1.9.1939–22.5.1945 im Sanitätsdienst der Wehrmacht (Heer). 1944 totale Ausbombung in München. Bis 1.8.1945 ohne Tätigkeit in Heidelberg [...]“ – eine weitere Alternative zu seiner Situation zum Ende der Nazizeit; BArch-MA Pers 1/79032.
- 40 Vgl. Roelcke: Programm (wie Anm. 2), S. 61f.
- 41 Vgl. Michael Kißener: Zwischen Diktatur und Demokratie. Badische Richter 1919–1952, Konstanz 2003, S. 124f., 172, 193; GLA 465 c 759 (BDC). Tatsächlich schreibt hier ein alter Kämpfer über den „Gesinnungsterror“ der Partei oder die „gewaltsame [...] Eingliederung“ in diese.
- 42 Vgl. Michael Schorntheimer: Bombenstimmung und Katzenjammer – Vergangenheitsbewältigung. Quick und Stern in den 50er Jahren, Köln 1989.
- 43 Ebd., S. 23, 31, 38f., 59, 61, 72ff., 87, 111, 123, 127f., 137f.
- 44 Alexander u. Margarete Mitscherlich: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens, Leipzig 1990 (urspr. 1967), S. 28f.
- 45 Auf einem eingereichten Entlastungs-Schein vom 19.3.1946 heißt es „Volontärassistent“. Roelcke fand im Nachlass keinen Hinweis auf eine feste Anstellung, vgl. ders.: Umdeutungen (wie Anm. 2), S. 226.
- 46 BArch-MA Pers 1/79032.
- 47 Seine Schrift „Logisches und Nichtlogisches im Geistprinzip bei Ludwig Klages“, Leipzig 1933, wird im Jahresverzeichnis der an den deutschen Universitäten und Hochschulen erschienenen Schriften für 1934, Band 50, Berlin, Leipzig 1935, S. 191, registriert und nennt das Dissertationsdatum.
- 48 Vgl. Schneider: Grabenkämpfe (wie Anm. 9), S. 275ff., 292.
- 49 Julius Deussen: Klages´ Kritik des Geistes. [...], Leipzig 1934, S. Vlf., 123f., 156, 160. Klages´ Haltung zeigen Sätze wie: „Alles Menschliche ist dem Juden bloß Gebärde, ja sein menschliches Gesicht selbst ist nur eine Maske. Er ist nicht etwa verlogen, sondern die Lüge selbst. Wir stehen also auf dem Punkt zu entdecken: der Jude ist überhaupt kein Mensch“, in: Schneider: Grabenkämpfe (wie Anm. 9), S. 277.
- 50 Julius Deussen: Sexualpathologie, in: „Fortschritte der Erbpathologie, Rassenhygiene und ihrer Grenzgebiete“, H. 1, 1939, S. 67–102, hier und im Folgenden S. 67f.; vgl. Sigusch, Grau: Personenlexikon (wie Anm. 8), S. 114f.
- 51 Ferner gegen sog. „Fremdvölkische“, nicht zu den Deutschen gerechnete Personen.
- 52 Vgl. dazu auch Klee: „Urne“ (wie Anm. 28).
- 53 Das Ableben einer Person namens Joachim Waßermann ist nachweisbar, nicht aber deren Genealogie; mutmaßlich war er Christ. Vgl. Kirchenbuch Saarmund, Pfarramt Saarmund, 18.7.2017.
- 54 Vgl. Karl-Heinz Brackmann, Renate Birkenhauer: NS-Deutsch. „Selbstverständliche“ Begriffe und Schlagwörter aus der Zeit des Nationalsozialismus, Straelen 1988, S. 9; Organisationsbuch der NSDAP, München 31937, S. 365.
- 55 BArch R 9361-II/160347; Klee: Personenlexikon (wie Anm. 20), S. 106.
- 56 BArch-MA Pers 1/79032.
- 57 Vgl. Roelcke: Umdeutungen (wie Anm. 2), S. 228.
- 58 BArch-MA Pers 1/79032; Klee, Personenlexikon (wie Anm. 20), S. 106.
- 59 BArch-MA Pers 1/79032; Standesamt Köln-West, Sterbebuch Nr. 3789/1974.
- 60 Vgl. Klee: Dokumente (wie Anm. 1), S. 247, 250.
- 61 Vgl. in der Sache Rotzoll, Hohendorf: Klinik (wie Anm. 29), S. 932f. (StAH 10 Js 32/83). Sogar Literatur wie der Band Klees mit den Dokumenten wäre 1985 bereits verfügbar gewesen, s. Anm. 1.
- 62 Klee: „Euthanasie“ (wie Anm. 30), S. 376.
- 63 Vgl. Roelcke: Wissenschaft (wie Anm. 2), S. 141.
- 64 In einem Antwortschreiben an die Mutter der „Patientin“ Doris S., 12 Jahre alt, schrieb er im Juli 1944: „Ihre Sorge wegen Doris verstehe ich wohl, doch glaube ich, dass sie unbegründet ist“. Am 3. August 1944 kam die Tochter in der Anstalt Eichberg ums Leben. Vgl. Maike Rotzoll, Volker Roelcke, Gerrit Hohendorf: Tödliche Forschung an Kindern. Carl Schneiders „Forschungsabteilung“ an der Heidelberger Psychiatrischen Universitätsklinik 1943/44, in: Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt 16, 2012, S. 113–122, hier S. 114.
- 65 „Euthanasie-Forschung (Forschen – Töten – Sezieren)“, in: Klee: Personenlexikon (wie Anm. 20), S. 106.
- 66 Hannah Arendt: Die persönliche Verantwortung unter der Diktatur (1964), (Übers.) in: „konkret“, H. 6, 1991, S. 34–45.

**Anna Parrisius**

## **„Wir haben uns die historischen Kostüme der 20er Jahre angezogen“**

### **Eine Untersuchung der Israelkritik des Sozialistischen Palästina-Komitees Heidelberg**

„Der ganze Marxismus und Leninismus [...]. Unsere Quelle war die KPD der 20er Jahre [...]. Wir haben [...] uns die historischen Kostüme der 20er Jahre angezogen. Es wurde viel Analyse gemacht, aber die Analyse wurde immer gemessen an den Theorien von damals und von Anfang an war das halt falsch.“<sup>1</sup>

So bewertet Jochen Noth, eines der aktivsten Mitglieder des Sozialistischen Palästina-Komitees Heidelberg (SPKH), heute die Israelkritik dieser Vereinigung, welche der vorliegende Artikel untersucht. Das SPKH bestand von 1969 bis 1974 und war eine Parallelorganisation des SDS in Heidelberg.<sup>2</sup> Nach Verbot des SDS 1970 stand das SPKH der Kommunistischen Hochschulgruppe (Neues Rotes Forum) – KHG bzw. KG (NRF) – nahe.<sup>3</sup>

Die bisherigen, größtenteils politikwissenschaftlichen und soziologischen Studien zur Israelkritik der Neuen Linken untersuchen meist, inwiefern die Kritik antisemitisch war.<sup>4</sup> Folgt man dem Soziologen Gerd Hanloser, werden sie den historischen Akteuren damit jedoch nicht gerecht.<sup>5</sup> Dan Diner spricht sich dafür aus, „die expliziten Motive der Israelkritik erst einmal an[zun]ehmen“ und erst davon ausgehend zu bewerten, ob es sich um differenzierte Kritik handelt.<sup>6</sup> Seinem Plädoyer schließt sich der vorliegende Artikel an.

Schon der Name des „Sozialistisches Palästina-Komitee“ verweist auf die Haltung seiner Mitglieder: Dass sie sich „sozialistisch“ nannten, deutet wie das obige Einführungszitat auf den möglichen Ausgangspunkt ihrer Israelkritik hin: eine am Marxismus-Leninismus orientierte Kapitalismuskritik.<sup>7</sup> Die Selbstverortung als „Palästina-Komitee“ legt ihre Verbindung zu PalästinenserInnen nahe. Dem Zeitgeist der sogenannten 68er-Generation entspräche das, waren Kritik am Imperialismus und eine aus ihr gefolgerte Solidarität mit weltweiten Befreiungsbewegungen doch weit verbreitet.<sup>8</sup>

Wie beeinflussten palästinensische Akteure die Israelkritik des SPKH? Und wie war die Kritik am israelischen Staat möglich in Anbetracht der Geschichte des Nationalsozialismus? Zur Untersuchung der Israelkritik des SPKH und der Beantwortung dieser Fragen, bietet sich die Einbeziehung verschiedener Quellenarten an. Da ist zum einen die Zeitschrift des Komitees, deren Ausgaben zahlreiche, teils umfangreiche Artikel enthalten.<sup>9</sup> Die Komitee-Mitglieder gaben außerdem Flugblätter heraus und verfassten einzelne Artikel für das SDS-Organ Rotes Forum bzw. dessen Nachfolgezeitschrift Neues Rotes Forum. Damit erhofften sie sich, eine größere Öffentlichkeit anzusprechen.<sup>10</sup> In die Untersuchung fließen darüber hinaus Gespräche mit mehreren Zeitzeugen und einer Zeitzeugin ein. Interviewt wurden ehemalige Mitglieder des SPKH und Personen aus dem Umfeld des Komitees, um mehr über die Konstellation der beteiligten Akteure und persönliche Motive hinter der Israelkritik herausfinden zu können.



Logo der Zeitschrift des Sozialistischen Palästina-Kollektivs Heidelberg Al Djabha (Quelle: FU Berlin, Universitätsarchiv APO-Archiv, Periodika: Al-Djabha, Nr. 13/1972, S. 1)

## 1. Verortung der Israelkritik des Sozialistischen Palästina-Komitees Heidelberg

Nach dem Sechstagekrieg vom 5. bis 10. Juni 1967 habe sich in Heidelberg „die ganze Stimmung [...] gedreht, um 180 Grad“, denn SDS-Mitglieder hätten scharfe Israelkritik geäußert.<sup>11</sup> So erinnert sich Angelika Köster-Loßack, die ab 1966 in Heidelberg studierte. Die von ihr beschriebene Kritik an Israel war 1967 nicht nur brisant angesichts einer offensichtlichen Bedrohung Israels insbesondere durch Ägypten.<sup>12</sup> Sie stand darüber hinaus im Kontrast zur weit verbreiteten Israelbegeisterung politisch links Orientierter. Diese speiste sich aus einer Begeisterung für die Kibbuzbewegung, die Israel als westlich geprägtes und zugleich sozialistisches Land erscheinen ließ sowie einem gegen den Nationalsozialismus gerichteten Antifaschismus.<sup>13</sup> In Heidelberg gab es seit 1963 die Deutsch-Israelische Studiengruppe (DIS). Sie war Ausdruck von Solidarität mit Israel.<sup>14</sup> Ihr ursprüngliches Ziel, die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Deutschland und Israel, wurde 1965 erreicht. Danach konzentrierte sich die Gruppe auf die Offenlegung von NS-Belastungen Dozierender.<sup>15</sup> An der DIS beteiligten sich auch SDS-Mitglieder.<sup>16</sup> Köster-Loßack war zeitweise Vorsitzende der DIS. Eine israelkritische Haltung bildete sich bei einigen SDS-Mitgliedern unter Umständen schon ab Mitte der 1960er Jahre aus, auch wenn sie damit erst 1967 in die Öffentlichkeit traten.<sup>17</sup> Sie lösten damit einen Streit innerhalb des SDS aus und DIS-Mitglieder reagierten mit ihrem Austritt aus dem SDS.<sup>18</sup>

### 1. 1. Antiimperialismus und Antifaschismus

Welches Weltbild lag der aufkommenden Israelkritik im Heidelberger SDS zugrunde? Bis Mitte der 1960er Jahre konzentrierten sich die Aktivitäten seiner Mitglieder auf die Lektüre theoretischer Texte. Spätestens ab dann forderte eine junge Fraktion, der Studentenbund solle stärker politisch aktiv werden. Viele waren dem SDS wegen dessen Kritik am Vietnamkrieg beigetreten.<sup>19</sup> Bis 1967 entwickelte die Vereinigung gemessen an ihrer geringen Mitgliederzahl ein relativ großes politisches Gewicht – so hatte beispielsweise das Mitglied Burkhard Braunbehrens im Wintersemester 1965/66 den AstA-Vorsitz in Heidelberg inne.<sup>20</sup> Die Beschäftigung mit Theoretikern behielt einen hohen Stellenwert. Sie sei der „Neugier auf Möglichkeiten der Weltinterpretation“ entsprungen, so Braunbehrens.<sup>21</sup> Marx sei „der Philosoph und Theoriegeber“ gewe-

sen, daneben wurden vor allem Schriften von Lenin gelesen.<sup>22</sup> Das daraus erwachsene, im Kern kapitalismuskritische Weltbild beschreibt Joscha Schmierer, seit 1968 auch Mitglied im Bundesvorstand des SDS, folgendermaßen:

„Die eine Welt bestand aus drei Welten, einer kapitalistisch-imperialistischen, einer nachrevolutionären, nachkapitalistischen (sozialistischen) und einer Dritten Welt, die kolonialistisch und, wo sie staatlich unabhängig geworden war, neokolonialistisch unterdrückt wurde. Überall wurde rebelliert und gekämpft. Dieser Kampf hatte nicht die gleichen Ursachen, aber das gleiche Ziel, den Sozialismus [...]“<sup>23</sup>

Der Klassenkampf wurde auf die internationale Ebene gehoben. Es habe sich „eine Welt mit klaren Fronten“ abgezeichnet.<sup>24</sup> Imperialismus erschien als automatische Folge des Kapitalismus, denn zur Steigerung von Kapital werde die Erschließung neuer Absatzmärkte und Ressourcen nötig.<sup>25</sup> In dieses Erklärungsmuster passt die Israelkritik eines Flugblatts vom 26. Mai 1967, das der Heidelberger SDS herausgab. Darin wird ein Angriff Israels auf Syrien und Ägypten prognostiziert. Grund sei eine wirtschaftliche Krise Israels. Der israelische Staat unterstütze den „imperialistischen Plan [...]“ von den USA und England, den auch die „feudalistisch regierten Staaten Saudi-Arabien, Jordanien, Tunesien und Iran“ mittrügen.<sup>26</sup> Diesem Plan zufolge sollten die Länder eigenen Kapitalinteressen nachgehen, die Entwicklung von Sozialismus in Ägypten und Syrien aufhalten.<sup>27</sup>

Im Flugblatt wird die Kritik an Israel mit jener am Vietnamkrieg verglichen, jedoch war das Publikum bei Protestveranstaltungen gegen den Sechstagekrieg vergleichsweise überschaubar.<sup>28</sup> Israelkritik erzeugte nicht die gleiche Einigkeit unter linken Studierenden wie Kritik an anderen, als imperialistisch eingestuften Ländern. Laut einer SDS-Publikation von 1969, habe es für einige Linke Imperialismus nur in Südamerika, Afrika, Asien, aber nicht in Israel gegeben.<sup>29</sup> Wahrscheinlich beschäftigten sich auch nur einzelne SDS-Mitglieder intensiv mit dem Nahostkonflikt.<sup>30</sup>

In der Kritik des SDS am Kapitalismus wurzelte neben Imperialismuskritik eine antifaschistische Einstellung.<sup>31</sup> Die Entstehung von Faschismus wurde auf den Klassenkampf, in dem die Gesellschaft sich befinde, zurückgeführt. Um die unterdrückte Arbeiterbewegung zu beruhigen, würden Minderheiten diskriminiert.<sup>32</sup> Hatte der Antifaschismus des SDS sich anfangs auf eine Kritik am Nationalsozialismus beschränkt<sup>33</sup>, so befürwortete der Studentenbund in einem Flugblatt vom 14. Juni 1968 eine breitere Anwendung des Faschismusbegriffes. Jeder kapitalistische – auch der israelische – Staat könne faschistisch werden, der Nationalsozialismus sei nur ein Exempel. Die nationalsozialistische Verfolgung jüdischer Menschen erklärten die Flugblattverfasser innerhalb dieses Weltbildes. Um die Entstehung von neuem Faschismus zu verhindern, solle scharfe Kritik an allen kapitalistischen Ländern, darunter auch Israel, geübt werden.<sup>34</sup> Jochen Noth sagte im Gespräch, ein Grundproblem der Studentenbewegung sei ihre Negierung der geschichtlichen Besonderheit des Holocaust gewesen. Grundlegendes Wissen über die Geschichte des Nationalsozialismus habe nicht gefehlt.<sup>35</sup> Burkhardt Braunbehrens zufolge minderte jedoch seine politische Aktivität sein damaliges Interesse für die deutsch-jüdische Geschichte.<sup>36</sup> Es scheint hier die These Götz Alys zu greifen, linke Studierende hätten sich nur oberflächlich historischen Fragen gewidmet und primär die Täter in den Fokus genommen.<sup>37</sup>

## 1. 2. Die Rolle palästinensischer Studierender

Da sich in Heidelberg das Hauptquartier der US-Armee in Europa und der Sitz des Oberbefehlshabers der amerikanischen Streitkräfte in Deutschland befanden, besaß die Imperialismuskritik des SDS direkte Anlaufstellen.<sup>38</sup> Zudem konnte die theoretisch formulierte Solidarität mit den unterdrückten Völkern der „Dritten Welt“ ihren praktischen Ausdruck finden, lebten in Heidelberg doch zahlreiche ausländische Studierende.<sup>39</sup> Welche Rolle nahmen palästinensische Studierende bei der aufkommenden Israelkritik ein?

Rolf Rentdorff, Professor für Alttestamentliche Theologie und von 1970 bis 1972 Rektor an der Universität Heidelberg, setzte sich in mehreren Organisationen für die deutsch-israelische Beziehung ein. Ihm zufolge waren Mitglieder des SDS bei einer proisraelischen Kundgebung am 9. Juni 1967 auf dem Universitätsplatz „[...] plötzlich [...] auf der anderen Seite bei den Palästinensern.“<sup>40</sup> Die Kooperation hatte jedoch eine Vorgeschichte. Das bereits genannte israelkritische Flugblatt vom 26. Mai 1967 gab der SDS gemeinsam mit der 1963 von der Universität anerkannten Arabischen Studentenvereinigung (ASV) und der 1966 anerkannten Arabisch-Palästinensischen Studentenvereinigung (APSV) heraus.<sup>41</sup> Israelkritisch äußerten sich palästinensische Studierende in Heidelberg laut der ehemaligen Vorsitzenden der Deutsch-Israelischen-Studiengruppe Angelika Köster-Loßack schon ab 1964. Ein Auslöser für die aufkommende Kritik war möglicherweise die Gründung der Palästinensischen Befreiungsorganisation (PLO) im selben Jahr.<sup>42</sup> Noth zufolge übernahmen einige SDS-Mitglieder die Argumente ihrer palästinensischen KommilitonInnen.<sup>43</sup>

Im Sommersemester 1967 waren an der Universität Heidelberg 53 Studierende aus Syrien immatrikuliert, 38 aus Jordanien, 30 aus dem Irak, 27 aus der Vereinigten Arabischen Republik (heutiges Ägypten) und 18 aus dem Libanon. Insgesamt gab es in Heidelberg somit 166 immatrikulierte Studierende aus jenen Ländern, in die palästinensische Menschen 1947 bis 1948 geflohen waren und 1967 flüchteten.<sup>44</sup> Palästinensische Studierende unterstützten Köster-Loßack zufolge die verschiedenen Widerstandsorganisationen.<sup>45</sup> Mit der Mehrzahl von ihnen waren in ihren Augen Diskussionen schwer möglich, da sie der Al-Fatah zugewandt und „ideologisch [...] gegenüber vielen Realitäten“ verschlossen gewesen seien.<sup>46</sup> Nach dem Sechstagekrieg habe sie heftige Debatten miterlebt.<sup>47</sup>

Palästinensische Studierende hatten somit früh Einfluss auf die Israelkritik in Heidelberg. Ihre israelischen KommilitonInnen traten dahingegen in Diskussionen kaum in Erscheinung, was auch an ihrer geringen Anzahl gelegen haben kann: Im Sommersemester 1967 waren vier Israelis an der Universität Heidelberg immatrikuliert, 1970 waren es neun.<sup>48</sup> Einige waren Mitglieder der international aufgestellten Jüdischen Studentenvereinigung, die mit der DIS kooperierte, es gab jedoch keine israelische Studiengruppe.<sup>49</sup> Hinweise auf eine Konfrontation mit ihren aktiveren palästinensischen KommilitonInnen fehlen.<sup>50</sup>

### **Angelika Köster-Loßack in einem Gespräch am 5. Mai 2016:**

„Im Kakaobunker, dem Treffpunkt der Studenten und Studentinnen in den Pausen in der Altstadt [...], wurde ich häufig von palästinensischen Studierenden angesprochen, die mich bekehren wollten und die entweder bei der Fatah organisiert waren oder später dann bei der PFLP oder bei der Demokratischen Volksfront für die Befreiung Palästinas [...] Sie waren hier offen tätig [...] und ich war ständig unter Dauerbeschuss von denen.“

## 2. Unterstützung der Demokratischen Volksfront für die Befreiung Palästinas durch das Sozialistische Palästina-Komitee Heidelberg

1969 entstanden in mehreren deutschen Universitätsstädten unabhängig voneinander Palästina-Komitees.<sup>51</sup> Die meisten Komitees zeigten sich mit der PLO solidarisch, welche die Al-Fatah dominierte. Das Heidelberger Komitee nannte sich als einziges „sozialistisch“.<sup>52</sup> Es ergriff Partei für die marxistisch-leninistische Widerstandsorganisation Demokratische Volksfront für die Befreiung Palästinas. Im Folgenden wird sie mit FPDLP abgekürzt, da das SPKH, das französische Akronym verwendete.<sup>53</sup>

Das Heidelberger Komitee war ein kleiner Kreis, die meisten Mitglieder waren wahrscheinlich auch im SDS bzw. KHG (NRF), für die deutschen Mitglieder ist dies belegt. Vieles deutet daraufhin, dass Jochen Noth das wichtigste SPKH-Mitglied von deutscher Seite war und viele Artikel des SPKH verfasste, daneben beteiligten sich Wolf Schluchter und seinen Angaben nach „fünf, sechs andere“.<sup>54</sup> Der Einfluss deutscher und palästinensischer SPKH-Mitglieder war Schluchter zufolge „paritätisch“.<sup>55</sup> Der Außenstehende Burkhard Braunbehrens erinnert sich an zwei bis drei palästinensische Mitglieder.<sup>56</sup> Ahmed Ezzeldin, ägyptischer Herkunft, war von Februar 1972 bis September 1973 Mitglied des SPKH. Er berichtet von einer assoziierten Israelin und von ein bis zwei weiteren Frauen.<sup>57</sup> Auch Joscha Schmierer meint sich an israelische und jüdische Beteiligte zu erinnern, Noth und Schluchter bestätigten dies jedoch nicht.<sup>58</sup> Eine herausgehobene Stellung hatte Mohammed Odeh, der SDS-Mitglied und zeitweise Vorsitzender und Ansprechpartner der Arabisch-Palästinensischen Studenten-Vereinigung war.<sup>59</sup> Als Parteifunktionär der FPDLP war er laut Schluchter „Drehscheibe für Informationen“ im SPKH, besaß „Transmitterfunktion“ zwischen SPKH und FPDLP, aber beanspruchte nie die Führung des Heidelberger Komitees.<sup>60</sup> Schluchter erinnert sich daran, dass Odeh immer wieder nach Jordanien reiste.<sup>61</sup> 1972 verließ Odeh Heidelberg, um die FPDLP in Jordanien zu unterstützen.<sup>62</sup> Im selben Jahr verabschiedete sich Taysir Al'Khalid von der Redaktion. Er werde „in einem anderen Land [...] im Dienste der Arbeiter, armen Bauern und der anderen unterdrückten Bevölkerungsschichten sowie auch der FPDLP“ arbeiten.<sup>63</sup>

Jochen Noth war im Sommer 1969 in Jordanien und trat in Kontakt mit Vertretern der FPDLP. Gemeinsam mit 20 Mitgliedern verschiedener SDS-Gruppen reiste er nach Amman, darunter waren auch ein bis zwei weitere Heidelberger.<sup>64</sup> Die Reise folgte Einladungen Al-Fatahs und der FPDLP, die Heidelberger besuchten ein Ausbildungs- und Flüchtlingslager letzterer.<sup>65</sup> Auf die Frage, wie sie sich dort einbrachten, antwortete Noth: „Wir durften [...] auch mal mit einer Kalaschnikow schießen. Das war aber keine militärische Äußerung, sondern wir waren als Touristen praktisch [dort]. Wir wurden da akzeptiert als [...] Unterstützer, das ist klar.“<sup>66</sup> Mehr war über den Aufenthalt in Jordanien durch die geführten Zeitzeugengespräche nicht herauszufinden. Abgesehen von Schluchters Erinnerung an einen Besuch Nayef Hawatmehs, des ZK-Generalsekretärs der FPDLP, in Heidelberg<sup>67</sup>, gibt es keine Hinweise auf weitere direkte Kontakte.

Das SPKH konzentrierte sich auf die indirekte Unterstützung der Demokratischen Volksfront für die Befreiung Palästinas. Der Zeitschrift Al-Djabha bzw. Die Front kam dabei eine zentrale Rolle zu. Sie sollte „die Politik und die Aktionen [der FPDLP] bekannt [...] machen und ihren Kampf [...] unterstützen [sic].“<sup>68</sup> Gemeint



Nayef Hawatmeh, Generalsekretär des ZK der FPDLP (Quelle: FU Berlin, Universitätsarchiv, APO-Archiv, Periodika: Al-Djabha Nr. 2/1969, S. 2)

war „materiell[e] und propagandistisch[e]“<sup>69</sup> Unterstützung. So diente die Zeitschrift als Forum für Spendenaufrufe und über sie verbreiteten SPKH-Mitglieder Informationen über die FPDLP.<sup>70</sup> Neben den Artikeln der Komitee-Mitglieder wurden Dokumente der FPDLP und Interviews mit ZK-Generalsekretär Nayef Hawatmeh abgedruckt. Wolf Schluchter und Ahmed Ezzeldin beschreiben Hawatmeh als charismatisch.<sup>71</sup> In einem Brief von 1972 an das SPKH und die KG / KHG (NRF) brachte er zum Ausdruck, dass die FPDLP die Unterstützung des Komitees zur Kenntnis nehmen und befürworte.<sup>72</sup>

Doch welche „Politik“ und „Aktionen“ der FPDLP unterstützte das SPKH konkret? Und was kann daraus für die Beurteilung der Israelkritik des Komitees gefolgert werden? Den Kern der Selbstpositionierung des SPKH scheint ein Artikel Jochen Noths im Roten Forum von 1969 widerzuspiegeln. Darin forderte Noth, die Unterstützung der „revolutionären palästinensischen Organisationen“ müsse sich von den ersten Solidaritätsbekundungen mit Vietnam und der „Kibbuzschwärmerei“ für Israel unterscheiden und dürfe nicht nur „moralische Aktionen“ einschließen.<sup>73</sup> Er kritisierte andere linke westeuropäische Gruppen, dass sie, „ohne die Klassenhintergründe der Entwicklungen der palästinensischen Befreiungsbewegungen zu analysieren, dem nationalistischen Kurs Al-Faths [sic] folgen“ würden.<sup>74</sup> Der palästinensische Befreiungskampf und seine Unterstützer müssten im Gegensatz dazu als Teil einer Weltrevolution die richtige Imperialismustheorie anwenden.<sup>75</sup> Was Jochen Noth damit gemeint haben könnte, was also die Anwendung einer „richtigen Imperialismustheorie“ in Anlehnung an die FPDLP für die Komiteemitglieder bedeutete, soll im Folgenden untersucht werden.

## 2. 1. Einordnung der Akteure im Nahen Osten

Ihr Vorgehen gegen Israel habe die FPDLP Jochen Noth zufolge nicht als einen nur nationalen Kampf verstanden, sondern als Teil eines weltweiten antiimperialistischen Befreiungskampfes. So sagte er im Gespräch: „Die verstanden sich als proletarisch [...], das schließt [...] Antisemitismus aus“.<sup>76</sup> Nayef Hawatmeh, der Kopf der FPDLP, äußerte in einem in der Zeitschrift Al-Djabha abgedruckten Interview, seine Organisation wolle nicht nur gegen Israel vorgehen, sondern auch die „arabischen Massen“ dabei unterstützen, arabische Staaten, „die mit dem Imperialismus gute Beziehungen unterhalten[,] zu entlarven und zu bekämpfen“.<sup>77</sup> Dass das Heidelberger Komitee diese Haltung unterstützte, ist in seiner Zeitschrift sichtbar: Viele Artikel beziehen sich auf unterschiedliche arabische Staaten.<sup>78</sup>

Den Zionismus bewertet der Verfasser eines SPKH-Artikels, wahrscheinlich ein Mitglied des Komitees, als abzulehnenden bürgerlichen Nationalismus.<sup>79</sup> Einer in der

Komitee-Zeitschrift abgedruckten Stellungnahme der FPDLP ist zu entnehmen, dass diese Zionismus ähnlich negativ bewertete – nämlich als rassistisch und unterdrückerisch.<sup>80</sup> Die palästinensische Organisation lehnte so auch Kontakte zu zionistischen Gruppen ab. Dahingegen befürwortete sie eine Zusammenarbeit mit israelischen antizionistischen Gruppen – als einzige Widerstandsorganisation in der PLO. Hierunter fielen die kommunistische Partei Rakah und die außerparlamentarische Organisation Matzpen, erstere war größtenteils arabisch besetzt, Matzpen mehrheitlich jüdisch.<sup>81</sup> Ihre Kooperation mit diesen Organisationen begründete die FPDLP damit, dass sie „den Volkskrieg als Klassenkampf [führte], was ihr ein Bündnis mit den jüdischen Arbeitern ermöglich[te]“.<sup>82</sup>

Ihr Ziel sei die „Zerschlagung des zionistischen Staates“ und die Schaffung eines „palästinensische[n] volksdemokratische[n] Einheitsstaat[es]“ ohne „nationale [...] und Klassenunterdrückung“, in dem AraberInnen und Juden und Jüdinnen Gleichberechtigung erfahren sollten.<sup>83</sup> Angelika Köster-Loßack kritisiert, die FPDLP habe wie jede andere palästinensische Widerstandsorganisationen „das Existenzrecht des Staates Israel nicht anerkannt [...], pauschal“, da sie keine Zwei-Staaten-Lösung anstrebte.<sup>84</sup> Allerdings ist ab spätestens 1970 eine weiterentwickelte Zielsetzung der FPDLP in Bezug auf Israel dokumentiert: Sie gestand zumindest israelischen ArbeiterInnen ein Selbstbestimmungsrecht zu und forderte einen föderal strukturierten Staat als Übergangslösung.<sup>85</sup> In Al-Djabha findet sich eine Stellungnahme der FPDLP gegen alle „chauvinistischen arabischen und palästinensischen Lösungen, die auf die Vertreibung der Juden aus Palästina“ aus seien.<sup>86</sup> Auch Noth schrieb 1969, Ziel der FPDLP sei nicht gewesen, „die Juden ins Meer zu treiben“.<sup>87</sup> Der Politologe Gilbert Achcar bezeichnet die FPDLP als fortschrittlichste der palästinensischen Widerstandsorganisationen.<sup>88</sup>

In der Zeitschrift des SPKH wurden entsprechend der Haltung der FPDLP einige Dokumente von Matzpen und Rakah publiziert.<sup>89</sup> Während Schluchter im Gespräch Matzpen als einen Bündnispartner bezeichnete, meinte Noth, eine Kontaktaufnahme sei „nie so weit gekommen“.<sup>90</sup> Generell habe sich das Heidelberger Komitee Noths Erinnerung nach nicht intensiv mit der Argumentation israelischer Akteure auseinandergesetzt.<sup>91</sup> Bei seiner Reise nach Jordanien 1969 schloss Noth eine Fahrt nach Israel aus.<sup>92</sup> Dennoch betonte er im Gespräch: „Ich glaube schon, dass es für uns damals immer sehr wichtig war, zu unterscheiden zwischen Antizionismus und Antisemitismus [...] das war schon sehr klar.“<sup>93</sup>

## **2. 2. Konsequenter Antimperialismus – konsequenter Antifaschismus?**

Wie schon ausgeführt, ist wenig über den Ablauf von Noths Aufenthalt in Jordanien bekannt. Allerdings scheint die Reise, wenn auch nicht Ausgangspunkt einer völlig neuen Einstellung<sup>94</sup>, so doch bestärkend für Noths Haltung gewesen zu sein. In einem Artikel vom Oktober 1969 über die Reise führte Noth aus, wie konsequenter Antifaschismus auszusehen habe. Die häufig existente Konzentration des Faschismusurteils auf den Nationalsozialismus und eine daraus resultierende Solidarität mit Israel nennt Noth „vermeintlichen Antifaschismus“.<sup>95</sup>

Ähnlich argumentierte wohl Mohammed Odeh, der eine wichtige Rolle im SPKH einnahm und auch die FPDLP erhob den Vorwurf, den PalästinenserInnen würde von israelischer Seite ein mit dem Holocaust gleichzusetzendes Leid angetan.<sup>96</sup> Eine Doppelseite in einer Ausgabe der Zeitschrift Die Front – es könnte sich um ein abgedrucktes Plakat handeln – zeigt eindrücklich, dass SPKH-Mitglieder dieser Gleichsetzung beistimmten und eine Relativierung des Holocausts in Kauf nahmen. Unter der Überschrift „Die Nachfolger der Opfer Hitlers spielen jetzt selbst Hitler. So bekämpfen die Israelis die „Terroristen““ sind vier Fotografien abgebildet, die laut Bildunterschrift verschiedene Gewaltakte von israelischer Seite zeigen. Unter den Fotografien ist die Umwandlung eines Hakenkreuzes in einen Judenstern in acht Schritten abgebildet. Als Unterzeichner der Darstellung sind die FPDLP und das SPKH aufgeführt.<sup>97</sup> In einer anderen Ausgabe der Komitee-Zeitschrift heißt es, „die nazistische Judenverfolgung“ spiele „die Rolle des moralischen Alibis“.<sup>98</sup>

Dieser den Holocaust relativierende Blick des SPKH zeigt sich auch an folgendem Beispiel: Ein Al-Djabha-Artikel von 1970 kritisiert die Aufnahme Léon Degrelles in die Vereinigte Arabische Republik. Degrelle war im Zweiten Weltkrieg Anführer der belgischen Rexisten, die mit den Nationalsozialisten kollaborierten. Im Artikel geht es allerdings weniger um ihn als „Judenmörder und Faschisten“, sondern mehr um seine Aufnahme durch die Vereinigte Arabische Republik (heutiges Ägypten). Dadurch diskreditiere diese die „antiimperialistische arabische Widerstandsbewegung“ und legitimiere den Staat Israel und „seine[...] expansionistische[...] Politik“.<sup>99</sup> Der Bezug auf den Holocaust wird auch hier als reine Strategie Israels abgetan, um die eigene, ungerechte Politik zu rechtfertigen.

### **2.3 Hinnahme von Gewaltakten der Demokratischen Volksfront für die Befreiung Palästinas**

Die FPDLP wandte sich zwar gegen die Terrorakte von Al-Fatah und der Volksfront für die Befreiung Palästinas (FPLP), allerdings tat sie das nicht, weil sie Gewalt grundlegend ablehnte. Ihr ZK-Generalsekretär Nayef Hawatmeh vertrat die These, zum Kampf gegen Israel gebe es keine Alternative.<sup>100</sup> Seine Organisation war jedoch gegen die Form des Terrors anderer Widerstandsgruppen.<sup>101</sup> Hawatmeh führte das so aus: Die FPDLP lehne „individualistische, propagandistisch durchdachte [...] Aktionen“ ab, da sie eine „Fixierung auf individualistisches Heldentum“ bewirkten.<sup>102</sup> Ihr Ziel sei es, durch „kollektiv organisierte Aktionen“ die Massen zum „revolutionären Kampf“, zum „Volkskrieg“ zu mobilisieren.<sup>103</sup>

In der Zeitschrift des SPKH sind vier Berichte über sogenannte „(Kommando-) Aktionen“ der FPDLP abgedruckt. Alle vier Aktionen richteten sich gegen Stellungen und Einrichtungen des israelischen Militärs – drei davon in den von Israel seit dem Sechstagekrieg besetzten Golanhöhen.<sup>104</sup> In einem dieser „Militärkommuniqués“ wird das Ausmaß der terroristischen Aktivitäten der FPDLP deutlich: Hier ist von der 280. Kommandoaktion die Rede und dass die Organisation im März 1970 innerhalb von 22 Tagen 20 Kommandoaktionen durchgeführt habe.<sup>105</sup> An den Berichten ist auffällig, dass Israelis meist abstrakt als Feinde, als „Aggressoren und Besatzer“ kategorisiert wurden und die Darstellung der ihnen zugefügten Schäden sich fast im-

mer auf Materielles – zum Beispiel auf Militärfahrzeuge – bezieht.<sup>106</sup> Nur selten wurden Tote und Verletzte auf israelischer Seite vermerkt.<sup>107</sup> Den Kampf der FPDLP-Mitglieder glorifizieren die Berichtenden als „heroisch“ und als „Wegweiser aller unterdrückten Völker“.<sup>108</sup>

Zeichnung von Kämpfen der FPDLP (Quelle: FU Berlin, Universitätsarchiv, APO-Archiv, Periodika: Al Djabha Nr. 3/4/1969, S. 10)



In Heidelberg kam es in der untersuchten Zeitspanne nicht zu Gewaltakten linksorientierter Studierender gegen jüdische Menschen. Die „Militärkommuniqués“ der FPDLP druckte das SPKH jedoch unkommentiert ab, was einer Billigung von Gewalt gleichkommt. Gewaltanwendungen im palästinensischen und jedem anderen sogenannten Befreiungskampf erschienen Wolf Schluchter zufolge unvermeidlich zu sein.<sup>109</sup> Er betonte im Gespräch, der Unterschied der FPDLP zu anderen palästinensischen Widerstandsorganisationen sei gewesen, dass ihre Vertreter jedoch nicht nur geschossen und Bomben geworfen, sondern sich auch für „eine gute Ausbildung“ der palästinensischen Zivilbevölkerung eingesetzt hätten.<sup>110</sup> Weiterhin stellte er heraus, dass das palästinensische SPKH-Mitglied Mohammed Odeh nicht „irgendwie in Kämpfe da verwickelt war, der Mohammed war nicht so einer“. Dies spiegelt das Selbstverständnis der SPKH-Mitglieder als Unterstützer, jedoch nicht als Ausführende der Kämpfe wider.<sup>111</sup> Dazu passt die Feststellung des ehemaligen SPKH-Mitglieds Ahmed Ezzeldin, es sei beim „Heidelberger Philosophenkrieg“ geblieben.<sup>112</sup>

#### **Wolf Schluchter in einem Gespräch am 17. Mai 2016:**

„Ohne den [gemeint ist Mohammed Odeh] hätten wir die Hälfte gar nicht erfahren. [...] weil wir konnten ja [...] die Sprache nicht und wir konnten auch nicht lesen und die englischsprachigen Sachen, die es da gab von Al-Fatah und so weiter, das konnte man auch teils nicht so recht glauben. Also unheimlich viele Ideologien, ich meine, da war sowieso viel Ideologie [...] dabei, aber das hätten wir nicht so richtig differenzieren können.“

### **3. Analyse der Israelkritik des Sozialistischen Palästina-Komitees Heidelberg**

„Die Haltung gegenüber Israel war geprägt [...] von den Zuständen in Israel.“<sup>113</sup> So äußerte sich Wolf Schluchter im Gespräch. Dass die Israelkritik der Mitglieder des SPKH von ihrem Selbstbild als „Gruppe [...] sozialistischer Intellektueller“ beeinflusst wurde, liegt nahe, betrachtet man, welche Aufgaben ein Al-Djabha-Artikel dem Ko-

mittee zuschrieb: „antiimperialistische Propaganda, Aufklärung über den Charakter des Staates Israel, Veröffentlichung und Diskussion der richtigen Linie des palästinensischen Befreiungskampfes“ und „Entlarvung der imperialistischen Propaganda“, um die Entwicklung des „proletarischen Internationalismus“ zu befördern.<sup>114</sup> Um abzuwägen, was die Israelkritik des SPKH mehr beeinflusste – die „Zustände in Israel“ oder die antiimperialistische Selbstverortung – werden im Folgenden Reaktionen von SPKH-Mitgliedern auf verschiedene Ereignisse untersucht.

Die Informationsquellen der AutorInnen von Artikeln und Flugblättern können zwar nicht nachvollzogen werden und eine Einschätzung, ob Fakten bewusst verzerrt wurden, ist dadurch erschwert. Die Untersuchung der Bewertungen verschiedener Ereignisse soll jedoch aufzeigen, ob durchgängig ähnliche Argumentationsmuster bei unterschiedlichen Geschehnisse erkennbar sind. Wenn dem so ist, könnte geschlossen werden, dass eine bestimmte Sichtweise auf Israel dogmatisch verfolgt wurde und die Kritik von festen Grundannahmen anstatt von jeweils unvoreingenommenen und differenzierten Analysen ausging.

### **3. 1. Kritik anlässlich verschiedener Ereignisse**

Liest man die ersten Zeilen eines Al-Djabha-Artikels vom Frühjahr 1970, scheint sein Anlass zunächst klar zu sein: Zum einen wird auf eine missglückte Flugzeugentführung vom 10. Februar 1970 am Flughafen München Riem durch die Aktionsorganisation für die Befreiung Palästinas verwiesen.<sup>115</sup> Obwohl die Entführung der El-Al-Maschine scheiterte, wurden elf Passagiere lebensgefährlich verletzt, eine Holocaust-Überlebende tödlich.<sup>116</sup> Zum anderen geht der Artikel auf zwei Attentatsversuche am 21. März ein, zu denen sich das Generalkommando der Volksfront für die Befreiung Palästinas bekannte.<sup>117</sup> Beim ersten dieser Versuche kam es nicht zum Absturz. Eine Swissair-Maschine, die von Zürich nach Tel Aviv fliegen sollte, stürzte jedoch kurz nach dem Start ab, 47 Menschen starben.<sup>118</sup> Der Artikel des SPKH geht nach einer kurzen Einleitung jedoch nicht weiter auf die Terrorserie ein. Er thematisiert vor allem Reaktionen auf sie, wie schon der Artikeltitel „Rassismus als imperialistisches Propagandainstrument“ andeutet. Auch nicht hier, sondern in einer abgedruckten FPDLP-Erklärung findet sich Kritik an zumindest einem Attentat – nicht aufgrund des Terroraktes an sich, sondern aufgrund der gewählten „individualistischen“ Terrorform.<sup>119</sup>

Der Artikel des Heidelberger Komitees konzentriert sich dagegen auf Kritik daran, dass die westliche Welt die Situation für die „Akkumulation sowie [die] Sicherung und Verbesserung der Reproduktionsbedingungen des Kapitals“ nutze.<sup>120</sup> Hierfür verbreite die deutsche Presse fremdenfeindliche, gegen arabische Menschen gerichtete Meldungen, um nämlich zu verhindern, dass „die westdeutschen lohnabhängigen Massen umso schwerer die Identität ihrer Interessen mit der arabischen Masse erkennen können“ und um Zustimmung zu Israel als „imperialistische Agentur im Nahen Osten“ zu erzeugen.<sup>121</sup>

Israels Politik bezeichnet der Artikel als „blutig“, als „Politik des Raubes, der Zerstörung und der Vertreibung“ und er vergleicht sie mit der Apartheidpolitik.<sup>122</sup> „Die Bomben, die täglich solches primitives Leben [gemeint ist das Leben arabischer, be-

sonders palästinensischer Menschen]“ auslöschten, fänden keine Resonanz in der westlichen Welt – implizit scheint gemeint zu sein: da sie auf Zustimmung stießen.<sup>123</sup> Die deutsch-israelischen Beziehungen werden hier auf den angenommenen imperialistischen Konnex reduziert. Der Holocaust sei bloßes Alibi, Israel und die Bundesrepublik seien rassistisch und darin den Nationalsozialisten ähnlich.<sup>124</sup>

Am 23. Februar 1970 besuchte Abba Eban als erster israelischer Außenminister Deutschland.<sup>125</sup> In Frankfurt und in München hatten die SDS-Gruppen eigentlich geplante Demonstrationen gegen seinen Besuch abgesagt. Sie begründeten ihre Absagen damit, dass am 13. Februar 1970 ein Attentat auf ein Altersheim der Israelitischen Kultusgemeinde in München verübt worden war, bei dem sieben Menschen starben, die Mehrheit von ihnen Holocaust-Überlebende.<sup>126</sup> Das SPKH verurteilte die Absage des AStA in München als Absage an eine „Aufklärung über den Imperialismus. Sie stünde im Widerspruch dazu, dass der palästinensischen Befreiungsbewegung die Schuld für den Anschlag gegeben würde.“<sup>127</sup> Tatsächlich deutet vieles darauf hin, dass Mitglieder der deutschen Terrororganisation Tupamaros München den Anschlag verübten.<sup>128</sup> Auf den Anschlag selbst geht der Artikel des Heidelberger Komitees erst nach dem folgenden Vorwurf gegen Israel ein:

„Wer Millionen Tote aus den Gaskammern vorzuweisen hat, hat offenbar ein Recht darauf, moralisch immer im Recht zu sein und nicht irgendwelchen Differenzierungen unterworfen zu werden. Das hat zur Folge, daß die imperialistische Propaganda nirgendwo so offen, so frech und so zynisch auftreten kann wie im Fall Israel.“<sup>129</sup>

Das SPKH rief für den Tag des Besuchs Ebans zu einer Demonstration in Heidelberg auf, die der Aufklärung über den „imperialistische[n] und rassistische[n] Charakter des israelischen Staates“ dienen und eine Unterstützung vor allem der FPDLP ausdrücken sollte.<sup>130</sup> Die Demonstration wurde wegen Hochwassers auf den 3. März verschoben, dann allerdings von Heidelbergs Oberbürgermeister Reinhold Zundel kurzfristig verboten und durch eine Eilentscheidung des Verwaltungsgerichts Karlsruhe wiederum erlaubt.<sup>131</sup> Der aufgrund von Zundels Verbot entstandene Dissens zwischen ihm und den DemonstrationsbefürworterInnen – neben dem SDS waren darunter die Arabisch-Palästinensischen Studenten-Vereinigung und das Israelische Revolutionäre Aktionskomitee im Ausland (ISRACA)<sup>132</sup> – bot Raum für indirekte Israelkritik. Das SPKH kritisierte Zundel dafür, die Demonstration nach Artikel 26 des Grundgesetzes verbieten zu wollen und wie er sein Verbot begründete: Eine Solidaritätsbekundung mit der FPDLP komme der Unterstützung eines Angriffskrieges gleich, so Zundel. Dagegen wandte das SPKH ein, eigentlich verstoße die Unterstützung Israels durch die Bundesrepublik gegen Artikel 26 des Grundgesetzes, da Israel „mit Hilfe von Angriffskriegen laufend sein Gebiet erweitert und damit den palästinensischen Volkskrieg erst notwendig machte“.<sup>133</sup> 300 bis 400 Demonstranten nahmen laut Angabe des SPKH teil, 150 bis 200 waren es nach Schätzungen der Heidelberger Zeitungen.<sup>134</sup>

Die Geiselnahme und Tötung von elf israelischen Athleten bei den Olympischen Spielen 1972 durch die Organisation Schwarzer September bewertete das SPKH als „sinnlos und falsch“.<sup>135</sup> Denn: Sie habe dadurch „weder in Europa noch im Libanon, in Jordanien oder Palästina die [...] antiimperialistische Bewegung gestärkt.“<sup>136</sup> Eine ähnliche, an dem Nutzen für die eigenen Ziele gemessene Verurteilung des Terroraktes ent-



Palästina-Demonstration am 3. März 1970 in Heidelberg (Quelle: FU Berlin, Universitätsarchiv, APO-Archiv, Periodika: Al Djabha Nr. 6/7/1970, S. 4)

hält eine Solidaritätsadresse der FPDLP.<sup>137</sup> In den Artikeln des SPKH wird abstrakt von „Münchener Aktion“ oder gar nicht von der Geiselnahme und Tötung israelischer Athleten gesprochen.<sup>138</sup> Vielmehr kritisierte das SPKH, wie die Bundesregierung darauf reagiert habe – mit Verboten der Generalunion Palästinensischer Studenten bzw. Arbeiter (GUPS und GUPA), mit der Verschärfung der Einreisebedingungen sowie mit Ausweisungen und Abschiebungen von Ausländern arabischer Herkunft.<sup>139</sup> Auch in der heutigen Forschung werden Recht- und Zweckmäßigkeit dieser Maßnahmen angezweifelt.<sup>140</sup>

Die Bewertung der Bundesregierung verbinden die Verfasser der Artikel mit Kritik an Israel. Die bundesdeutsche Politik sei ein „direkter Beitrag zur israelischen Politik der Entrechtung und Unterdrückung des palästinensischen Volkes“<sup>141</sup>, die deutschen Behörden hätten die „israelische Interpretation“ des Nahostkonflikts übernommen.<sup>142</sup> Israel wird als im Kern aggressiv dargestellt: Aktuelle „Aggressionen“ würden nicht erst durch das Attentat des Schwarzen September ausgelöst<sup>143</sup>; GUPS und GUPA existierten überhaupt nur, da der Aggressor Israel bewirkt habe, dass palästinensische Menschen „in alle Länder der Welt verstreut“ worden seien.<sup>144</sup> Die Verfasser der Artikel zeichneten das sonst auch vorherrschende Bild Israels. Das Attentat bei den Olympischen Spielen scheint für sie mehr Anlass als selbst Analysegegenstand gewesen zu sein.

Vom 8. bis 11. Juni 1973 besuchte Willy Brandt als erster amtierender deutscher Bundeskanzler Israel. Er trug zum Ende der diplomatischen Krise beider Staaten bei, indem er das deutsch-israelische Verhältnis als normalisiert definierte, wenn auch mit „besonderem Charakter“.<sup>145</sup> Ein Artikel des SPKH zu Brandts Besuch bezeichnet die Bundesrepublik als „aggressive[n] Imperialist[en]“, dessen Hauptziel es sei, gegen „Völker der 3. Welt“ vorzugehen.<sup>146</sup> Der Vorwurf der Aggressivität trifft hier somit auch einen anderen Staat als Israel. Brandts Besuch solle „fortschrittliche Menschen“ in der Bundesrepublik von der Unterstützung des palästinensischen bzw.

arabischen Befreiungskampfes abhalten, indem er die Besonderheit der deutsch-israelischen Beziehungen aufgrund ihrer Historie hervorhebe und „Angst vor dem Vorwurf des Antisemitismus“ erzeuge.<sup>147</sup> Israel wird indirekt für den Sechstagekrieg kritisiert – Brandts Besuch habe einen „grausamen“ Anlass. Weitergehend zeichnet der Artikel ein Bild von Israel als „rassistische[r] und expansionistische[r] Unterdrückerstaat“, als Machwerk der Imperialisten, die sich neben bestehenden Stützen wie dem Iran eine weitere „Hauptstütze [...] im Nahen Osten“ schaffen wollten.<sup>148</sup> In einem Flugblatt zum Besuch Brandts erscheint Israel neben einer ähnlichen Darstellung<sup>149</sup> stärker als eigenständiger Akteur. Wiedergutmachungszahlungen nutze der Staat um „sich bis an die Zähne zu bewaffnen“.<sup>150</sup> Die Kritik, sie kämen nicht den „jüdischen Massen zugute“, deutet auf die Vorstellung eines Klassenkampfes in Israel hin. Das Flugblatt geht dann auch auf die Staatsgründung ein: Palästina hätten die Zionisten „willkürlich“ als für ihren Staat geeignet bestimmt und dort „wahllos [...] die Leiden, die die Juden durch die europäischen Faschisten erlitten hatten, auf das palästinensische Volk übertragen“.<sup>151</sup>

**Ahmed Ezzeldin in einem Telefongespräch am 25. Mai 2016:**

„Damals war meine Idee, dass wenn die Juden hier verfolgt worden sind in Europa, dann hätten sie ganz normal nach Palästina gehen können und sich der dortigen antiimperialistischen Bewegung anschließen können. Und das hätte da dem antiimperialistischen Kampf im Nahen Osten einen gewaltigen Auftrieb gegeben. Und dann habe ich gesehen, dass die Zionisten, die diesen Staat gegründet haben, also nicht die gesamten Zionisten, sondern eben diese Fraktion, die diesen Staat gegründet haben [...], die haben sehr eng tatsächlich mit dem Imperialismus zusammengearbeitet.“

### 3. 2. Bewertung der Kritik

„Die Praxis des Zionismus / widerlegt die Antisemiten / die alle Juden verfolgen / mit ihrem Rassenhaß / Denn Zionisten sind [...] / findig und räuberisch / wie die Gefolgsman-  
nen Hitlers / arrogant wie die Engländer / heimtückisch wie Hussein / [...] grausam / wie  
Johnson Westmoreland und Nixon [...] Solche Eigenschaften sind aber sichtlich / internati-  
onal wie der Imperialismus selbst / Gegen den Internationalismus der Zionisten / kämpft  
drum der Internationalismus der Revolution.“<sup>152</sup>

Dieses Gedicht des jüdischen Lyrikers Erich Fried, das in der elften Ausgabe Al-Djabhas von 1971 abgedruckt ist, verdeutlicht eine Problematik bei der Bewertung von Israelkritik: Die negativen Eigenschaften, die Fried Zionisten zuschrieb, hätten antiimperialistische Zeitgenossen wahrscheinlich allen als imperialistisch ausgemachten Staaten zugeschrieben. Ist die negative Darstellung Israels durch die Mitglieder des SPKH also in einem kapitalismuskritischen, am Marxismus-Leninismus orientierten Weltbild begründet? Oder liegen ihr antisemitische Annahmen zugrunde?

Hans-Martin Mumm, seit 1970 in Heidelberg und Mitglied der KG (NRF), meint rückblickend, „keine offen antisemitischen Töne“ vernommen zu haben.<sup>153</sup> Auch Burkhardt Braunbehrens stellt keinen „antisemitischen Drive“ fest.<sup>154</sup> Herauszufinden, welche Motive die Israelkritiker tatsächlich antrieben, ist ausgehend von der vorgenannten Quellenanalyse schwer möglich. Gefolgert werden kann, dass die Kriti-

ker anlässlich unterschiedlicher Ereignisse ein immer ähnliches Israelbild kundtaten. Die von ihnen heraufbeschworenen Bilder und Erklärungen erscheinen erstarrt, unabänderlich.

Folgt man den Politikwissenschaftlern Timo Stein und Holger Schmidt, so macht das gehäufte Auftreten bestimmter Bilder und Argumentationsmuster eine antisemitische Einstellung der Kritiker wahrscheinlicher.<sup>155</sup> Tatsächlich lassen sich einige der Argumentationen, die Schmidt und Stein anführen, in den untersuchten Quellen des SPKH feststellen: Ständig wird Israel als aggressiv und unterdrückerisch dargestellt. Immer wieder wird auf eine Schuld des Staates verwiesen.<sup>156</sup> Auch Rassismus gehört zu den gebetsmühlenartig wiederholten Vorwürfen.<sup>157</sup> An der Israelkritik infolge von Anschlägen auf israelische und jüdische Menschen fällt auf, dass die Gewaltakte als strategisch falsch kritisiert, jedoch nicht als unmoralisch verurteilt wurden. Das Leid israelischer und jüdischer Menschen war den SPKH-Mitgliedern ganz offensichtlich kaum einer Erwähnung wert. Die Politik Israels wird dagegen als unmoralisch verurteilt, ein Unrecht für palästinensische Menschen angeprangert. Es wird deutlich erkennbar mit zweierlei Maß gemessen. Laut Timo Stein macht dies eine antisemitische Weltsicht wahrscheinlicher.<sup>158</sup>

In den untersuchten Quellen konnten mehrere Vergleiche israelischer und nationalsozialistischer Politik herausgearbeitet werden – gerade bei Artikeln, die sich mit Angriffen gegen jüdische Menschen befassen. Immer wieder taucht in ihnen der Vorwurf auf, Israel berufe sich illegitimerweise auf den Holocaust und nutze ihn als Vorwand für das eigene, verachtenswerte Verhalten. Nach Schmidt und Stein ist eine solche Gleichsetzung und die damit einhergehende Relativierung des Holocausts ein weiterer Hinweis auf eine mögliche antisemitische Einstellung.<sup>159</sup> Und selbst in Anbetracht der häufig in den Quellen beschworenen Prämisse, künftigen Faschismus verhindern zu wollen, kann man den drastischen Umgang der Kritiker mit der Geschichte des Holocaust nicht als reine Geschichtsvergessenheit abtun. Diese Komponente scheint die Israelkritik abzuheben von der Kritik an anderen imperialistischen Staaten. Burkhart Braunbehrens sagte im Gespräch, es habe in der Studentenbewegung ein Mangel an „Empathie mit den Israelis“ vorgeherrscht, Köster-Loßack meinte, der Beschäftigung mit der Geschichte des Holocausts habe es an Tiefgang gefehlt.<sup>160</sup>

**Angelika Köster-Loßack in einem Gespräch am 5. Mai 2016:**

„Ich glaube auch, dass die Beschäftigung mit der Schreckensherrschaft im Nationalsozialismus bei den Leuten eher eine abstrakte war und keine konkrete. Das heißt, sie haben nicht mit Überlebenden gesprochen, die haben sich mit den Eltern nicht auseinandergesetzt, nur auf so einer oberflächlichen Ebene, die haben keine direkten Anknüpfungspunkte gehabt.“

Eine Deklaration der in den Quellen auftauchenden Argumentationsmuster als antisemitisch ist trotz Übereinstimmungen mit Steins und Schmidts Kriterienkatalogen jedoch erschwert, weisen das antisemitische Weltbild und das marxistisch-leninistische Weltbild doch strukturelle Überschneidungen auf. Beide Weltbilder machen so zum Beispiel zwei klar abgetrennte Akteursgruppen aus.<sup>161</sup>

Dem Antisemitismus-Vorwurf kann zudem entgegengehalten werden, dass die SPKH-Mitglieder neben Israel auch andere Staaten als imperialistisch ablehnten –

bei der untersuchten Kritik ist es die Bundesrepublik. Glaubt man Burkhard Braunbehrens, so wurde in SDS-Kreisen jeder Staat als „Bastion [...] des Imperialismus und der Herrschaft und des Unrechts“ kritisiert.<sup>162</sup> Darüber hinaus unterstützte das SPKH zumindest die noch am fortschrittlichsten geltende Widerstandsorganisation, die Israel eine Existenzberechtigung zumindest nicht kategorisch absprach.<sup>163</sup>

Die untersuchte Kritik war auf den israelischen Staat als abstraktes Konstrukt fokussiert. Das kann nach Stein ein antisemitisches Argumentationsmuster sein, wird doch die Künstlichkeit des israelischen Staates gegenüber den PalästinenserInnen, mit denen man sich solidarisierte, betont.<sup>164</sup> Andererseits wird in den Quellen so auch selten von Juden und Jüdinnen gesprochen und Hinweise auf die Annahme einer Verschwörung des internationalen Judentums sucht man vergeblich.<sup>165</sup> Allerdings könnte Israel als Synonym für Juden und Jüdinnen fungieren.<sup>166</sup> Dann könnte die explizit geübte Kapitalismuskritik auch implizit das Vorurteil vom „reichen Juden“ enthalten.<sup>167</sup> Auflösen lässt sich dieses Spannungsfeld nicht.

Schmidt und Stein läge es wahrscheinlich nicht fern, eine antisemitische Haltung der SPKH-Mitglieder aufgrund der dargestellten Argumentationsmuster zu diagnostizieren. Dem steht entgegen, dass das marxistisch-leninistische Weltbild ebensolche Argumentationsmuster beförderte.

## **Fazit**

Seit Mitte der 1960er Jahre vertraten Mitglieder des Heidelberger SDS ein an den Theorien von Marx und Lenin angelehntes antikapitalistisches, antiimperialistisches und antifaschistisches Weltbild. Palästinensische Studierende äußerten sich in Heidelberg seit Mitte der 1960er Jahre israelkritisch und wurden dabei von anderen KommilitonInnen unterstützt. Nicht alle SDS-Mitglieder teilten jedoch die antiimperialistische Kritik an Israel.

Das 1969 gegründete SDS-nahe Sozialistische Palästina-Komitee Heidelberg war Ausdruck einer Kooperation deutscher und palästinensischer Studierender. Es unterstützte die Demokratische Volksfront für die Befreiung Palästinas, eine palästinensische Widerstandsorganisation, die ebenfalls einem marxistisch-leninistisch geprägten Weltbild anhing. Das Heidelberger Komitee gab eigens verfasste Artikel und Flugblätter heraus sowie Dokumente der FPDLP. Über das palästinensische Mitglied Mohammed Odeh bestanden direkte Kontakte zur Widerstandsorganisation FPDLP.

Die Analyse der Israelkritik des SPKH verdeutlichte, dass die Mitglieder des Komitees dem israelischen Staat stetig ähnlich geartete, negative Eigenschaften zuschrieben und immer wieder gleiche Erklärungsmuster anlässlich unterschiedlicher Ereignisse vorbrachten. Mit der FPDLP unterstützte das Heidelberger Komitee zwar eine Widerstandsorganisation, deren Position als vergleichsweise fortschrittlich eingestuft werden kann, konstruktive Kritik der Komitee-Mitglieder konnte jedoch nicht festgestellt werden, ebenso wenig wie Lösungsvorschläge für den Nahostkonflikt, Kontakte zu Israelis oder gar eine Beschäftigung mit ihrer Meinung. Sie befürworteten einen Befreiungskampf palästinensischer Gleichgesinnter gemeinsam mit anderen Befreiungsbewegungen. Gewalt gegen israelische und jüdische Menschen nahm das SPKH schweigend hin. Mit der Geschichte des Holocaust beschäftigten sich die

Komitee-Mitglieder nicht, sondern bagatellisierten sie als illegitime Legitimationsbasis israelischer Politik oder nutzten die Referenz auf die Geschichte des Nationalsozialismus als vermeintliche Möglichkeit, israelischer Politik den Spiegel vorzuhalten.

Ob bei den SPKH-Mitgliedern antisemitische Grundannahmen zugrunde lagen, kann ausgehend von der Untersuchung der textlichen Quellen des SPKH und den Gesprächen mit Zeitzeugen nicht beschieden werden, da das antikapitalistische und das antisemitische Weltbild Schnittmengen aufweisen. Die interviewten Zeitzeugen des SPKH und SDS bzw. der KHG (NRF) vertraten die These, Antisemitismus habe keine Rolle gespielt. Undifferenzierte, theoriefixierte Positionierungen und ein zweifelhafter Umgang mit der Geschichte des Nationalsozialismus wurden eingestanden, sie seien generelle Probleme der Studentenbewegung gewesen. Dennoch scheint ein Unterschied bestanden zu haben zwischen den Mitgliedern des SPKH und jenen SDS-Mitgliedern, die Israel von der Imperialismuskritik ausnahmen. Das Gespräch mit Angelika Köster-Loßack verdeutlichte, welche Erfahrungen den Unterschied gemacht haben können: Ihre Eltern seien im Gegensatz zu Eltern von FreundInnen bei Fragen zum Nationalsozialismus vergleichsweise gesprächsbereit gewesen. Ihre engagierte und noch relativ junge Geschichtslehrerin habe die Geschichte des Holocaust intensiv behandelt und eine weitergehende Beschäftigung Köster-Loßacks mit der jüdischen Geschichte und dem israelischen Staat befördert. So begegnete sie Überlebenden des Holocaust, reiste selbst nach Israel und studierte dort 1972 ein Jahr lang.<sup>168</sup> Eine tiefergehende Analyse verschiedener Lebenswege könnte mit Sicherheit mehr Aufschluss geben. Persönliche Beziehungen zu jüdischen, israelischen und palästinensischen Menschen sollten dabei untersucht werden, ebenso wie der Umgang mit der Geschichte des Nationalsozialismus im Elternhaus und im Schulunterricht.

Das hier getroffene Fazit zur Israelkritik des SPKH könnte durch eine Untersuchung bislang unbeleuchteter Hintergrundartikel des SPKH, zum Beispiel zur politischen und sozioökonomischen Situation in Israel, erweitert werden.<sup>169</sup> Auch ein Vergleich mit israelkritischen Äußerungen eines der anderen Palästina-Komitees könnte fruchtbar sein.<sup>170</sup> Hierfür geeignet wäre das Palästina-Komitee Bonn, das ab 1971 eine eigene Zeitschrift herausgab.<sup>171</sup>

Das SPKH wurde 1974 in Nahostkomitee (NOK) umbenannt und weitete dementsprechend seinen geografischen Fokus. Die politische Position änderte sich hingegen nicht, das NOK stand der 1973 in der Bundesrepublik entstandenen marxistisch-leninistischen Kaderpartei KBW nahe.<sup>172</sup> Schon vor der Umbenennung des Komitees wurde Israel in den letzten Ausgaben der Zeitschrift *Die Front* seltener behandelt.<sup>173</sup> Auch in der Flugblattsammlung des Universitätsarchivs Heidelberg zum NOK finden sich nur wenige Flugblätter, die Israel thematisieren. Gründe für diese Verlagerung gilt es noch herauszufinden.<sup>174</sup>

Letzten Endes muss an diesem Punkt unentschieden bleiben, ob sich die Akteure des SPKH „die historischen Kostüme der 20er Jahre“ anzogen oder ob tieferliegende Bilder ihre Israelkritik formten. Dieser Artikel ist jedoch ein Plädoyer dafür, die damalige Israelkritik nicht vorschnell in das Kostüm der heutigen Antisemitismusdebatte zu kleiden und Pauschalurteile zu vermeiden.

## Anmerkungen

- 1 Gespräch mit Jochen Noth am 17.4.2016. Dieser Artikel basiert auf meiner 2016 am Historischen Seminar der Universität Heidelberg vorgelegten Bachelorarbeit mit dem Titel „Wir haben [...] uns die historischen Kostüme der 20er Jahre angezogen“ – Israelkritik linker Studierender in Heidelberg“. Sie ist in der Präsenzbibliothek des Universitätsarchivs Heidelberg einzusehen. Bei Rückfragen zu den Aufnahmen der Zeitzeugengespräche können Sie mich unter [anna.parrisius@gmail.com](mailto:anna.parrisius@gmail.com) kontaktieren.
- 2 Die Existenzdauer des SPKH ist vom Herausgabezeitraum seiner Zeitschrift abgeleitet. Aus Gründen der Vereinfachung wird im Artikel durchgehend die Bezeichnung SPKH verwendet, obwohl die Gruppe noch bis 1970 Teil des überregionalen Komitees zur Unterstützung Palästinas in Aachen, Frankfurt und Heidelberg war.
- 3 Vgl. Gespräch mit Noth. Die Anhänger des im Juni 1970 verbotenen SDS in Heidelberg spalteten sich im November 1970. Die „A-Fraktion“ war offen für Reformen und die Beteiligung an Hochschulgremien. Die „B-Fraktion“, zu der die KG (NRF) gehörte, schloss dies aus und wollte grundlegende Gesellschaftskritik üben, vgl. Dietrich Hildebrandt: „... und die Studenten freuen sich!“ Studentenbewegung in Heidelberg 1967–1973, Heidelberg 1991, S. 171, 210–223.
- 4 Vgl. Holger J. Schmidt: Antizionismus, Israelkritik und „Judenknax“. Antisemitismus in der deutschen Linken nach 1945, Bonn 2010, S. 7–11; Timo Stein: Zwischen Antisemitismus und Israelkritik. Antizionismus in der deutschen Linken, Wiesbaden 2011, S. 9–11; Martin W. Kloke: Israel – Alptraum der deutschen Linken? In: Deutschland und Israel. Ausgewählte Aspekte eines schwierigen Verhältnisses, hg. von Lothar Mertens, Berlin 2006, S. 147–150.
- 5 Gerd Hanloser: Bundesrepublikanischer Linksradikalismus und Israel – Antifaschismus und Revolutionismus als Tragödie und als Farce, in: Antisemitismus, Antizionismus, Israelkritik, hg. von Moshe Zuckermann, Göttingen 2005, S. 183.
- 6 Dan Diner: Täuschungen. Israel, die Linke und das Dilemma der Kritik, in: Frankfurter Schule und Studentenbewegung. Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail 1946–1995, Bd. 3: Aufsätze und Register, Hamburg 1998, S. 188.
- 7 Siehe dazu auch Tim Schroth: „Vom kleinen Imperialismus, seinem großen Bruder und Punkten, wo es einfach aufhört.“ Antiamerikanismus und Antizionismus im Heidelberger SDS, Heidelberg 2014 (Zulassungsarbeit), S. 1–3, 6–18, 27–30, 37–62.
- 8 Wolfgang Kraushaar untersuchte bisher Verbindungen militanter, linksorientierter Deutscher zu palästinensischen Organisationen. Vgl. Wolfgang Kraushaar: Abspaltung und Potenzierung. Zum Verhältnis von Antizionismus und Antisemitismus in der militanten Linken der Bundesrepublik, in: Exklusive Solidarität. Linker Antisemitismus in Deutschland. Vom Idealismus zur Antiglobalisierungsbewegung, hg. von Matthias Brosch u.a., Berlin 2007, S. 325–346. Zur Solidarität mit weltweiten Befreiungsbewegungen vgl. Dorothee Weitbrecht: Aufbruch in die Dritte Welt. Der Internationalismus der Studentenbewegung von 1968 in der Bundesrepublik Deutschland, Göttingen 2012, S. 38–41.
- 9 Es sind 18 reguläre Ausgaben und mehrere Sonderausgaben überliefert. Zunächst hieß die Zeitschrift „Al-Djabha. Die Front“, ab Mai 1972 „Die Front. Zeitschrift zur Unterstützung des Befreiungskampfes der Völker des Nahen Ostens“. Die Umbenennung hatte formale Gründe. Vgl. Die Front. Zeitschrift zur Unterstützung des Befreiungskampfes der Völker des Nahen Ostens 1, 1972, S. 1.
- 10 Gespräch mit Wolf Schluchter am 17.5.2016.
- 11 Gespräch mit Angelika Köster-Loßack am 5.5.2016. Anlass sei die Kriegsführung Israels gewesen und verstärkend die Tatsache, dass v.a. Axel-Springer-Medien und damit Kritiker der Studentenbewegung Israels Vorgehen positiv bewerteten. Vgl. Hildebrandt: Studenten (wie Anm. 3), S. 25f.
- 12 Dass SDS-Mitglieder um die Bedrohungslage wussten, vermittelte Schluchter: „Ich bin doch nicht dafür, dass die ägyptische Luftwaffe da rüber fliegt und dann Jerusalem und Haifa und sonst wie zusammenbombt [...]. Und dass die Israelis dann einen Generalangriff kurz mal machen und die Flugplätze da niedermachen, das habe ich verstanden, das habe ich sogar respektiert“, Gespräch mit Schluchter.
- 13 Vgl. Martin W. Kloke: Israel und die deutsche Linke. Zur Geschichte eines schwierigen Verhältnisses, Frankfurt am Main 1994, S. 78–99; Gespräch mit Noth.

- 14 Auszug aus dem Senatsprotokoll vom 30.7.1963 (handschriftlich), Universität Heidelberg: Generalia. Deutsch-Israelische Studiengruppe 1963–1967, in: UAH, 107 d. Die meisten DIS-Mitglieder studierten Theologie.
- 15 Vgl. Gespräch mit Köster-Loßack.
- 16 Ebd. Die DIS an der FU Berlin wurde 1957 gegründet unter Mitwirkung des Theologieprofessors und späteren Rektors Rolf Rentdorff, der 1963 nach Heidelberg kam.
- 17 Vgl. Gespräch mit Braunbehrens. Zum Bild einer „antizionistischen Wende“ erst 1967 vgl. z.B. Kloke: Israel und die deutsche Linke (wie Anm. 13), S. 100–123. Schmidt stellt sich gegen die These einer solchen Wende, denn Belege für „linken Philosemitismus“ gebe es ihm zufolge nur für die 1950er Jahre. Vgl. Schmidt: „Judenknax“ (wie Anm. 4), S. 38.
- 18 Vgl. Gespräch mit Köster-Loßack; Hildebrandt: Studenten (wie Anm. 3), S. 25; Joscha Schmierer: Der Zauber des großen Augenblicks. Der internationale Traum von '68, in: Lothar Baier u.a.: Die Früchte der Revolte. Über die Veränderung der politischen Kultur durch die Studentenbewegung, Berlin 1988, S. 120. Jochen Noth erinnert sich dahingegen an keinen Streit im SDS. Vgl. Gespräch mit Noth.
- 19 Vgl. Gespräch mit Braunbehrens; Gespräch mit Noth; Hildebrandt: Studenten (wie Anm. 3), S. 26.
- 20 Der SDS in Heidelberg hatte 1967 rund 24 Mitglieder. Vgl. Hildebrandt: Studenten (wie Anm. 3), S. 21, 24.
- 21 Gespräch mit Braunbehrens.
- 22 Ebd.
- 23 Schmierer: Zauber (wie Anm. 18), S. 115.
- 24 Ebd.
- 25 Vgl. Wolf Schluchter: Zur Politik Israels in den besetzten arabischen Gebieten, in: Rotes Forum 2/70, S. 52.
- 26 Über Nahöstliche Papiertiger und andere!, hg. von APSV, SDS, ASV, in: UAH, FB 36.
- 27 Ebd.
- 28 Der Vergleich spiegelt sich in der Formulierung „Die revolutionären Arbeiter und Bauern [...] sind bereit, den Nahen Osten in ein zweites Vietnam zu verwandeln“ wider, ebd. Vgl. zum Stellenwert der Israelkritik Schroth: Imperialismus (wie Anm. 7), S. 18–30. „Tausende hatten am Nachmittag schweigend gegen die Ermordung Benno Ohnesorgs demonstriert. Keine Zweihundert verloren sich abends im Hörsaal 13 [...]. Es wurde über den Junikrieg diskutiert.“, Schmierer: Zauber (wie Anm. 18), S. 119–120.
- 29 Die Spontaneität der Massen und die Theorie des Volkskrieges, hg. von Demokratische Volksfront für die Befreiung Palästinas (FPDLP) und SDS Heidelberg, Heidelberg 1969, S. 1.
- 30 Vgl. Gespräch mit Jochen Noth.
- 31 „Kapitalismus führt zu Faschismus, Faschismus gehört weg“ war so ein blöder Slogan, den wir hatten“, Gespräch mit Noth.
- 32 Vgl. Jochen Noth: Studentenbewegung und Internationalismus. Palästinensischer Befreiungskampf, in: Rotes Forum 5, 1969, S. 45; Thesen zum arabisch-israelischen Konflikt, hg. von ASV/SAALA/SHB/SDS/GAGA, in: UAH, FB 19.
- 33 Vgl. Gespräch mit Noth.
- 34 „Die deutschen Philosemiten verteidigen mit dem Staat Israel das gesellschaftliche System, das die Judenmorde hervorbrachte“, Thesen, in: UAH, FB 19.
- 35 Gespräch mit Noth; Gespräch mit Braunbehrens; Gespräch mit Hans-Martin Mumm am 17.5.2016; Gespräch mit Schluchter.
- 36 Gespräch mit Braunbehrens.
- 37 Götz Aly meint, die Beschäftigung der Neuen Linken mit NS-Verbrechen habe das ausschließliche Ziel gehabt „als unpassend empfundene[n] Personen“ oder der „bundesdeutsche[n] Staatsgewalt“ Legitimation zu entziehen. Götz Aly: Unser Kampf. 1968 – ein irritierter Blick zurück, Frankfurt am Main 2008, S. 157.
- 38 Vgl. Katja Nagel: Die Provinz in Bewegung. Studentenunruhen in Heidelberg 1967–1973, Basel u.a. 2009, S. 26; Schroth: Imperialismus (wie Anm. 7), S. 29.
- 39 Vgl. Gespräch mit Köster-Loßack; Gespräch mit Braunbehrens.
- 40 Michael Buselmeier im Gespräch mit Rolf Rentdorff, in: Erlebte Geschichte erzählt 1998–2000, hg. von der Stadt Heidelberg 2003, S. 35.
- 41 Vgl. Akademisches Rektorat: Brief an Hamad Abu-Rub am 21.2.1966, in: Universität Heidelberg: Generalia. General-Union Palästinensischer Studenten, ab 31.1.1966 Vereinigung

- Arabisch-Palästinensischer Studenten 1965–1975, in: UAH, 107 a; Abschrift Senatsprotokoll vom 26.2.63, Universität Heidelberg: Generalia. Vereinigung Arabischer Studenten 1964–1975, in: UAH, 107 A. Die APSV wird auf Flugblättern alternativ Generalunion Palästinensischer Studenten genannt.
- 42 Gespräch mit Köster-Loßback.
- 43 Gespräch mit Noth.
- 44 Personal- und Vorlesungs-Verzeichnis. Wintersemester 1967/68, hg. v. Ruprecht-Karl-Universität Heidelberg, Heidelberg 1967, S. 197–200; Friedrich Schreiber, Michael Wolffsohn: Nahost. Geschichte und Struktur des Konflikts, Opladen 1996, S. 158; Kinan Jaeger, Rolf Tophoven: Der Nahost-Konflikt. Dokumente, Kommentare, Meinungen, Bonn 2011, S. 52.
- 45 Gespräch mit Köster-Loßback. Ahmed Ezzeldin, der selbst aus Ägypten stammt und Mitglied des SPKH war, meint: „Mit denen [Unterstützer von Al-Fatah] hatten wir kaum etwas zu tun [...], im Gegenteil, also die Fronten waren ziemlich verhärtet, also links gegen rechts.“ Vgl. Telefongespräch mit Ahmed Ezzeldin am 25.5.2017.
- 46 Gespräch mit Köster-Loßback.
- 47 Ebd.
- 48 Vgl. Gespräch mit Köster-Loßback; Personal- und Vorlesungs-Verzeichnis (wie Anm. 44), S. 198; Personal- und Vorlesungs-Verzeichnis. Wintersemester 1970/71, hg. v. Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Heidelberg 1970, S. 236.
- 49 Vgl. Gespräch mit Köster-Loßback.
- 50 Katja Nagel zeichnet ausgehend von einem RNZ-Artikel vom 2. Juni 1967 die Positionen israelischer Studierender gegenüber einem möglichen Kriegsausbruch nach, eine bemerkenswerte politische Aktivität kann auch sie nicht ausmachen. Vgl. Nagel: Provinz (wie Anm. 38), S. 57–75.
- 51 Vgl. Kloke: Israel und die deutsche Linke (wie Anm. 13), S. 133; Noth zufolge hatten bei der Gründung des Heidelberger Komitees palästinensische Studierende großen Einfluss. Gespräch mit Noth.
- 52 Vgl. Ernst Vogt: Israel-Kritik von links. Dokumentation einer Entwicklung, Wuppertal 1976, S. 80. Auch der SDS-Bundesvorstand erklärte sich mit der Al-Fatah solidarisch. Vgl. Aly: Kampf (wie Anm. 37), S. 163.
- 53 Kloke zufolge gab es weitere ähnliche Gruppen, die Heidelberger Gruppe sei jedoch das „ideologische und organisatorische Schaltzentrum eines fatah-kritischen Solidaritätsflügels in der Bundesrepublik“ gewesen. Vgl. Kloke: Israel und die deutsche Linke (wie Anm. 13), S. 138f. Die FPDLP war eine Abspaltung von der Volksfront zur Befreiung Palästinas (PFLP oder FPLP). Beide Gruppen gelten als marxistisch-leninistisch. Vgl. Gilbert Achcar: Die Araber und der Holocaust. Der arabisch-israelische Krieg der Geschichtsschreibungen, Hamburg 2012, S. 211–213.
- 54 Vgl. E-Mail von Joscha Schmierer vom 27.5.2016; Gespräch mit Noth. In einigen der ersten Ausgaben von Al-Djabha wird Noth als für den Druck verantwortlich benannt, in der Folgezeitschrift Die Front als presserechtlich Verantwortlicher.
- 55 Gespräch mit Schluchter.
- 56 Gespräch mit Braunbehrens.
- 57 Gespräch mit Ezzeldin.
- 58 Gespräch mit Noth; Gespräch mit Schluchter; E-Mail von Schmierer (wie Anm. 54).
- 59 Vgl. Die Arabisch-Palästinensische Studentenvereinigung. Die Araber jüdischen Glaubens und die Verschwörungen der Tel Aviver Regierung. II Bilanz der israelischen Außenpolitik, hg. v. APSV, in: UAH, FB 36#, S. 5; Hildebrandt: Studenten (wie Anm. 3), S. 185.
- 60 Vgl. Gespräch mit Noth; Gespräch mit Schluchter.
- 61 Gespräch mit Schluchter.
- 62 Vgl. Gespräch mit Ezzeldin.
- 63 Taysir Al'Khalid: Brief an die Genossen, in: Al-Djabha 13, 1972, S. 3.
- 64 Vgl. Wolfgang Kraushaar: Die Bombe im Jüdischen Gemeindehaus, Hamburg 2005, S. 118; Gespräch mit Braunbehrens; Gespräch mit Noth.
- 65 Gespräch mit Noth; Noth: Studentenbewegung (wie Anm. 32) S. 41.
- 66 Gespräch mit Noth.
- 67 Gespräch mit Schluchter.
- 68 Artikel ohne Titel, in: Al-Djabha 1, 1969, S. 1.
- 69 Al'Khalid: Brief (wie Anm. 63), S. 3.

- 70 Verweis auf „Spendenkonto FPDLP: Heidelberger Volksbank, Kto-Nr. 5012“, in: Al-Djabha 5, 1970, S. 1.
- 71 Gespräch mit Schluchter, Gespräch mit Ezzeldin. In den Zeitschriften des SPKH sind mehrere Fotografien von Hawatmeh abgedruckt. Vgl. Al-Djabha 2, 1969, S. 2; Die Front 3, 1974, S. 7.
- 72 Brief von Nayef Hawatmeh, in: Neues Rotes Forum 2, 1972, S. 67.
- 73 Noth: Studentenbewegung (wie Anm. 32), S. 41.
- 74 Ebd.
- 75 Ebd., S. 49
- 76 Gespräch mit Noth.
- 77 Interview mit Nayef Hawatmeh von N. Saleh, aus „Al-Anwar“, Beirut, 15.9.1969, in: Al-Djabha 2, 1969, S. 6. Dies begründete Hawatmeh auch praktisch: Die Entwicklung der „Palästina-Frage“ werde durch Geschehnisse in der arabischen Welt beeinflusst und es sei „Ausdruck höchster politischer Dummheit“ anzunehmen, das palästinensische Volk könne sich allein gegen Israel und den Imperialismus durchsetzen. Vgl. Interview mit Nayef Hawatmeh, in: Die Front 1, 1972, S. 3.
- 78 Vgl. Klassenkämpfe im Libanon, in: Al-Djabha 3/4, 1969, S. 1–6; Achmed Ezzeldin: Zwischen Hoffnung und Resignation. Zur Nasserismuskussion, in: Al-Djabha 10, 1971, S. 29–34; Die arabische Reaktion, in: Die Front, 1, 1973, S. 23–28.
- 79 Vgl. Zum 100. Geburtstag von W. I. Lenin, in: Al-Djabha 6/7, 1970, S. 6f.
- 80 Vgl. Aus dem „Entwurf zu einer demokratischen Lösung der Palästinafrage“, in: Al-Djabha 1, 1969, S. 4.
- 81 Vgl. Achcar: Araber (wie Anm. 53), S. 217; ISRACA (Israelisches Revolutionäres Aktionskomitee im Ausland): Die israelische Linke, aus: Al-Djabha 3/4, 1969, S. 16.
- 82 Vgl. Al-Djabha 6/7, 1970, S. 3. Siehe dazu auch Gerrit Hoekmann: Zwischen Ölzweig und Kalaschnikow. Geschichte und Politik der palästinensischen Linken, Münster 1999, S. 118.
- 83 Aus dem „Entwurf zu einer demokratischen Lösung der Palästinafrage“ (wie Anm. 80), S. 4.
- 84 Gespräch mit Köster-Loßack.
- 85 Begründet wird dies unter Bezugnahme auf Lenin damit, dass das übergeordnete Ziel proletarischer Internationalismus sei. Vgl. Zum 100. Geburtstag von W. I. Lenin (wie Anm. 79), S. 6f. Nayef Hawatmeh vertrat die Zielsetzung auch in einem anderen Kontext. Vgl. Achcar: Araber, S. 217 (wie Anm. 53).
- 86 FPDLP-ISRACA-Resolution, in: Al-Djabha 5, 1970, S. 13, Vgl. Hoekmann: Ölzweig (wie Anm. 82), S. 119.
- 87 Noth: Studentenbewegung (wie Anm. 32), S. 41. Ähnlich äußerte sich Noth im Gespräch. Der Ausspruch wird primär mit Gamal Abdel Nasser verbunden, der von 1952 bis 1954 Ministerpräsident und von 1954 bis 1970 Staatspräsident von Ägypten war. Wahrscheinlich führte Nasser den Satz jedoch an, um darzustellen, was von arabischer Seite gerade nicht angestrebt wurde. Nicht Israel, sondern Großbritannien benannte Nasser demnach als Hauptfeind. Vgl. Achcar: Araber (wie Anm. 53), S. 186–191.
- 88 Achcar: Araber (wie Anm. 53), S. 217.
- 89 In der achten Al-Djabha-Ausgabe von 1970 wurden Dokumente der Matzpen veröffentlicht. Ein Dokument der Rakah wurde mit dem Verweis publiziert, dass dies trotz Unstimmigkeiten zwischen ihr und der FPDLP geschehe. Vgl. Redaktion: Vorwort zu „Die Verhältnisse in Israel vor dem Junikrieg“, in: Al-Djabha 3/4, 1969, S. 18.
- 90 Gespräch mit Noth; vgl. Gespräch mit Schluchter.
- 91 Gespräch mit Noth.
- 92 Ebd.
- 93 Gespräch mit Noth. Schluchter betonte, eine mögliche jüdische Herkunft sei ihm unwichtig gewesen. Gespräch mit Schluchter. Ezzeldin äußerte sich ähnlich: Es sei primär um die politische Auseinandersetzung gegangen. Gespräch mit Ezzeldin.
- 94 Gespräch mit Noth.
- 95 Noth: Studentenbewegung (wie Anm. 32), S. 41.
- 96 Vgl. Solidaritätsadresse der FPDLP, in: Die Front 2, 1972, S. 48. Joscha Schmierer scheint Odeh zu paraphrasieren, wenn er schreibt: „Wer gegen den israelischen Krieg nicht seinen Protest erhebe, mache sich zum zweiten Mal schuldig“, Schmierer: Zauber (wie Anm. 18), S. 120.
- 97 Die Front 2, 1972, S. 25f.

- 98 Editorial, in: Al-Djabha 6/7, 1970, S. 2.
- 99 Erklärung des SDS Heidelberg und des Palästinakomitees Aachen, Frankfurt, Heidelberg zum Aufenthalt des belgischen Nazi Degrelle in der VAR, in: Al-Djabha, 5, 1970, S. 19.
- 100 Brandt-Besuch in Israel: Eine Provokation gegen die Rechte des palästinensischen Volkes! Am 4.6.1973, hg. von SPKH, KHG (NRF), Gesellschaft zur Unterstützung der Volkskämpfe, in: UAH, FB 83.
- 101 Vgl. auch Artikel ohne Titel, in: Al-Djabha 1, 1969, S. 1; Hoekmann: Ölzweig (wie Anm. 82) S. 118f.
- 102 Interview mit Nayef Hawatmeh von N. Saleh (wie Anm. 77), S. 5.
- 103 Ebd. Die FPDLP stütze sich auf Lenin, der keine „künstlich geschaffene Massenerregung“, sondern eine „politisch bewußte Massenagitation“ befürwortet habe, vgl. FPDLP-Erklärung zu den Flugzeugattentaten, in: Al-Djabha 6/7, 1970, S. 41.
- 104 Vgl. Militärkommuniqué der FPDLP. Kommando-Aktion Ho-Tschi-Minh, in: Al-Djabha 1, 1969, S. 4; Che Guevara-Kommando-Aktion, in: Al-Djabha 5, 1970, S. 3–4; Die Gaza-Kommando-Aktion der FPDLP, in: Al-Djabha 6/7, 1970, S. 15; W. I. Lenin-Kommando-Aktion der FPDLP, 20.4.1970, in: Al-Djabha 8, 1970, S. 4.
- 105 Vgl. Gaza-Kommando-Aktion (wie Anm. 104), S. 15.
- 106 Vgl. Militärkommuniqué, S. 4; Che Guevara-Kommando-Aktion, S. 3f.; Gaza-Kommando-Aktion, S. 15; W. I. Lenin-Kommando-Aktion, S. 4 (alle Angaben wie Anm. 104).
- 107 Ein Bericht nennt „mehrere Tote und Verletzte“, im Anhang wird berichtet, bei einer anderen Aktion seien „40 feindliche Soldaten [...] getötet oder verwundet“ worden. Vgl. Gaza-Kommando-Aktion (wie Anm. 104), S. 15.
- 108 Vgl. Militärkommuniqué (wie Anm. 104), S. 4.
- 109 „Mir war klar, dass es so friedlich gar nicht abläuft“, Gespräch mit Schluchter.
- 110 Gespräch mit Schluchter. Ein „Palästina-Blatt“ berichtet, die FPDLP setze sich für die Einrichtung von Gewerkschaften, Jugendverbänden und Frauenorganisationen für PalästinenserInnen und JordanierInnen ein. Vgl. Palästina-Blatt, hg. von SPKH u. ASTA in Zusammenarbeit mit der GUPS, HD, verantw. Jochen Noth, c/o ASTA, in: UAH SZ 59, siehe dazu auch Hoekmann: Ölzweig (wie Anm. 82), S. 119.
- 111 Gespräch mit Schluchter.
- 112 Gespräch mit Ezzeldin. Siehe dazu auch Schmierer: Zauber (wie Anm. 18), S. 116.
- 113 Gespräch mit Schluchter. Weiterhin sagte er: „Das ging nicht irgendwie einfach gegen Juden oder so.“
- 114 Editorial (wie Anm. 98), S. 3.
- 115 Vgl. Rassismus als imperialistisches Propagandainstrument. Die antiarabische Hetze in der BRD, in: Al-Djabha 6/7, 1970, S. 42.
- 116 Vgl. Aly: Kampf (wie Anm. 37), S. 166. Siehe dazu auch Wolfgang Kraushaar: „Wann endlich beginnt bei Euch der Kampf gegen die heilige Kuh Israel?“ München 1970: über die antisemitischen Wurzeln des deutschen Terrorismus, Hamburg 2013, S. 37–81, 811.
- 117 Vgl. Rassismus (wie Anm. 115), S. 42.
- 118 Vgl. Kraushaar: Kampf (wie Anm. 116), S. 173–182, 818.
- 119 FPDLP-Erklärung (wie Anm. 103), S. 40.
- 120 Vgl. Rassismus (wie Anm. 115), S. 42.
- 121 Ebd., S. 42f.
- 122 Ebd., S. 42.
- 123 Ebd.
- 124 Ebd., S. 43.
- 125 Siehe dazu Markus A. Weingardt: Deutsche Israel- und Nahostpolitik. Die Geschichte einer Gratwanderung seit 1949, Frankfurt am Main 2002, S. 212–214.
- 126 Zum Brandanschlag vgl. Kraushaar: Kampf (wie Anm. 116), S. 86–149, 813. Zur Begründung des SDS in Frankfurt am Main vgl. Aly: Kampf (wie Anm. 37), S. 166.
- 127 Editorial (wie Anm. 98), S. 1f.
- 128 Vgl. Kraushaar: Kampf (wie Anm. 116), S. 684–689.
- 129 Editorial (wie Anm. 98), S. 1.
- 130 Ebd., S. 2. Ähnlich wurde dies in einem Aufruf des SDS zur Demonstration formuliert. Aufruf zur Palästina-Demonstration am Montag, in: Rote Kommentare 20.09.1970, hg. vom SDS.
- 131 Vgl. Editorial (wie Anm. 98), S. 3.

- 132 Vgl. Schroth: Imperialismus (wie Anm. 7), S. 28. Das ISRAACA stand der Matzpen nahe.
- 133 Editorial (wie Anm. 98), S. 4.
- 134 Vgl. Schroth: Imperialismus (wie Anm. 7), S. 29.
- 135 Editorial – Weg mit dem Verbot von GUPS und GUPA – Nieder mit den imperialistischen Interpretationen, in: Die Front 2, 1972, S. 2. Für ausführliche Informationen zum Attentat siehe Matthias Dahlke: Demokratischer Staat und transnationaler Terrorismus. Drei Wege zur Unnachgiebigkeit in Westeuropa 1972–1975, München 2011, S. 57–70.
- 136 Editorial – Weg mit dem Verbot von GUPS und GUPA (wie Anm. 135), S. 2.
- 137 Solidaritätsadresse (wie Anm. 96), S. 48. Auch im Gespräch zeichnete Schluchter eine an strategischen Gesichtspunkten gemessene Bewertung nach, als er sagte, das Attentat sei „das Kontraproduktivste [...], was man machen kann“ gewesen. Gespräch mit Schluchter.
- 138 Vgl. Editorial – Weg mit dem Verbot von GUPS und GUPA (wie Anm. 135), S. 3; Die Front Sondernummer. Weg mit dem Verbot von GUPS und GUPA!, hg. v. SPKH, in: UAH SZ 70. Hierzu passt die heutige Einschätzung Braunbehrens', er und andere Mitglieder der Kommunistischen Hochschulgruppe hätten wenig mit Israel mitgelitten. „Die Bereitschaft so was zu akzeptieren war schon ziemlich groß“, Gespräch mit Braunbehrens.
- 139 Ahmed Ezzeldin war Mitte September in Westberlin und durfte seiner Erinnerung nach zwei bis drei Wochen nicht wieder nach Westdeutschland einreisen, was der SPKH kritisierte, Gespräch mit Ezzeldin. Vgl. Weitere Entrechtung der Ausländer – der Anschlag von München ist ein Vorwand, hg. vom SPKH am 14.9.1972, in: UAH, FB 14.1. Zu den bundespolitischen Maßnahmen infolge des Anschlags bei den Olympischen Spielen siehe Dahlke: Terrorismus (wie Anm. 135), S. 87–97.
- 140 Siehe dazu Dahlke: Terrorismus (wie Anm. 135), S. 93, 97.
- 141 Die Front Sondernummer (wie Anm. 138), S. 1.
- 142 Ebd. An anderer Stelle wird von „zionistische[r] Interpretation“ gesprochen. Vgl. Editorial – Weg mit dem Verbot von GUPS und GUPA (wie Anm. 135), S. 2.
- 143 Ebd., S. 3.
- 144 Die Front Sondernummer (wie Anm. 138), S. 1.
- 145 Die deutsch-israelischen Beziehungen hatten sich stark verschlechtert, nachdem deutsche Behörden drei Terroristen des Attentats bei den Olympischen Spielen freigelassen hatten, da diese sie mit der Entführung eines Flugzeugs in Zagreb unter Druck setzten. Vgl. Weingardt: Israelpolitik (wie Anm. 125), S. 223f.
- 146 Aufruf, in: Die Front 2, 1973, S. 4.
- 147 Ebd.
- 148 Ebd.
- 149 Israel sei „ohne imperialistische Kapitalspritzen nicht lebensfähig“, ein „Wachhund dieser [imperialistischen] Interessen“, rassistisch und das „brutalste und blutigste Unterdrückungsinstrument gegen die arabischen Völker“. Brandt-Besuch (wie Anm. 100).
- 150 Ebd.
- 151 Ebd. Die Darstellung übergeht, dass für viele jüdische Menschen Palästina den letztmöglichen Fluchtort darstellte. Vgl. Stein: Antisemitismus (wie Anm. 4), S. 33.
- 152 Erich Fried: Gedichte für Al-Djabha. Höre Israel 1971, in: Al-Djabha 11, 1971, S. 44. Fried emigrierte 1938 nach dem Einmarsch der Deutschen in Wien nach Großbritannien. Einige seiner Gedichte vermitteln, dass er sich des Antisemitismus-Vorwurfes gegen ihn bewusst war. Vgl. Axel Dunker: Deutschland, der Holocaust, Israel und die Palästinenser. Ein fehlendes Thema in der deutschen Gegenwartsliteratur?, S. 138.
- 153 Gespräch mit Mumm.
- 154 Er beziehe damit Stellung gegen Wolfgang Kraushaars These. Gespräch mit Braunbehrens.
- 155 Stein: Antisemitismus (wie Anm. 4), S. 33–39; Schmidt: „Judenknax“ (wie Anm. 4), S. 13–18.
- 156 Stein argumentiert, diese Vorwürfe wurzelten in alten antijüdischen Vorurteilen, Stein: Antisemitismus (wie Anm. 4), S. 35f.; Schmidt: „Judenknax“ (wie Anm. 4), S. 18.
- 157 Einmal wird Israel z.B. mit dem Apartheidstaat verglichen. Vgl. Anm. 115. Schmidt und Stein sehen darin auch ein antisemitisches Argumentationsmuster, vgl. Schmidt: „Judenknax“ (wie Anm. 4), S. 18, Stein: Antisemitismus (wie Anm. 4), S. 34.
- 158 Stein: Antisemitismus (wie Anm. 4), S. 35.
- 159 Ebd., S. 34; Schmidt: „Judenknax“ (wie Anm. 4), S. 17.

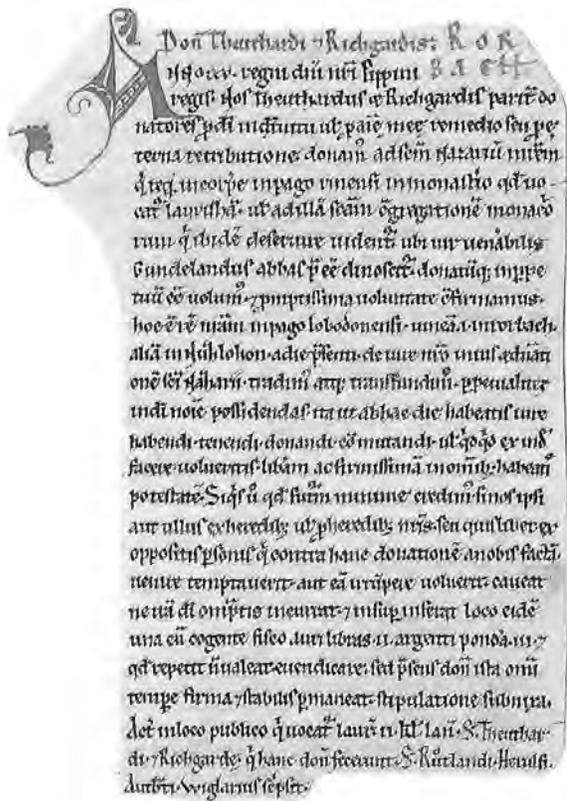
- 160 So meint Braunbehrens weiter: „[...] wir haben das auf einer sehr kalten politischen Ebene diskutiert“, Gespräch mit Braunbehrens. Vgl. Gespräch mit Köster-Loßack.
- 161 Vgl. Peter Ullrich: Die Linke, Israel und Palästina. Nahostdiskurse in Großbritannien und Deutschland, Berlin 2008, S. 90; Stein: Antisemitismus (wie Anm. 4), S. 93.
- 162 Gespräch mit Braunbehrens.
- 163 Für Angelika Köster-Loßack scheint die Absprache der Existenzberechtigung Israels ein entscheidender Hinweis auf Antisemitismus zu sein, Gespräch mit Köster-Loßack. Ähnlich sieht das Stein: Antisemitismus, S. 37.
- 164 Stein: Antisemitismus (wie Anm. 4), S. 37.
- 165 Vgl. Schmidt: „Judenknax“ (wie Anm. 4), S. 17; Stein: Antisemitismus (wie Anm. 4), S. 35f. Schluchter betont dementsprechend „Staat ist Staat und das andere ist das andere“, Gespräch mit Schluchter.
- 166 Vgl. Stein: Antisemitismus (wie Anm. 4), S. 35; Schmidt: „Judenknax“ (wie Anm. 4), S. 17. Köster-Loßack zufolge seien nach dem Sechstagekrieg Weltjudentum und Israel synonym verwendet worden. Gespräch mit Köster-Loßack.
- 167 Vgl. Schmidt: „Judenknax“ (wie Anm. 4), S. 13.
- 168 Gespräch mit Köster-Loßack.
- 169 Siehe z.B. Der israelische Kriegshaushalt 70/71, in: Al-Djabha 6/7, 1970, S. 23f. Zur politischen Lage in Israel, in: Al-Djabha 10, 1971, S. 23–28; Wolf Schluchter, Claus Koch: Die wirtschaftliche Entwicklung in Israel, in: Al-Djabha 11, 1971, S. 27–31.
- 170 Vogt zählt elf weitere Komitees neben dem SPKH auf. Vogt: Israel-Kritik (wie Anm. 52), S. 80f.
- 171 Ebd. S. 80; Kloke: Israel und die deutsche Linke (wie Anm. 13), S. 139–141.
- 172 Vgl. Kloke: Israel und die deutsche Linke (wie Anm. 13), S. 138f.
- 173 Eine Ausgabe geht z.B. hauptsächlich auf die „Entwicklung in Südarabien und am Golf“ ein, die bisher vernachlässigt worden sei. Editorial, Die Front 2, 1973, S. 2.
- 174 Ein Ansatzpunkt könnte die These Klokes sein, dass infolge der Flugzeugentführung nach Entebbe 1976 der Schock über antisemitische Gewalt „das Ende des antizionistischen Meinungsmonopols in der Linken ankündigte“, Kloke: Alptraum (wie Anm. 4), S. 160.

# Chronik eines Festjahres

## 1250 Jahre Rohrbach

Wenn Rohrbach, wie viele andere Orte in der Kurpfalz in diesen Jahren, seine 1250-Jahrfeier begehen konnte, so ist dies auf die erste Erwähnung Rohrbachs in einer Urkunde des Klosters Lorsch zurückzuführen, datiert auf den 30. Dezember 766, in der festgehalten wird, dass das Ehepaar Theuthardus und Richgardis seinen Besitz im Lobdengau, nämlich je einen Weinberg in Rohrbach und Nußloch, dem Kloster schenkte. Diese Schenkung erfolge „auf göttliche Eingebung, zu unserem Seelenheil und um der Wiedervergeltung in der Ewigkeit willen“.<sup>1</sup>

Diese Urkunde ist aber nicht zufällig entstanden, sondern aufgrund eines politischen Ereignisses. Um 750 n. Chr. ereignete sich im fränkisch-merowingischen Königshaus ein folgenschwerer Staatsstreich: der oberste Hofbeamte Pippin setzte den amtierenden König Childerich III. ab und ließ sich unter Mithilfe des Papstes selbst zum König krönen. In der Folge versuchte der neue karolingische König, immer mehr politische und wirtschaftliche Macht in seine Hand zu bekommen. Ein wichtiges Mittel dafür war die Gründung von Klöstern, die als „Reichsklöster“ direkt dem König unterstanden und nur nach außen hin geistliche Orte waren. In Wirklichkeit kam ihnen die Funktion heutiger Banken zu: wer reich genug war, konnte dort sein Vermögen anlegen. Das geschah in Form von „Schenkungen“ von Ländereien „zum eigenen Seelenheil“, d.h. mit Aussicht auf virtuelle „Wiedervergeltung“ im Jenseits. Die Klöster konnten diese Ländereien dann als Darlehen (=„Lehen“) zur



Urkundentext CL 689 mit der Ersterwähnung Rohrbachs am 30.12.766 (Heimatemuseum Rohrbach)

wirtschaftlichen Nutzung wieder ausleihen und dafür Zinsen (=„den Zehnten“) einnehmen. Durch den religiösen Aspekt dieser Vorgänge wurde deren weltliche Funktion verschleiert, dass nämlich der König und dessen Verwaltung durch diese Klöster nach und nach immer mehr Macht und Einfluss bis hinein in die Gauen und Dörfer des Frankenreichs entfalten konnte.

Das Kloster Lorsch wurde 764 auf Initiative des Bischofs Chrodegang von Metz, einem Neffen des Königs Pippin, gegründet und wurde in den folgenden Jahren mit Schenkungen geradezu überschüttet. In den ersten fünfundzwanzig Jahren nach



Bunte Wimpel als Festschmuck über Rohrbachs Straßen (Foto: Privat)

der Klostergründung sind ca. 2 000 Schenkungen aus dem Umkreis von weit über 100 km im Lorscher Urkundenbuch verzeichnet.<sup>2</sup> Darunter sind einzelne Grundstücke, aber auch Gehöfte bis hin zu ganzen Weilern und Dörfern. Das bedeutete eine erhebliche Eigentumsverschiebung zugunsten des Klosters und zu Lasten der freien Bauern in den Dörfern.

Genau so ein Vorgang der Eigentumsverschiebung ist es auch, der Rohrbach vor 1250 Jahren zum ersten Mal geschichtlich sichtbar werden lässt: das Ehepaar Theuthard und Richgardis, die sicher nicht in Rohrbach ansässig waren, schenkte dem Kloster Lorsch zwei Weinberge, einen in Rohrbach, den anderen in Nußloch. Dass sie keine Rohrbacher waren, geht aus dem Schenkungstext selbst hervor, denn sie bezeichnen diese beiden Weinberge als „rem nostram in pago lobodonensi“ (d.h. „unser Eigentum im Ladenburger Gau“). Dabei

handelte es sich wohl um zwei Grundstücke aus Streubesitz fernab ihres Wohnsitzes, die zu bewirtschaften sich ohnehin kaum lohnte, auf die man aber hier „auf göttliche Eingebung“ hin verzichten und sie mit großer Geste „zu unserer Seelenheile und um der Wiedervergeltung in der Ewigkeit willen“ dem Kloster überlassen konnte.

So weit der historische Hintergrund, den es nun im Jahr 2016 anlässlich seines 1250. Jubiläums gebührend zu feiern galt. Dazu wurde unter der Federführung des Stadtteilvereins schon im Herbst 2013 ein Koordinierungsausschuss gebildet, der alle nötigen Vorbereitungen planen und umsetzen sollte. Man einigte sich auf das Grundkonzept, ein zentrales Festwochenende im Sommer zu veranstalten, eingebaut in ein Jahres-Rahmenprogramm mit vielen einzelnen kleineren Veranstaltungen.



1250 Jahre Rohrbach, Jubiläums-sonderbriefmarke mit Sonderstempel (Foto: Privat)

Den Reigen dieses Jahresprogramms eröffnete die Silvesternacht 2015, die rund ums Alte Rohrbacher Rathaus als Jubiläumsstart gefeiert wurde. Weiter ging es im Januar mit einem Konzert „Mundart Grooves“ der Gruppe „Töpelkings“ (Erwin Ditzner, Michael Herzer und Arnim Töpel) im Saal des Roten Ochsen und mit der mittlerweile 15. Ausgabe der Musikreihe „Licht in der Dunkelheit“ in der Melanchthonkirche. Diesmal sangen die Koloratursopranistin Ewa Olszewska und der Altus Jan-nik Pohlmann. Die schon 2015 begonnene Veranstaltungsreihe „Flucht hat viele Gesichter“ wurde im Jubiläumsjahr mit drei Veranstaltungen fortgesetzt. Besonders beeindruckte am 21. Januar die Familie Berisha, die 2002 Schlagzeilen machte, als sie sich durch ihr 282 Tage langes Kirchenasyl in Rohrbach erfolgreich gegen ihre Abschiebung zur Wehr setzte. Der Februar wurde eröffnet mit einem Vortrag des HGV-Vorstandsmitglieds Hansjoachim Räther, der aus seinem neu erschienenen Buch über die Heidelberger Straßennamen speziell die Rohrbacher Straßen vorstellte. Am 20. Februar waren die drei Damen vom „Weiberkram“ (Anne Kloos, Dörte Pommerien und Gunilla Weber) mit einem neuen Programm im Rohrbacher Rathaus zu hören. Am 5. März wurde das neue Wohngebiet „Quartier am Turm“ und dessen Entstehung aus der ehemaligen Fuchs-Waggonfabrik mit einer Fotoausstellung von Hans-Jürgen Fuchs und Uwe Bellm vorgestellt, musikalisch umrahmt vom „Quartiersorchester“. Auch das Rohrbacher Heimatmuseum bekam seine eigene Jubiläumsausstellung. Die Heidelberger Volksbank, die seit 50 Jahren eine Zweigstelle in Rohrbach betreibt, präsentierte in diesen Räumen vom 14. bis 22. März Exponate des Heimatmuseums, das seinerseits auf eine 45-jährige Geschichte zurückblickte. Am 19. März feierte der Spielmannszug Rohrbach sein 60-jähriges Bestehen mit einem musikalischen Festprogramm in der Eichendorffhalle. Der ehemals großen jüdischen Gemeinde Rohrbachs wurde am 10. April durch eine Führung „Jüdisches Leben in Rohrbach“ mit Punker- und HGV-Vorstandsmitglied Claudia Rink gedacht. Zu einem „Tag der offenen Kellertür“ luden die Rohrbacher Winzer, der Obst-, Garten- und Weinbauverein Rohrbach und das Heimatmuseum am 9. April. Dabei gab es Weinproben, Kellerführungen und interessante Einblicke in zum Teil über 500 Jahre alte Kellergewölbe.

Für alle sichtbar wurde die Feststimmung, als am 28. April über den Straßen von Alt-Rohrbach bunte Wimpel als Festschmuck aufgehängt wurden.

Am 23. April führte ein „artwalk“ in die Ateliers einiger bekannter Rohrbacher Künstler. In den Ateliers von Arvid Boeker und Grete Werner-Wesner gab es Einführungen in das Werk der Künstler und Gelegenheit zu Gesprächen. Der junge Naturfotograf Sebastian Faus zeigte am 24. April eine Auswahl seiner ungewöhnlichen Tier- und Pflanzenfotos. Dazu eingeladen hatte der Obst-, Garten- und Weinbauverein (OGWV). Das alljährliche „Wanderkino“ auf der Bolzplatz-Wiese an der Sickingenstraße zeigte am 6. Mai nicht nur alte Stummfilme mit Live-Musik-Begleitung, sondern zum Jubiläum auch eine große Show alter Rohrbach-Fotos, zusammengestellt von Franz Maucher und Günther Keppner vom Verein „der punker e.V.“. Am 8. Mai zeigte Stefan Ewich im Rathaussaal seine Acrylgemälde, darunter auch den Entwurf einer Briefmarke, die diverse markante Gebäude Rohrbachs zeigt und zum Jubiläum offiziell herausgegeben wurde.

Am 8. Juni wurde in der Eichendorff-Buchhandlung die neue „Tabellarische Chronik von Rohrbach“ präsentiert, in der Ludwig Schmidt-Herb auf 330 großformatigen Seiten die gesamte Geschichte Rohrbachs umfassend darstellt. Auch das 15. Stadtteilfrühstück“ des „punker“-Vereins stand im Zeichen des Jubiläums und verbreitete am 19. Juni mit „Casa del Sol“ lateinamerikanisches Lebensgefühl. Damit war das erste Juliwochenende erreicht, an dem nun in drei Tagen die eigentlichen Jubiläums-Festlichkeiten stattfinden sollten. Den Auftakt bildete am Freitagabend, dem 1. Juli, der hoch-offizielle „Festakt“, an dem in der feierlich geschmückten Eichendorffhalle vor zahlreichen geladenen Gästen und der Rohrbacher Bevölkerung vom 1. Vorsitzenden des Stadtteilvereins, Hans-Jürgen Fuchs, das Jubiläumsfest feierlich eröffnet wurde. Dabei wurde der Öffentlichkeit auch die Festschrift übergeben, in der auf 167 Seiten nicht nur Einblicke in Rohrbachs Geschichte gegeben, sondern auch die Rohrbacher Vereine in Wort und Bild präsentiert werden. Abschließender Höhepunkt des Abends war das gemeinsame Singen des Badner-Liedes mit zwei eigenen Rohrbach-Strophen: „In Rohrbach gibt's den Kühlen Grund / Und auch den guten Wein. / Wir feiern gerne manche Stund./ Ein Leben lang möcht' ich hier sein. // Jetzt sind's zwölf-hundert-fuffzich Johr, / Dass unser Rohrbach steht. / Da wünschen wir uns alle sehr / Dass's grad so weiter geht.“



Buntes Treiben im Festdorf (Foto: Privat)

Am Samstag, dem 2. Juli ab 17 Uhr wurde dann in der Rathausstraße, im Garten des Schlösschens und im Schulhof der Eichendorffschule das „Festdorf“ eröffnet, in dem sich die Rohrbacher zwei Tage lang mit ca. 40 Ständen von Vereinen und Institutionen selbst vorstellten, begleitet von Livemusik auf einer großen Bühne und einem Kinder-Kettenkarussell beim Anfang der Winzerstraße.

Ab 18 Uhr präsentierten sich dann die Rohrbacher Chöre bei einem gemeinsamen Konzert „Aus Rohrbach wird Chorbach“ in der Eichendorffhalle. Der Festsonntag, 3. Juli, begann mit einem gemeinsamen ökumenischen Gottesdienst in der Ei-

chendorffhalle. Den absoluten Höhepunkt des Festes bildete endlich der große Festumzug am Sonntag mit ca. 1100 Teilnehmern in 52 Motivwagen und -gruppen. Er startete um 14 Uhr beim Nahversorgungszentrum (REWE), zog durch den „Hasenleiser“, überquerte die B 3 und erreichte über die Leimer- und Rathausstraße das Rohrbacher Festdorf. Etwa 10.000 begeisterte Gäste säumten dabei die Straßen. Am Abend klang das Fest aus mit einem bunten Abend „1250 Jahre rorcultur“, bei dem unter der Moderation des Rohrbacher Kult-Entertainers „MaxNix“ (Thomas Nigl) zahlreiche Künstler aus eigenen Rohrbacher Reihen, aber auch Gäste von Auswärts einen bunten Mix von schönen Melodien, artistischen Kunststücken und virtuosen Darbietungen präsentierten.

Nach einer Feier-Pause im Sommer wurde im Oktober der Reigen der Jubiläums-Veranstaltungen mit einem Flamenco-Abend des Gitarren-Duos „Café del Mundo“ im Saal des Roten Ochsen fortgesetzt. Am 22. Oktober zeigten dann die POPCHORNS der Rohrbacher Sängereinheit in der Eichendorffhalle ihr Können. In einer Ausstellung „Feld, Wald und Reben“ dokumentierte am 16. Oktober der OGWW mit Fotos aus dem Archiv von Thomas Trabold den Wandel der Rohrbacher Landwirtschaft in den letzten 50 Jahren. Ebenfalls in der Eichendorffhalle brachten am 23. Oktober die beiden Sportvereine TSG und TBR in einem abwechslungsreichen Showprogramm ihr Können auf die Bühne. Am 5. November luden Rohrbacher Haupt- und Nebenerwerbsswinzer des OGWW zu einer „Festlichen Weinprobe“ in die Eichendorffhalle. Am 9. November, dem Gedenktag zur Reichspogromnacht, wurde am Synagogen-Gedenkstein beim Rathaus und in der Thorax-Klinik des jüdischen Arztes Albert Fraenkel gedacht, der 1933 als Ärztlicher Leiter des damaligen Lungen-Krankenhauses entlassen wurde. Außerdem veranstaltete die Thoraxklinik im Jubiläumsjahr insgesamt 6 Führungen durch das Schlösschen und das Tuberkulosemuseum. Das Jubiläumsjahr klang nach fast 40 Jubiläums-Veranstaltungen aus mit einer großen Fotoausstellung „Bilder – Geschichten“, in der Hans-Jürgen Fuchs in den Räumen des Rohrbacher Rathauses seine Fotos aus 20 Jahren Leben in Rohrbach zeigte.

All die Ereignisse und Veranstaltungen dieses ereignisreichen Jubiläumsjahres sind dokumentiert in der Festschrift „ror – 1250 Jahre Rohrbach – 766–2016“, dem dazu gehörenden Fotoband „1250 Jahre Rohrbach – Die Bilder“ und einer DVD „1250 Jahre Rohrbach – Der Festzug – 3. Juli 2016“, alle herausgegeben vom Stadtteilverein Rohrbach und erhältlich im Heimatmuseum Rohrbach, Rathausstraße 76 (geöffnet jeden 1. Sonntag im Monat von 14-16 Uhr). Dort ist auch die „Tabellarische Chronik von Rohrbach“ zu bekommen.

## Anmerkungen

- 1 Lorsche Codex. Deutsch. Urkundenbuch der ehemaligen Fürstabtei Lorsch. Nach dem lateinischen Text der Urschrift, wiedergegeben von Lamey (1786–1770) und Glöckner (1929–1936), ins Deutsche übertragen von Karl Josef Minst, Lorsch 1966, 2. Aufl. 1974. Bd. II, S. 291 (Urkunden werden hier zitiert mit CL (Codex Laureshamensis) und Nr., hier CL 789); Adolf Trautwein: Rohrbach bei Heidelberg einst und jetzt, 1914, S. 26f gibt den lateinischen Text gekürzt und fehlerhaft wieder, Karl-Heinz Frauenfeld: Rohrbach im Wandel der Zeit, 1965, S. 9 und 1981, S. 11 bringt ihn vollständig als Faksimile, jedoch ohne Transskription.
- 2 Lorsche Codex, I, S. 30

# Rezensionen

**Carmen und Volker Oesterreich (Hgg.): 100 Heidelberger Meisterwerke,** Verlag Regionalkultur in Zusammenarbeit mit der Rhein-Neckar-Zeitung, Heidelberg u.a. 2017, 112 S., 17,90 Euro

Mitarbeiter und Redakteure der Rhein-Neckar-Zeitung sowie 26 Gastautoren haben im Wochenendmagazin der RNZ je ein Objekt ihrer Wahl zum Heidelberger Meisterwerk erklärt. Neugierig erwartend konnte man zwei Jahre lang jeden Samstag nachlesen, wie sehr verschiedene Autoren ihr persönliches Meisterwerk vorstellten. Diese 100 Meisterwerke sind nun in einem sehr schön gestalteten querformatigen Buch erneut veröffentlicht worden. Die chronologisch geordneten Objekte, die auf je einer Seite im Buch ihren Platz gefunden haben, nur zwei Beiträge bekamen berechtigterweise eine Doppelseite zugestanden, spannen einen kulturgeschichtlichen Bogen vom Homo heidelbergensis bis zum „Mut zur Wut“ Plakat „Ego“ von 2014. Die Beiträge erläutern in knapper Form die Kernaussage des jeweiligen Meisterwerks oder sie erklären, warum sie vom Autor als solches angesehen werden. Es sind gut recherchierte, verständlich und ansprechend geschriebene Aufsätze, inhaltsreich und mit einem, manchmal zwei, aussagekräftigen, meist farbigen Bildern illustriert.

Der Begriff Meisterwerk ist sehr weit gefasst. Eine unglaubliche Vielfalt an verschiedensten Themen ist hier zusammengetragen worden, man ist immer wieder erstaunt, welche Schätze in Heidelberg vorhanden sind. Dazu gehören Werke der Architektur genauso wie solche der bildenden Kunst: Gemälde, Plastiken, Reliefs, Fotografien; aber auch Werke, die zu großer Literatur zählen, wie Hölderlins Ode „Heidelberg“ (S. 40), die wohl schönste Liebeserklärung, die einer Stadt je gemacht wurde, oder Goethes Gedicht „Gingo Biloba“ aus dem West-östlichen Divan (S. 45), aber auch die „Fromme Helene“ von Wilhelm Busch (S. 58) darf sich zu den Meisterwerken zählen. Wichtige Schrift- und bedeutende Musikstücke wie die Papstbulle von 1387 (S. 18), Schumanns Abegg-Variationen von 1830 (S. 51) oder Fortners „Bluthochzeit“ (S. 80) gehören genauso dazu wie die Heidelberg Schmonzette „The Student Prince“ (S. 71). Manche Beiträge erinnern an berühmte Heidelberger Persönlichkeiten wie Friedrich Ebert (S. 73), andere an berühmte Erfindungen wie den Bunsenbrenner (S. 56) oder den Wankelmotor (S. 72). Bei einigen stellt sich allerdings die Frage, ob sie überhaupt Meisterwerke sind, wie der Unterkiefer des Homo heidelbergensis (S. 9) oder die Perkeofigur (S. 35), andere wiederum haben als Sammlerstück Eingang ins Museum gefunden, so die Titanic-Zigarettendose (S. 67), die von einem Überlebenden stammen soll und sich im Verpackungsmuseum befindet, und der „Chopin-Flügel“ (S. 52), auf dem Chopin „nicht 100-prozentig sicher, aber sehr wahrscheinlich“ gespielt hat und der im Kurpfälzische Museum steht. Alle aber waren sie oder sind sie aufs Engste mit dieser Stadt verbunden.

Die Meisterwerke befinden sich teils im öffentlichen Raum und werden manchmal gar nicht mehr als Kunstwerke wahrgenommen, da sie selbstverständlicher Teil ihrer Umgebung geworden sind. Andere findet man in Heidelberger Museen, Kirchen, Bibliotheken und Archiven, aber manchmal auch in privaten Räumen und gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt oder einsehbar.

Neben vielen alten Bekannten wie dem Merianstich, der Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“, dem Heidelberger Schloss, der Jesuitenkirche finden sich auch weniger bekannte, aber großartige Werke der Kunstgeschichte, wie die „Rückblickende“ (S. 69), die zu den frühesten Werken Wilhelm Lehmbrucks gehört und sich heute im Kurpfälzischen Museum befindet oder der Bildteppich „Le Cirque I“ von Marc Chagall im Textilmuseum (S. 84). Zu den nicht jederzeit öffentlich zugänglichen Kunstwerken gehören z.B. die „schwarze Marilyn“ von Andy Warhol (S. 85), die als „Schutzheilige“ über Klaus Staecks Schreibtisch hängt, oder das Porträt des Dr. Johann Ph. Buss, das im Arbeitszimmer von Michael Buselmeier seinen Platz gefunden hat;

zeitlebens hat der Vater des Schriftstellers – er nämlich ist der Porträtierte – seinen Sohn abweisend behandelt, nun aber ist er „doch noch zu mir gekommen“, wie Buselmeier schreibt, „aber wie im Leben schaut er weiterhin an mir vorbei“.

Nicht alle Beiträge enthalten solch stark persönliche Aussagen, aber gerade die persönliche Auswahl der Meisterwerke macht den besonderen Reiz des Buches aus, erst dadurch unterscheidet es sich von einem der üblichen Kataloge oder Reiseführer, in denen Heidelbergs Schätze aufgeführt werden. Und selbst wenn die Zuordnung eines Objekts als Meisterwerk den Widerspruch herausfordert, macht es gerade deswegen neugierig, eben dieses Objekt näher zu betrachten.

Claudia Rink

**Horst Eichler: Heidelberg. Lernlandschaft Südliche Gaisbergscholle.** Landschaftsökologischer Wegbegleiter und Führer durch eine alte Kulturlandschaft, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2017, 180 S., 14,90 Euro

Wenn die Heidelberger Bürger Ruhe und Entspannung in der Natur erleben wollen, suchen sie meist die Berge und den Wald nördlich und südlich des Neckars auf. Aber wandern sie dann in einer Naturlandschaft? Diese Illusion nimmt uns Horst Eichler – als Geograph und Naturschützer ausgewiesener Kenner der Materie – und definiert die Unterschiede zwischen Urlandschaft, Naturlandschaft, Kulturlandschaft und Raublandschaft (S. 14). Als Beispiel einer Kulturlandschaft, die in den letzten zwei Jahrtausenden vom Menschen gestaltet wurde, stellt er die „Südliche Gaisbergscholle“ vor – zwischen Steigerweg im Norden und der Heidelberger Gemarkungsgrenze im Süden. Dieses etwa 6,5 km<sup>2</sup> große Gebiet zeichnet sich nach Meinung des Autors durch eine ungewöhnliche Vielzahl geologischer, ökologischer und siedlungsgeschichtlicher Phänomene aus, die er an 30 Stationen („Lernorte“ genannt) beschreibt.

Da sich ein ursprünglich geplanter Geopark-Lehrpfad mit Informationstafeln nicht realisieren ließ, stellte Eichler die Ergebnisse seiner Recherchen in einem gedruckten Wegbegleiter zusammen und wählte dafür einen ungewöhnlichen Zugang. Bevor man das Gebiet erkundet, empfiehlt der Autor die häusliche Lektüre der zehn landschaftsökologischen Merkmale, „Module“ genannt: Geologie, Klima, Hydrologie, Wald, Namensgut, Siedlungen, Altwege, Wirtschaft, militärische Orte und Weinbau. Jedes Modul ist durch ein einprägsames Symbol gekennzeichnet, das sich im zweiten Teil an den entsprechenden Lernorten wiederfindet. Die Erläuterung der Module (S. 18–78) bietet eine Fülle von allgemeinen Informationen illustriert durch durchweg farbige Abbildungen. Was ist ein „Erdfall“? Inwiefern deckte der Bau der Emmertsgrund-Siedlung ein „Klima-Archiv“ auf? Wie veränderten die menschlichen Siedlungen das Klima? Was sagen Namen wie „Kühruh“, „Saupfercheck“ oder „Schweinsbrunnen“ über die frühere Nutzung des Waldes aus? Wo querte die Römerstraße nach Bad Wimpfen die Höhen? Welche Spuren militärischer Nutzung haben sich erhalten?

Hat sich der Leser über diese und viele andere aufschlussreiche Aspekte der Landschaft informiert, kann er einen Ausflug zu den Lernorten unternehmen, um mit dem Büchlein in der Hand sein Wissen vor Ort zu erweitern. Eine solche Station wird in der Regel auf einer bebilderten Doppelseite, seltener auf vier bis sechs Seiten beschrieben. In einer farblich abgesetzten Einleitung führt Eichler in die Besonderheit des Lernorts ein. Die aus dem ersten Teil bekannten Symbole weisen darauf hin, welche Module als inhaltliche Schwerpunkte relevant sind. Es gelingt dem Autor, jeden Lernort in seinen vielfältigen Aspekten – von der Geologie über Ökologie, Geschichte bis zur Heimatkunde – einprägsam zu beschreiben. In einem Abschnitt am Ende einer Lernort-Beschreibung (ganz pädagogisch: MERKE) fasst er Wichtiges zusammen; mehrfach nimmt er mögliche Folgen der Globalisierung und zukünftige Entwicklungen in den Blick.

Aus der Vielzahl der Lernorte können nur einige herausgegriffen werden. Im Bereich des Steigerwegs (L 1) weisen noch heute im Wald liegende Weinbergterrassen und der Name „Traubenweg“ auf die frühere Nutzung hin, die sich ganz im Süden auf dem „Dachsbuckel“ (L 29) bis heute erhalten hat. Wie oft hat man sich schon über das Sandsteinhäuschen (L 7) in der Nähe des Ehrenfriedhofs gewundert. Als „Altes Wachhaus“ oder „Pulverhäusel“ war es Teil der Schießanlagen, die das Grenadier-Regiment Nr. 110 auf dem Ameisenbuckel nutzte (L 10). Über die Traitteur'sche Wasserleitung von Rohrbach nach Mannheim ist schon viel publiziert worden. Im Wald oberhalb des Boxberges findet sich der bemerkenswerte Eingang zu einem 28 Meter tiefen Stollen, der Bergmannslochquelle (L 18), der früheren Carl Theodor-Quelle, die bis 2007 Teil der kommunalen Wasserversorgung war. Der Autor macht auf die eiszeitliche Herkunft von Buntsandsteinblöcken (L 16) aufmerksam und führt zu versteckt liegenden Mühlsteinrohlingen (L 20). Botanische Eigenarten wie die Streuobstwiesen (L 8), das Arboretum (L 9) und die Buchen (L 21) werden genauso kenntnisreich geschildert wie das Vordringen menschlicher Besiedlung in den verschiedensten Ausprägungen vom Hofgut Bierhelderhof (L 13) und der Klinik Speyererhof (L 11) bis zu den neuen Stadtteilen Boxberg (L 23/24) und Emmermertsgrund (L 26). Die Siedlungsgeschichte Rohrbachs (L 30) rundet den Reigen der Lernorte ab.

Der handliche Wegbegleiter besticht durch seine gelungene grafische Gestaltung und die ungewöhnliche Aufteilung in Module und Lernorte, zwischen denen Eichler immer enge Verbindungslinien zieht. Die Sprache ist gut verständlich, ohne dass der Autor auf die nötigen Fachbegriffe verzichtet. Viele davon sind in einem gesonderten Glossar erläutert. Das ausführliche Literaturverzeichnis gibt einen Einblick in die Quellenarbeit des Autors und verweist den Leser auf weitere Informationsmöglichkeiten. Freimütig räumt Eichler ein, dass der eine oder andere Leser als Spezialist für manche Orte über mehr oder besseres Detailwissen verfügen könnte. Diese Einschränkung mindert freilich nach Meinung des Rezensenten den Wert des Büchleins in keiner Weise. Für andere Teile des Heidelberger Stadtwaldes wäre ein derartiger origineller und zugleich preiswerter Wegbegleiter nur zu wünschen.

Reinhard Riese

**Jens Klingner, Benjamin Müsegades (Hgg.): (Un)Gleiche Kurfürsten? Die Pfalzgrafen bei Rhein und die Herzöge von Sachsen im späten Mittelalter (1356–1547)** (Schriftenreihe des Instituts für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde 19), Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2016, 280 S., 45,00 Euro

Die Erforschung der Beziehungen zwischen den sächsischen Herzogtümern und der Kurpfalz ist nicht sehr entwickelt. Daran ist am wenigsten die deutsche Teilung nach 1945 schuld. Schon vorher hatte die Landesgeschichte der heutigen Bundesländer Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen kaum Notiz genommen von den Beziehungen zu der 1803 von der Landkarte verschwundenen Kurpfalz. Umgekehrt sieht es insofern besser aus, als im Zusammenhang mit der Reformationsgeschichte der Kurpfalz verschiedentlich die Beziehungen zu den sächsischen Herzogtümern thematisiert worden sind.

Im Oktober 2015 haben (vermutlich durchweg jüngere) Historikerinnen und Historiker zu eben diesem Thema eine Tagung veranstaltet und die Beiträge nun veröffentlicht. Die dafür verwendeten Forschungsmittel sind gut angelegt. Die Herausgeber bekennen sich einleitend zur Methode einer „vergleichenden Landesgeschichte“, auch wenn dieser Begriff „in die Jahre gekommen“ sei (S. 11).

Stefan Burkhardt eröffnet den Band mit einem Beitrag zu dem „Fundamentalrätse!“ der Mittelaltergeschichte, nämlich zur Vorgeschichte der Goldenen Bulle von 1356 mit ihren Festlegungen zum Kreis der Königswähler (S. 17–29). Er sagt einleitend zu, auch sein Beitrag wer-

de es nicht lösen können. Gegen Deutungen, die den Schlüssel zum Verständnis im hohen Mittelalter sehen, sucht Burkhardt nach zeitnäheren Ereignissen und Auseinandersetzungen. Die findet er in großer Parallelität in Sachsen und Pfalz-Bayern: Noch in den 100 Jahren vor der Goldenen Bulle gab es in Sachsen und in Pfalz-Bayern heftiges Gerangel, welcher Familienzweig die Kurwürde haben darf. Burkhardt drängt sich der „Eindruck der Kontingenz“ auf, also des historischen Zufalls (S. 29). Damit ist das Bündel der möglichen Lösungen um eine Facette reicher, das Rätsel selbst in der Tat noch nicht gelöst. Aber das Buch ist schon hier mitten in seinem Thema: vergleichende Landesgeschichte.

Benjamin Müsegades geht der Frage nach der Erbfolge und dem Schicksal der Nachgeborenen nach: „Wohin mit den Kindern?“ (S. 123–138). Während es in Sachsen zu mehrfachen Landesteilungen kam, wobei keine Rücksicht auf das Teilungsverbot der Goldenen Bulle zu erkennen ist, verhielt sich die Pfalz nach dem Hausvertrag von Pavia 1329 rechtskonform. Ruprecht I. erfand das Konstrukt des Kurpräzipiums: ein festgelegter engerer Teil des Kurfürstentums, der unteilbar war; andere, dazu erworbene Gebiete könnten Gegenstand von Landesteilungen sein. 1395 entwarfen Ruprecht II. und III. ein Dekret, nach dem die Kurpfalz insgesamt ungeteilt bleiben sollte, das aber keine Rechtskraft erreichte. Hier fehlt mir der Verweis auf die bayerische Landesteilung von 1392, in deren Streitigkeiten Ruprecht III. mehrfach als Schlichter einbezogen war. Die Vorgänge in Bayern waren das Vorbild für die Teilung der Kurpfalz von 1410. Philipp der Aufrichtige (gest. 1508) fand für seine Kinderschar zur Vermeidung von Teilungen andere Lösungen. Von seinen acht Söhnen bekamen vier geistliche Positionen, über die die Pfalzgrafschaft zugleich ergänzende Einflussphären bekam. Die Tochter Katharina wurde Äbtissin in Neuburg, starb aber schon wenige Tage nach ihrer Wahl (Jasmin Hovenhacker, S. 178).

Alle Arbeiten in diesem Band zeichnen sich durch intensive Quellenmobilisierung aus. Marco Neumaier hat die Eheschließungen der kurfürstlichen Häuser verglichen (S. 139–158). In Heidelberg ist er auf eine bislang wenig beachtete Hochzeit gestoßen: 1535 heiratete Friedrich II. die dänische Königstochter Dorothea. Das Brautpaar zog mit Gefolge „über die Neckarbrücke in die Stadt auf den Marktplatz zur Heiliggeistkirche. Die Heidelberger Bevölkerung versammelte sich“ (S. 155), etwa so, wie in diesem Sommer für William und Kate.

Als Beleg für die Quellenfülle sollen abschließend die Hinweise zum Leben von Pfalzgraf Wolfgang zusammengestellt werden. Als jüngster Sohn Philipps des Aufrichtigen war auch Wolfgang für den geistlichen Stand bestimmt. Nach Studien in Mainz, Paris und Wittenberg verweigerte er diesen Weg und wurde mit einer Pension abgefunden (Müsegades, S. 132–134). An der königlichen Hochzeit von 1535 war er als Gast zugegen (Neumaier, S. 157). Beate Kusche steuert das Detail bei, dass Wolfgang's Immatrikulation in Wittenberg ursprünglich den Zweck verfolgte, ihn mit einem sächsischen Bistum zu versehen (S. 228). Dass er dort Luther begegnete, war nicht vorgesehen. Zum Vorfeld von Luthers Aufenthalt in Heidelberg ergeben sich ergänzende Quellenfunde (ebd. S. 230–232). Stephan Flemmig hat die Quellen zu Wolfgang's ergebnislosen Verhandlungen über seinen Eintritt in den Deutschen Orden zusammengestellt (S. 260).

Der angezeigte Band macht Freude, sowohl bezüglich seines eigentlichen Themas als auch bezüglich der zahllosen Beifunde, die den Autorinnen und Autoren gelingen.

Hans-Martin Mumm

**Christian Burkhart, Jörg Kreutz (Hgg.): Die Grafen von Lauffen am mittleren und unteren Neckar** (Heidelberger Veröffentlichungen zur Landesgeschichte und Landeskunde. Schriftenreihe des Instituts für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde. Hg. von Jörg Peltzer, Bernd Schneidmüller u. Stefan Weinfurter, Bd. 18), Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2015, 370 S., 48,00 Euro

Bevor sich die rheinischen Pfalzgrafen am unteren Neckar niederließen, waren die Grafen von Lauffen, nach ihren ersten bekannten Vertretern „Popponen“ genannt, in unserer Gegend mächtig. Als Vasallen des Bischofs von Worms sorgten sie im 11. und 12. Jahrhundert für Frieden und Recht. Sie strebten auch danach, die Kontrolle über den Neckar als Wasserstraße zwischen ihrem Stammsitz auf der Lauffener Neckarinsel und dem Grafengericht bei Ladenburg („Stahlbühl“) zu erlangen. Dafür errichteten sie eine Kette von Burgen (Hornberg, Eberbach, Dilsberg usw.). So wurden die Lauffener zu Rivalen der Staufer. Diese wollten unter Friedrich Barbarossa (Pfalz Wimpfen) und Pfalzgraf Konrad von Staufeu (Burg Heidelberg) das strategisch wichtige Flusstal zwischen Schwaben und Rheinfranken in die Hand bekommen. Seit 1130 waren sie auch Vögte über die drei Lorscher Tochterklöster am unteren Neckar (St. Michael, St. Stephan, St. Bartholomäus). Ihre Interessen kollidierten jedoch bald mit denen der Pfalzgrafen bei Rhein und der Grafen von Schauenburg, mit denen es zu gewaltsamen Auseinandersetzungen kam, bis schließlich Gerhard III. von Schauenburg um 1206/1208 der Schwiegersohn des letzten Lauffener Grafen wurde und sich Hoffnung auf dessen Erbe machte.

Anlässlich des Millenniums der Ersterwähnung von Graf Poppo I. organisierten der Dossenheimer Historiker Christian Burkhart und Jörg Kreutz vom Kreisarchiv Rhein-Neckar am 4./5. Mai 2012 in Ladenburg eine Tagung. In zwölf öffentlichen Vorträgen erinnerten Historiker, Kunsthistoriker, Archäologen und Bauforscher an die Lauffener. 2015 legten Burkhart und Kreutz den Tagungsband mit sämtlichen Redebeiträgen in einer namhaften Heidelberger Buchreihe vor.

Obgleich die (obere) Burg Heidelberg selbst nur am Rande erwähnt wird, geht diese Publikation auf einen wichtigen Aspekt der Vorgeschichte der Pfalzgrafen bei Rhein sowie der Residenz Heidelberg ein. Es ist das Verdienst der Beiträger, die längst von der Bühne abgetretenen Protagonisten (nämlich das maßgebliche Hochadelsgeschlecht im 11./12. Jahrhundert in unserer Gegend) wieder in das Bewusstsein des historisch interessierten Teils der Bevölkerung zu bringen. Der Anhang, eine besondere Leistung des Herausgebers Christian Burkhart, enthält ein 28-seitiges Verzeichnis ausgewählter Quellen rund um die Grafen von Lauffen am Neckar und die bischöflich-wormsische Grafschaft im Lobdengau mit 114 Regesten aus dem Zeitraum 755–1297. Diese fließen in elf von Burkhart erarbeitete genealogische Tafeln ein, die auch die oft übersehenen Verbindungen über Mutterlinien und Tochterstämme enthalten. Sie machen auf diese Weise das verwandtschaftliche Geflecht der Grafen von Lauffen mit anderen Dynastien des Hochmittelalters deutlich. Der Band enthält außerdem Übersichtskarten, archäologische, genealogische und numismatische Tafeln sowie ein Personen- und ein Autorenregister.

Hansjoachim Rätber

**Susan Richter, Armin Kohle (Hgg.): Herrschaft und Glaubenswechsel.**

Die Fürstenreformation im Reich und in Europa in 28 Biographien (Heidelberger Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte 24), Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2016, 493 S., 78,00 Euro

Nicht als förmliche Festschrift, aber doch zu Eike Wolgasts 80. Geburtstag haben 28 Historikerinnen und Historiker Beiträge zur europäischen Reformationsgeschichte zusammengestellt. Biografische Forschung ist „wieder aktuell“, wie die Herausgeber einleitend feststellen (S. 8). Drei der 28 Beiträge seien hier näher betrachtet, weil sie von Heidelberger Kurfürsten handeln: Michael Roth stellt Ottheinrich (S. 115–127), Regina Baar-Cantoni Friedrich II. (S. 317–335) und Frieder Hepp Friedrich III. (S. 337–351) vor. Alle drei Aufsätze konzentrieren sich auf die jeweilige Bekenntnis-Biografie, zeichnen die Stationen der Entwicklung nach und nennen daneben zahlreiche Bezüge und Literaturhinweise. Dass bei Ottheinrich und bei Friedrich III. die persönliche Frömmigkeit den Ausschlag gab für ihre reformatorischen Entscheidungen, ist keine neue Erkenntnis, wird hier aber noch einmal fundiert begründet. Etwas komplizierter ist der Werdegang Friedrichs II., dessen Schaukelpolitik in der älteren Literatur als „feige“ charakterisiert wird. Demgegenüber versucht Baar-Cantoni ihrem Fürsten eine persönliche Frömmigkeit nachzuweisen, die lediglich durch die äußeren Umstände gehindert war zu handeln.

1513 schrieb Niccolò Machiavelli den Text zu „Il principe“, der 1532 postum gedruckt wurde. Nördlich der Alpen wurde dieses Buch damals kaum gelesen, aber es wurde in seinem Geist gehandelt. Alle unsere reformatorischen Landesherren waren Renaissancefürsten, die nur ein Ziel kannten, ihr Land und das darin regierende Haus groß und mächtig zu machen. Dem war alles untergeordnet, auch die Konfessionspolitik. Es ist zu fromm gedacht, wenn Susan Richter dem „Gewissen“ in der reformatorischen Theologie als „Verkünder des göttlichen Gesetzes“ eine zentrale Position zuweist (Einführung, S. 26). Das Gewissen schließt im Übrigen ein politisches Kalkül keineswegs aus. Bei der Durchführung der Reformation (ebenso bei ihrer Ablehnung) ging es stets auch um Legitimation und Ausbau von Herrschaft. Niemand hat am Beginn der Neuzeit die Abhängigkeit der Herrschenden von den Beherrschten besser erkannt als Machiavelli. Am Ende des 9. Kapitels von „Der Fürst“ heißt es: „Daher muss ein kluger Fürst eine Form ausfindig machen, bei der seine Bürger immer und in jeder Lage den Staat nötig haben; und sie werden ihm dann immer treu und ergeben sein.“ Ein Quäntchen Machiavelli-Rezeption hätte diesem Buch gut getan.

Hans-Martin Mumm

**Ellen Widder: Kanzler und Kanzleien im Spätmittelalter.** Eine Histoire croisée fürstlicher Administration im Südwesten des Reiches (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B: Forschungen, Bd. 204), W. Kohlhammer, Stuttgart 2016, XCIV + 602 S., 49,00 Euro

Mit Ellen Widders „Kanzler und Kanzleien im Spätmittelalter“ liegt eine Studie vor, die sich gezielt gegen die häufig in der Forschung aufgestellte Annahme richtet, bei der spätmittelalterlichen Kanzlei habe es sich um eine fest institutionalisierte und reglementierte, hierarchisch strukturierte Verwaltungsstelle gehandelt. Widder geht es darum, aufzuzeigen, dass es sich bei der spätmittelalterlichen Kanzlei in erster Linie um einen Personenverband handelte, in welchem dem einzelnen Funktionsträger multifunktionale Einsatz- und Aufgabenbereiche zukamen und seine Position innerhalb der Kanzlei keine feste war. Die Untersuchung erfolgt anhand einer Personengeschichte der Kanzler und ihres sozialen Umfelds sowie einer Analyse des administrativen Ge-

schäftsschriftguts der spätmittelalterlichen Kanzleien des deutschen Südwesten (v.a. Kurpfalz, aber auch Kurmainz, Kurtrier und Speyer).

Widders Arbeit ist in insgesamt fünf Teile gegliedert. Nach einer kurzen Einleitung (S. 1–5) widmet sich die Autorin in ihrem zweiten Teil (S. 7–53) dem allgemeinen Forschungsstand zu spätmittelalterlichen Kanzleien in europäischer Perspektive. Nachdem sie konstatiert, dass fast die gesamte Forschung aus einer institutionsgeschichtlichen Perspektive heraus argumentierte und dabei die individuellen Funktionsträger vernachlässigte, sowie mit der Diplomatik eine Methode wählte, die sich nicht für die Erforschung spätmittelalterlichen Verwaltungsschriftguts eigne, wendet Widder sich im dritten Teil (S. 56–125) ihrer eigenen Methode zu. Anhand eines diachronen Vergleichs der Kanzleien Erzbischof Balduins von Trier (gest. 1354) sowie Kurfürst Ludwigs III. von der Pfalz (gest. 1436) zeigt sie auf, wie fruchtbar der prosopographische Ansatz ist. Dabei treten vor allem das öffentliche Notariat als Rekrutierungsgruppe der Kanzleischreiber, die Problematiken des diplomatischen Vergleichs spätmittelalterlicher Schreiberhände sowie die Multifunktionalität der administrativen Schriftstücke (v.a. Kopialbücher) hervor. Der vierte und mit deutlichem Abstand längste Teil der Arbeit (S. 127–500) orientiert sich chronologisch an den Kanzlern der kurpfälzischen Kanzlei von Ruprecht I. (gest. 1390) bis Friedrich I. (gest. 1476). Widder untersucht darin zum einen prosopographisch das Familien- und Personennetzwerk der Kanzler, zum anderen das zeitgleich mit den jeweiligen Kanzlern entstehende Verwaltungsschriftgut kodikologisch hinsichtlich seiner Entstehung, Funktion und Nutzung.

Widders Arbeit kann neue Akzente in der Erforschung spätmittelalterlicher Fürstenkanzleien setzen. Sie kann aufzeigen, dass sich in den Kanzleien gesellschaftlich-soziale Strukturen der Familie und Verwandtschaft widerspiegeln. Einzelne Familien und Personennetze wirken in den unterschiedlichen Kanzleien Südwestdeutschlands über Generationen hinweg. Dass es in vielen Fällen keinen festen Personenbestand in der Kanzlei gab, sondern dass die Kanzlei vielmehr jener Ort war, an dem lokale Schreiber, allen voran Notare, situativ zusammentraten und für den Landesherrn schrieben, ist ein weiteres zentrales Ergebnis der Arbeit. Widder differenziert auch das funktionale Bild des spätmittelalterlichen Verwaltungsschriftguts. Es wurde in vielen Fällen nicht für administrative Zwecke angelegt, sondern diente im Gegenteil häufig individuellen legitimatorischen sowie repräsentativen Funktionen. Diese können zumeist mit politischen Ereignissen verknüpft werden. So sind Schübe in Bezug auf die Schriftlichkeit des Geschäftsschriftguts der kurpfälzischen Kanzlei in der Mitte des 14. Jahrhunderts im Zuge der Goldenen Bulle, im (Gegen)Königtum Ruprechts I. (1400–1410) sowie in der umstrittenen Herrschaft Friedrichs I. (1449–1476) zu suchen. Widders Arbeit liefert einen Anstoß, zukünftige Arbeiten zur spätmittelalterlichen Kanzlei für neue Fragestellungen der Kulturgeschichte zu öffnen und altgediente Annahmen und Definitionen kritisch zu hinterfragen.

Stefan G. Holz

**Jörg Kreutz, Hermann Wiegand (Hgg.): Marquard Freher (1565–1614).** Historiker, Dichter und Jurist der Kurpfalz (Rhein-Neckar-Kreis. Bausteine zur Kreisgeschichte Bd. 11), Eigenverlag Rhein-Neckar-Kreis, Heidelberg 2016, 152 S., 16,00 Euro

Heidelberg war im 16. und 17. Jahrhundert reichsweit einer der wichtigsten Orte des Späthumanismus. Im Dreieck von Universität, Hof und Stadt fanden viele wichtige Vertreter dieser Epoche für kürzere oder längere Zeit ihre Heimat. Einer von ihnen ist Marquard Freher, an dessen Vielseitigkeit sich die unterschiedlichen Facetten gelehrten Lebens während dieser Zeit geradezu phänotypisch exemplifizieren lassen. Der gebürtige Augsburger fand als Professor der Rechte und kurfürstlicher Rat in Heidelberg Anstellung. Beachtlich ist sein umfangreiches

Œuvre, das er nach einer kurzen Lebenszeit von gerade einmal 48 Jahren hinterließ und das sowohl für Juristen und Historiker als auch Philologen von bleibendem Wert ist.

Aus Anlass von Frehers 400. Todestag wandte sich im Jahr 2014 ein Ladenburger Kolloquium seinem Wirken zu. Der zu besprechende Band enthält die verschriftlichten Beiträge zu dieser Tagung. Nach einem kurzen Vorwort der Herausgeber skizziert Wilhelm Kreutz die sich gegenseitig anheizenden politischen und konfessionellen Entwicklungen in der Kurpfalz von der Einführung der Reformation bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges (S. 11–29). Deutlich wird, wie im Zuge der Konflikte, die der wiederholte Wechsel vom Luthertum zum reformierten Bekenntnis in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit sich brachte, innerhalb weniger Generationen mehrfach die Führungsschichten des Fürstentums ausgetauscht wurden.

Den Werken Frehers widmet sich anschließend ein kundiger Beitrag Wilhelm Kühlmanns (S. 31–61), der bereits 2005 gemeinsam mit Volker Hartmann und Susann El Kholi einen grundlegenden Band zu dieser Thematik veröffentlichte. Dem Historiker bekannt sind neben dem zweibändigen Werk der „*Germanicarum Rerum Scriptorum*“, in dem der kurpfälzische Rat eine Vielzahl mittelalterlicher Werke als Abdruck zugänglich machte, vor allem die Sammlung der Werke („*Opera Historica*“) des Benediktinerabts Johannes Trithemius aus Hirsau. Neulateiner dürfte die Gelegenheitsdichtung erfreuen, Juristen die Herausgabe wichtiger Rechtstexte. Erfreulicherweise schließt Kühlmann seinen Beitrag mit einem Werkverzeichnis Marquard Frehers ab, wodurch auch für den Laien ein rascher Zugriff auf die verschiedenen (vielfach auch bereits im Internet als Digitalisate vorhandenen) Drucke möglich ist.

Im Mittelpunkt der nachfolgenden Untersuchung des Mitherausgebers Hermann Wiegand steht die lateinische Dichtung des Sammelbandprotagonisten (S. 63–88). Deutlich wird, dass Freher nicht im konfessionell luftleeren Raum wirkte, erhielt er doch jahrelange Förderung durch den reformierten Administrator des Kurfürstentums, den 1592 verstorbenen Pfalzgrafen Johann Casimir. Nach der philologischen Deutung von Frehers Werken untersucht Maria Lucia Weigel in einer kunsthistorischen Studie das bekannte und auch das Cover dieses Buchs zierende Porträt des Gelehrten (S. 89–103). Dieses entstand nicht zu seinen Lebzeiten, inspirierte jedoch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts weitere bildliche Darstellungen.

Inhaltlich beschlossen wird der Band durch eine Studie von Hanns Hubach, in der er versucht, den Nachweis zu führen, dass Marquard Freher als „*spiritus rector*“ an der Gestaltung des Empfangs des „*Winterkönigs*“ Friedrich V. und der englischen Königstochter Elisabeth Stuart in der Pfalz 1613 mitwirkte (S. 105–143). Der Autor vertritt die – bereits in einer Publikation von 2013 geäußerte – Auffassung, dass trotz des Fehlens entsprechender Belege in der schriftlichen Überlieferung der gelehrte Jurist einen entscheidenden Einfluss auf die Konzeption der Feierlichkeiten vor allem in Heidelberg hatte. Die Argumentation basiert weitestgehend auf kunsthistorischen Beobachtungen. Genau hier liegt nach Meinung des Rezensenten allerdings auch die Schwäche der vorgebrachten These. Die vom Autor angeführte Gelehrsamkeit Frehers steht ebenso außer Frage wie die punktuelle Ähnlichkeit einzelner Bestandteile seines literarischen Werks mit einzelnen Darstellungen in den Festzügen. Allerdings geht man fehl, hieraus eine direkte Involvement in die Planung abzuleiten. Auch Freher selbst griff zeitgenössische Trends wie die Antikenbegeisterung auf und band diese in sein Werk ein. Andersherum dürften wiederum andere seine Veröffentlichungen auch ohne sein Zutun rezipiert haben. Irrendwo in diesen Verflechtungen, die wahrscheinlich auch auf die Festlichkeiten wirkten, dürfte Marquard Freher zu verorten sein. Ihn zum „*spiritus rector*“ der Planungen zu machen, geht aber wohl doch zu weit. Solange keine Quellen auftauchen, die das Gegenteil belegen, bleibt die These Hubachs in weiten Teilen Vermutung.

Beschlossen wird der lesenswerte Sammelband durch ein kurzes Personenregister. Insgesamt ist den Herausgebern eine ansprechende Zusammenstellung unterschiedlicher Beiträge gelungen, die von einem knappen Einstieg in die politisch-konfessionellen Wirren in der Kurpfalz zu Beginn der Frühen Neuzeit über die philologische Wertung von Frehers Werk bis hin

zu vor allem kunsthistorisch akzentuierten Analysen reichen. Hierbei wird die Vielschichtigkeit des untersuchten Gelehrten deutlich, was hoffentlich noch zu weiteren Forschungen anzuregen vermag.

Benjamin Müsegades

**Axel E. Walter (Hg.): Ernestine Voß.** Eine Dichterin und Schriftstellerin der Spätaufklärung. Mit einer Edition ausgewählter Schriften (Voß-Materialien 2), Eutin 2016, 456 S., 36,00 Euro

Dass eine Schriftstellerin, die mehr als ein Drittel ihres Lebens in Heidelberg lebte und hier ihre produktivste Phase hatte, an diesem Ort weder geehrt noch wissenschaftlich gewürdigt wird, ist nicht etwa dem Umstand geschuldet, dass die Literaturstadt Heidelberg einen Überschuss an berühmten Namen hätte. Vielmehr ist die Erinnerung an den Philologen, Dichter und Homerübersetzer Johann Heinrich Voß und mit ihm an seine Frau Ernestine, geb. Boie, verstellt und verschüttet. Er gilt heute durchweg nur noch als ein Gegner der Romantik und rationalistischer Grantler. Und selbst das „Heidelberger Gelehrten-Lexikon“, das die Professoren aus allen Jahrhunderten versammelt, kennt seinen Namen nicht; dabei war Voß 1805 vom Großherzog an die Universität Heidelberg berufen worden, wenn auch ohne Lehrverpflichtung.

Zum Glück gibt es die Johann-Heinrich-Voß-Gesellschaft, die sich – ohne die Heidelberger Hemmnisse – dieses Erbes annimmt. Axel E. Walter, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Eutiner Landesbibliothek, hat eine Biografie Ernestine Voß geschrieben und im Anhang neu gefundene Autografen ihrer wichtigsten Schriften ediert. Ernestine Boie wurde 1756 in ein Flensburger Pfarrhaus geboren und erhielt eine ihrer Zeit gemäße gute Mädchenbildung. 1811 beschreibt sie unter der Überschrift „Ehemals und Jetzt“ ihren Bildungsweg. Aloys Schreiber hat diesen Text in sein „Heidelberger Taschenbuch auf das Jahr 1811“ aufgenommen, wenn auch nur mit „E.“ unterschrieben. 1777 heiratete sie gegen den Widerstand ihrer Mutter den Gelehrten und Dichter Johann Heinrich Voß, ein Gelehrter ohne Abschluss und ein Dichter ohne festes Einkommen. Otterndorf, Eutin, Jena waren die weiteren Stationen. Von den fünf Söhnen, von denen vier erwachsen wurden, sei Abraham Voß hervorgehoben, der seiner Mutter in ihrer Witwenzeit bei der Veröffentlichung ihrer Texte zur Seite stand.

Die gemeinsamen 21 Jahre der Eheleute Voß in Heidelberg waren trotz der Schatten des Romantikstreits eine gute Zeit. Die Theologiestudenten Wilhelm Budde und Friedrich Strauß, deren Tagebücher für 1807/08 von fast täglichen Besuchen im Haus an der Plöck berichten, sind die Kronzeugen einer einzigartigen Form der Wissensvermittlung: Nicht Vorlesungen und Übungen mit Klausuren und Punkten, sondern der Kaffeetisch im Haus eines Gelehrten waren der Ort der Bildung. Walter zieht diese Quellen gar nicht heran, aber er seziiert mit philologischer Genauigkeit die Struktur dieser „Hausidylle“, die „zugleich Lebensideal wie von Anfang an in gewissem Maße eine ganz bewusste Inszenierung eines Ehelebens“ war (S. 64). Sie hatte sich im Hintergrund zu halten und konnte doch an dem Geschehen teilhaben.

Mit seinem Tod 1826 änderte sich ihre Haltung. Ernestine widmete sich nun der Erinnerung an ihren Mann und seinem Nachlass. Dass sie überhaupt in Heidelberg blieb, ist aber nicht nur der Erinnerung geschuldet. Sie war gut vernetzt, es fallen die Namen Heins, Paulus, Schwarz, Tiedemann. Christian Adam Fries, der engste Freund, kaufte das Haus an der Plöck und zog mit seiner Familie dorthin. Ernestine bezog eine Mietwohnung an der Grabengasse. Es rührt mich, dass Walter als Quelle zu Fries die Internetseite unseres Vereins angibt (S. 82).

In ihrer Witwenzeit schrieb Ernestine Voß nun ihre Haupttexte: „Mitteilungen aus dem Leben von Johann Heinrich Voß“, und „Erinnerungen an Emilie Heins“. Beide Texte wurden von Abraham Voß, Gymnasialprofessor in Kreuznach, vor dem Druck überarbeitet. Seine Tendenz waren Straffung und Konzentration auf die Erinnerung an seinen Vater. Nun liegen die Ori-

naltexte vor und laden zum Vergleich ein. Walter hat daneben weitere Aufsätze und Gedichte aus Ernestines Feder gesammelt und kommentiert. Insgesamt regt die vorgelegte Arbeit dazu an, die Rolle einer „Dichterafrau“ als Mittelpunkt literarischer Zirkel und als Erinnerungsträgerin einer spannenden Zeit intensiver zu würdigen.

Hans-Martin Mumm

**Bernhard Echte: Heidelberg**, in: Bernhard Echte, Michael Mayer, Julia Knapp (Hgg.): Jean Paul. Taschenatlas, Verlag Nimbus, Wädenswil 2016, 488 S., (hier S. 147 u. 172, 24,80 Euro

2013 trat zu Jean Pauls 250. Geburtstag der Verein „Jean Paul 2013“ überregional mit einer Litfaßsäulenaktion auf. Auch in Heidelberg informierte über mehrere Monate eine Säule vor der Stadtbücherei über das Leben des Dichters und über seine Besuche in Heidelberg. Die Initiatoren haben daraus nun ein Buch gemacht. Es enthält in 30 Kapiteln Informationen über Städte, die Jean Paul besuchte oder die er in seinen Werken erwähnt hat. Das Heidelberg-Kapitel enthält einen Aufsatz über Jean Pauls Beziehungen zum Verlag Mohr und Zimmer und über die beiden Besuche 1817 und 1818. Beigegeben sind zahlreiche Illustrationen: Fotos, Faksimiles, historische Ansichten. Ergänzt wird der Aufsatz durch eine tagesgenaue Chronik. Am Ende stehen Hinweise auf Häuser, die Jean Paul aufsuchte, und auf deren heutige Nutzung. All diese Teile sind mit großer Sorgfalt erarbeitet und gestaltet. Lediglich die Altstadtkarte (S. 170f.) müsste für eine Neuauflage in zwei Positionen überarbeitet werden. Da die Hausnummern für alle Stationen richtig angegeben sind, kann sich aber niemand verirren.

Für alle, die auf den Spuren Jean Pauls reisen wollen oder die bei ihren Reisen literarische Bezüge suchen, ist dieser Atlas nicht nur eine große Hilfe, sondern eine Fundgrube vieler verborgener Schätze.

Hans-Martin Mumm

**Heike Hawicks, Ingo Runde (Hgg.): Die Alte Aula der Universität Heidelberg**, Heidelberg University Publishing, Heidelberg 2016, 110 S., 24,90 Euro (pdf-Download kostenlos)

Die Alte Aula, im ersten Stock der Alten Universität gelegen, ist die „Herzkammer der Universität und veranschaulicht in Allegorien und Metaphern Geschichte und Selbstverständnis der ältesten Universität im heutigen Deutschland“ – so Rektor Bernhard Eitel in seinem Grußwort zum vorliegenden Band. Der repräsentative Raum wird für Festveranstaltungen und Vorträge genutzt, außerdem finden hier Antrittsvorlesungen frisch gekürter oder neu berufener Dozenten statt. Die Innenausstattung in ihrer heutigen Gestalt geht auf die 500-Jahr-Feier der Universität im Jahr 1886 zurück, eine Renovierung fand 1986 statt.

Die erste Erwähnung der Alten Aula als „großer Saal“ im ab 1712 neu erbauten Universitätsgebäude findet sich in einem Angebot für Stuckarbeiten vom 13. März 1715, das im Universitätsarchiv überliefert ist. Dieses Datum war der Anlass für eine Festveranstaltung der Universität am 13. März 2015, bei der die Alte Aula nicht nur den Rahmen bot, sondern selbst im Mittelpunkt des Interesses stand. Der Band enthält zum einen die Druckfassungen von fünf Vorträgen, die im Rahmen der Veranstaltung gehalten wurden, zum anderen zwei ergänzende, eigens für die Publikation verfasste Beiträge.

Heike Hawicks erläutert zunächst grundlegend die „Funktion und Nutzung der Alten Aula im Wandel der Zeit“. Es folgt ein Beitrag von Andreas Cser zur „Universität Heidelberg im Zei-

chen des Neuaufbaus zu Beginn des 18. Jahrhunderts“, der schlaglichtartig die Phase der Universitätsgeschichte beleuchtet, in der das heute „Alte Universität“ genannte Gebäude erbaut wurde. Die nicht mehr sichtbare „barocke Decke der Alten Aula“ ist das Thema von Reinhard Düchting, er beschreibt anhand eines Dokuments aus dem Jahr 1861 jene Stuckarbeiten, auf die sich das erwähnte Angebot vom 13. März 1715 bezieht. Mit der künstlerischen Ausgestaltung der 1886 im Stil der Neo-Renaissance vollständig renovierten Aula befasst sich Charlotte Lagemann in ihrem Beitrag „Eine Jubiläumsfeier von nationaler Bedeutung. Die Ausstattung der Aula zum 500-jährigen Bestehen der Universität Heidelberg“. Diesem Artikel vorangestellt ist ein Aufsatz von Frank Engehausen über die „Universität Heidelberg am Vorabend ihrer 500-Jahr-Feier“, der den universitätshistorischen Hintergrund der Neugestaltung der Aula erhellt. Anlässlich des Jubiläums im Jahr 1886 wurde auch ein Festbanner der Universität geschaffen, das bis heute einen der Balkone der Galerie der Alten Aula ziert. Ihm gegenüber befand sich ursprünglich noch eine weitere, 1874 gestiftete Fahne. Auf die Entstehung und Verwendung dieser „Heidelberger Universitätsfahnen von 1874 und 1886 in der Alten Aula“ geht Ingo Runde in seinem Beitrag näher ein. Im Rahmen des 600-jährigen Jubiläums der Universität 1986 fand eine Renovierung der Alten Aula statt. Neben der ursprünglichen Bestuhlung wurden auch die Beleuchtungskörper rekonstruiert, die in den 1920er-Jahren im Zuge der Umstellung von Gaslicht auf elektrische Beleuchtung stark verändert worden waren. Dementsprechend ist der Artikel von Leticia Mancino-Cremer mit „Neuer Glanz in Alter Aula. Die Renovierung zur 600-Jahr-Feier 1986“ überschrieben. Der letzte Beitrag von Franz Wassermann „Zur Hymne der Universität Heidelberg“ fällt thematisch zwar etwas aus dem Rahmen, erweitert den Band aber um einen musikwissenschaftlichen Blick auf die universitäre Traditionspflege.

Der Rezensent bekennt, dass er schon des Öfteren während eines nicht ganz so spannenden Vortrags in der Alten Aula seinen Blick über einzelne Elemente des Bildprogramms oder Details der Ausstattung schweifen ließ und sich wünschte, mehr über deren Entstehung und Bedeutung zu wissen. Allen, denen es ähnlich erging, sei dieser fundierte und hervorragend illustrierte Band wärmstens empfohlen. Mit seiner Hilfe dürften sich die meisten Fragen zur Alten Aula beantworten lassen.

Martin Krauß

**Nicolas Zenzen (Hg.): Objekte erzählen Geschichte(n).** 150 Jahre Institut für Klassische Archäologie: eine Ausstellung im Universitätsmuseum Heidelberg 26. Oktober 2016 bis 18. April 2017, Universität Heidelberg, Zentrum für Altertumswissenschaften, Institut für Klassische Archäologie 2016, 303 S., 114 Abb. (hier: Aufsätze S. 17-120, Katalog S. 122-292), 29,00 Euro

Eine so kurzweilige Lektüre hätte man von einem Band zum 150. Jubiläum der Klassischen Archäologen der Universität Heidelberg wohl nicht erwartet. Nicolas Zenzen referiert zusammen mit einem Team von Autorinnen und Autoren die Geschichte seines Instituts anhand von Objekten des Antikenmuseums, das dem Institut eng verbunden ist. Der Band erschien anlässlich einer Ausstellung im Universitätsarchiv, auf der die angesprochenen Objekte gezeigt wurden. In einer stadthistorischen Zeitschrift muss sich die Rezension auf einige Berührungspunkte mit der Heidelberger Kulturgeschichte beschränken.

Die Klassische Archäologie ist in Heidelberg nicht wie andernorts aus der Ur- und Frühgeschichte, sondern aus der Altphilologie erwachsen. Deshalb ist der Heidelberger Philologe und Altertumswissenschaftler Friedrich Creuzer (1771–1858) zwar nicht ihr Gründer, aber ihr geistiger Ahnherr (zu Creuzer siehe Julia Scialpis Rezension im Jahrbuch des Geschichtsvereins 2010, S. 239ff.). Gegründet wurde das Institut durch Erlass des badischen Innenministeriums vom 29. Oktober 1866. Für die Heidelberger Universität ein verhältnismäßig frühes Datum: die

entsprechenden Einrichtungen beispielsweise der neueren Philologien (1873), der Geschichte (1889) und Geographie (1899) sind deutlich jünger. Das kunsthistorische Institut – heute Institut für Europäische Kunstgeschichte – entstand erst 1913 durch Abspaltung vom archäologischen Institut (seine Geschichte harret noch der Aufarbeitung).

Für heutige Verhältnisse scheint sich die Installierung des Archäologischen Instituts erstaunlich anstandslos vollzogen zu haben. Im 19. Jahrhundert zählte die akademische Beschäftigung mit dem Klassischen Altertum zu den Leitwissenschaften in Deutschland. Das deutsche Reich investierte einiges in Ausgrabungen im östlichen Mittelmeergebiet (Pergamon, Olympia), um sich auch auf diesem Gebiet kulturell von Paris und London zu emanzipieren. Auch im Bildungskanon des 19. Jahrhunderts nahm das klassische Altertum bekanntlich eine herausragende Stellung ein. Alexander von Bernus (1880–1965) berichtet in seinen Erinnerungen „Wachsen am Wunder“, dass um 1900 in der Prima des Heidelberger Gymnasiums Winkelmann gelesen wurde, der als Begründer der Klassischen Archäologie in Deutschland gilt.

Dem Institut und seiner Sammlung standen über Generationen hinweg qualifizierte und tüchtige Experten vor, die in einzelnen Kapiteln vorgestellt werden. Der wohl angesehenste Vertreter der Klassischen Archäologie in der Stadtgesellschaft war zweifellos Ludwig Curtius (1874–1954), der in Heidelberg und Rom über die Fachgrenzen hinaus ausstrahlte und eine heute noch nachhallende Resonanz im Bildungsbürgertum erreichte. Es ist hier nicht der Ort, auf seine politischen Verwicklungen im faschistischen Italien näher einzugehen. In Heidelberg war er vom Sommer 1920 bis zum Frühjahr 1928 Professor für Klassische Archäologie. Bei dieser Gelegenheit sei an seine Memoiren erinnert, die 1958 unter dem für ihn bezeichnenden Titel „Deutsche und antike Welt“ veröffentlicht wurden. Ihre „Skizze der Heidelberger Jahre“ (S. 237–257) enthält eine Reihe aufschlussreicher Miniaturporträts der damals führenden Universitätsgelehrten und einige ihrer Frauen. Schon wegen dieser Passagen ist das Buch zu den bedeutendsten Heidelberger Lebenserinnerungen zu zählen.

Ein unbekanntes Kapitel der Heidelberger Museums Geschichte ist die 1886 erfolgte Einrichtung eines Parthenonsaales in der Augustinergasse 7, dem damaligen Sitz des Instituts (Abb. 21 und 57 des vorliegenden Bandes). In diesem Oberlichtsaal standen dicht gedrängt Abgüsse von Giebelfiguren des Parthenon und einigen Platten seines Frieses. Diese Präsentation war schlecht beleuchtet und konnte sich nicht mit den Möglichkeiten der heutigen Abgussammlung im Erdgeschoss des Kollegiengebäudes messen, wird aber doch am Ende des 19. Jahrhunderts recht eindrucksvoll gewesen sein. Man stelle sich einmal vor, Goethe hätte 1814/15 diese Abgüsse in Heidelberg sehen können!

Der Herausgeber und sein Team verstehen es glänzend, Fachgeschichte an exemplarisch ausgewählten Objekten zu visualisieren. Abgüsse, Keramik, Kleinbronzen, Münzen, Siegel und Fragmente antiker Wandmalerei sind in diesem Fach bis heute nicht nur unverzichtbare Anschauungsobjekte der akademischen Lehre. Zugleich vermitteln solche Objekte durch Zeitpunkt und Umstände ihrer Erwerbung einen Einblick in wechselnde Antikenrezeptionen. Das im jeweiligen historischen Zusammenhang darzustellen, ist eines der Ziele dieses Bandes. Auf einen Katalogteil im herkömmlichen Sinne wurde verzichtet.

Die Anlage einer Antikensammlung war in Heidelberg so gut wie konkurrenzlos; es erscheinen in den Akten zwar einige einschlägige Sammler, größere Privatsammlungen auf diesem Gebiet scheint es aber in Heidelberg nach Creuzer nicht mehr gegeben zu haben.

Die einzelnen Beiträge sind archivalisch gut recherchiert. Allerdings lassen die (studentischen) Autoren und Autorinnen dabei ein gewisses Bewusstsein für den sammlungsgeschichtlichen Quellenwert beispielsweise von Inventaren und Katalogen der Antikensammlung vermissen, obwohl das Material fortlaufend benutzt worden ist. Die Inventarisierung einer Sammlung ist kein formaler Akt. Konzepte und Strukturen einer Sammlung sind oft erst aus der Art der Bestandsaufnahme ersichtlich. Andererseits thematisiert der Band den Medienwechsel am fachspezifischen Umgang mit Zeichnungen, Kupferstichen, Fotografien, Diapositiven bis hin zur Computersimulation, was einem aktuellen Forschungsinteresse entgegenkommt.

Auch das Layout ist gelungen. Der Band ist übersichtlich gegliedert und bietet eine reiche Literatúrauswahl. Text und Abbildungen ergänzen sich vortrefflich. Eine gut informierende und lesbare Instituts- und Wissenschaftsgeschichte, zu der man der Klassischen Archäologie in Heidelberg nur gratulieren kann.

Enno Krüger

**Gustav A. Ungerer: Forschungen zur Biographie Wilhelm Wundts und zur Regionalgeschichte.** Gesammelte Schriften 1978–1997. Ein „Logbuch“, hg. von Katharina Ungerer-Heuck, Yvonne L. S. Ungerer, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2016, 456 S., 34,80 Euro

Der Band versammelt Arbeiten, die Gustav Ungerer in Fachbüchern und Zeitschriften veröffentlicht hatte. Drei Beiträge sind Erstveröffentlichungen. Themenschwerpunkt ist das Werk und die Biografie Wilhelm Wundts (1832–1920), des Begründers der modernen Psychologie.

1750 hatte Johann Jakob Wundt als Pfarrer an der Peterskirche den Sprung von einer Kaufmannsfamilie in Kreuznach in die kurpfälzische Hauptstadt geschafft. Drei seiner Söhne wurden Professoren der Universität, einer davon war der Historiker und Geograf Friedrich Peter Wundt, Wilhelms Großvater. So ist der Name Wundt auf vielfache Weise mit der Heidelberger Stadtgeschichte verbunden.

Wilhelm Wundt wurde als Pfarrerssohn in Neckarau geboren. Seine Heidelberger Jahre 1855–1874 prägten ihn wissenschaftlich und politisch. Als Mediziner widmete er sich der Physiologie der Nerven und wurde zunächst Assistent von Hermann Helmholtz. Als Anthropologe löste er die Psychologie aus ihren metaphysisch-spekulativen Prämissen und stellte sie auf eine experimentell-empirische Basis. Politisch war er dem Liberalismus verpflichtet, präsiidierte dem Arbeiterbildungsverein von 1862 und vertrat Heidelberg 1866–1869 als Abgeordneter in Karlsruhe. 1874 wurde Wundt nach Zürich, 1875 nach Leipzig berufen, jeweils auf philosophische Lehrstühle. In seinen späteren Lebensjahrzehnten verblasste Wundts Liberalismus; 1914 begrüßte er den deutschen Kriegseintritt. Diese Entwicklungen untersucht Ungerer sorgfältig und zeichnet damit die Heidelberger Stadtgeschichte im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts nach. Ein Aufsatz zu dem Theologen Adolf Hausrath ergänzt diese Aspekte (S. 261–283).

Der autobiografische Text im Ende führt weit ins 20. Jahrhundert (S. 428–443). Hervorzuheben ist Ungerers Engagement bei den Bürgern für Heidelberg über drei Jahrzehnte von 1974 bis zu seinem Umzug nach Freiburg. Spannend zu lesen ist, wie er das Archiv des Fotografen Ernst Gottmann im Keller seines Hauses in der Karpfengasse entdeckte. Es war Ungerer, der die Ausstellung im Kunstverein und den Druck des zweibändigen Gottmann-Katalogs vermittelte. Es ist das Verdienst von Katharina Ungerer-Heuck und der Tochter Yvonne, postum diesen Band zusammengestellt und seinen Druck ermöglicht zu haben.

Hans-Martin Mumm

**Jörg Riecke: Eine Geschichte der Germanistik und der germanistischen Forschung in Heidelberg** (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte Bd. 5), Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2016, 153 S., 25,00 Euro

Im Deutschen Literaturarchiv Marbach wurde bereits 1972 die Arbeitsstelle für die Erforschung der Geschichte der Germanistik als Zentrum für wissenschaftsgeschichtliche Selbstreflexion des Fachs geschaffen. Unter der Ägide dieser Arbeitsstelle erschien 2003 das dreibändige Internationale Germanisten-Lexikon (IGL) als unentbehrliches Hilfsmittel zur Erforschung der

deutschen Philologie. Jörg Riecke, Professor für deutsche Sprachgeschichte an der Universität Heidelberg, hat nun mit seiner Geschichte der Germanistik und germanistischen Forschung in Heidelberg ein umfassendes Kompendium für die Fachgeschichte an der Ruperto Carola vorgelegt, das bis in die 1970er Jahre eindrucksvoll die Bedeutung und Strahlkraft der hiesigen Germanistik vor Augen führt und damit die Geschichte der Germanistik am Beispiel Heidelberg illustriert.

1923 wurde das „Germanistische Seminar“ gegründet, das seit 1969 sein Domizil im Palais Boisserée hat. Die Geschichte der germanistischen Forschung in Heidelberg reicht jedoch bis in das erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zurück: Ab 1804 bestritten Lehrende anderer Disziplinen wie Historiker, Theologen und Juristen zumindest sporadisch Vorlesungen zur deutschen Sprache und Literatur. 1852 wurde die erste germanistische Professur eingerichtet, die ab 1873 dem „Seminar für neuere Sprachen“, 1877 umbenannt in „Germanisch-Romanisches Seminar“, zugeordnet war. In dieser Phase stand, zumindest in Heidelberg, die neuere deutsche Literatur noch im Schatten der Altphilologie.

1888 wurde mit der Benennung von Wilhelm Braune als Ordinarius für germanische Sprache und Literatur die Trennung von der Romanistik personell vollzogen. Mit der Berufung von Max von Waldberg zum a.o. Professor 1889 erlebte die neuere deutsche Literaturgeschichte in Heidelberg eine Hochphase. Sie fand 1920 einen Höhepunkt in der Ernennung von Friedrich Gundolf als erstem ordentlichen Professor für Neue Deutsche Literatur, der nicht zuletzt aufgrund seiner Nähe zu Stefan George Studierende wie ein Magnet anzog und auch außerhalb des Fachs zahlreiche Leser fand. Friedrich Panzer wurde 1919 als Nachfolger Wilhelm Braunes Ordinarius für ältere deutsche Literatur. Er prägte die Heidelberger Germanistik in den Jahren des Nationalsozialismus, wenn er als zwar regimekonformer völkisch-deutschnationaler Wissenschaftler, aber wohl nicht – wie Wilhelm Kühlmann, dem Riecke sein Werk widmet, herausgearbeitet hat – als bekennender Nationalsozialist mit der Konzeption des Fachs „Deutschkunde“ Einfluss auf die Bildungspolitik nahm. Zu den im „Dritten Reich“ verfolgten Heidelberger Germanistik-Professoren zählen Rudolf Fahrner, Max von Waldberg, Richard Alewyn und Leopold Perels. „Insgesamt“ scheint die Heidelberger Germanistik „dem Nationalsozialismus eher fern“ gestanden zu haben (S. 96).

Die Germanisten Paul Böckmann und Richard Kienast, die im Entnazifizierungsverfahren der Nachkriegszeit als „entlastet“ eingestuft wurden, stehen über das Jahr 1945 hinaus für personelle Kontinuität. In den 1960er Jahren wurde die Germanistik mit der neugeschaffenen Professur für deutsche Sprachgeschichte im Bereich der Linguistik unter Peter von Polenz als „Quelle der Innovation“ (S. 111) wahrgenommen. Die Literaturwissenschaft hingegen, repräsentiert durch Arthur Henkel, stand „eher für die Bewahrung von Traditionen und Kontinuitäten“ (S. 111). Henkel war bis zu seiner Emeritierung 1980 die prägende Gestalt der Heidelberger Literaturgeschichte. Seine Arbeiten insbesondere zu Goethe oder das gemeinsam mit Albrecht Schöne herausgegebene „Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts“ gelten als Standardwerke. Als Lehrer nahm er mit einem beachtlichen Schülerkreis großen Einfluss auf eine ganze Generation von Germanisten. Daran tat 1969 auch der studentenbewegte Bildersturm auf die Professorenportraits im Germanistischen Seminar unter dem Slogan „Schlagt die Germanistik tot. Färbt die blaue Blume rot“ keinen Abbruch.

Riecke konzentriert sich in seiner chronologischen Darstellung auf die wissenschaftlichen Biografien der Protagonisten und führt dabei eindrucksvoll und detailreich das weitverzweigte Netz der Schüler und Wirkungsstätten vor Augen. Die Geschichte der Heidelberger germanistischen Forschungen liest sich auch insofern als Beitrag zu einer Geschichte der Germanistik, als deren wissenschaftstheoretische Diskurse, Strömungen und Methodologie, darunter beispielsweise der sogenannte „Nibelungenstreit“ zur Genese des Nibelungenlieds, immer wieder zur Sprache kommen.

Rieckes flüssig formulierte Studie sei allen wärmstens zur Lektüre empfohlen, die sich zum einen mit der Geschichte der Geisteswissenschaften, zum anderen mit dem akademischen Leben – auch im Kontext der Heidelberger Stadtgeschichte – beschäftigen.

Ein alphabetisches Verzeichnis der Professoren in Lehre und Forschung der Jahre 1847 bis 1972, ergänzt um die jeweils erschienenen Festschriften, sowie ein Personenregister mit Verweis auf das IGL runden das Buch in seinem Nutzen auch als Nachschlagewerk ab.

Julia Scialpi

**Olha Flachs: Max Freiherr von Waldberg (1858–1938).** Ein Beitrag zur Geschichte der Germanistik, Mattes Verlag, Heidelberg 2016, 417 S., 48,00 Euro

1889 kam er von Czernowitz, der Hauptstadt des habsburgischen Kronlands Bukowina, nach Heidelberg, lehrte, forschte und publizierte hier 44 Jahre lang, betreute 136 Dissertationen, überließ seine Villa dem Staat und vermachte seine Bibliothek der Universität. Einem Tagesvertrieb man ihn von der Hochschule, vernichtete seine wissenschaftliche Existenz und isolierte ihn von der Gesellschaft. Kann man es ihm verdenken, dass er resignierte und die Ergebnisse seiner Forschungen verbrannte? „Niemand hat die Lehre und die Erforschung der Neueren Deutschen Literaturwissenschaft an der Universität Heidelberg so nachhaltig geprägt wie der [...] Literaturhistoriker Max Freiherr von Waldberg (1858–1938)“, schreibt Olha Flachs in ihrem „Beitrag zur Geschichte der Germanistik“ (S. 15). Warum kennen heute die meisten Waldberg höchstens noch als Doktorvater von Goebbels? Zweifellos hat diese Tatsache mit der schlechten Quellenlage zu tun, die Olha Flachs jedoch durch ein immenses Archivstudium weitgehend kompensiert hat.

Die vorliegende Arbeit ist dreigeteilt: Der erste Teil ist der Biografie Waldbergs gewidmet, der aus einer reichen jüdischen Bankiersfamilie im Fürstentum Moldau stammte. Im zweiten Teil behandelt die Autorin unter dem Titel „Wissenschaftliches Arbeiten“ Waldbergs Barockforschungen und seine Arbeiten zur Geschichte des deutschen Romans. Im Zentrum aber steht Waldbergs wissenschaftliche Pionierrolle am Beispiel der von ihm betreuten Dissertationen. Der dritte Teil enthält eine ausführliche Bibliografie aller seiner Publikationen, der handschriftlichen Quellen sowie Sekundärliteratur und Abbildungen.

Der Autorin gebührt das Verdienst, durch ihre Dissertation dem fast vergessenen Heidelberger Germanisten Max von Waldberg ein würdiges Denkmal gesetzt zu haben. In Czernowitz, wo Kaiser Franz Joseph I. 1875 eine Universität mit deutscher Unterrichtssprache gründen ließ, studierte und lehrte der junge Waldberg. Hier wurde er promoviert und habilitierte sich 1884. Doch er wollte weg aus der Provinz, am liebsten an eine preußische Universität, denn er war ein überzeugter Deutschnationaler. 1889 bat die Philosophische Fakultät der Heidelberger Universität das Ministerium, ihn unter Erlass der üblichen Habilitationsbedingungen als Privatdozenten für Neuere Deutsche Sprache und Literatur zu übernehmen. Heidelberg sollte ihm nur eine Zwischenstation sein, doch er blieb bis zu seinem Tode hier. Waldbergs Traum von einem Lehrstuhl an der Marburger Universität blieb angesichts des an preußischen Universitäten herrschenden Antisemitismus Illusion. Erst 1908 wurde er in Heidelberg zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt. Einen Lehrstuhl bekam er nie, den erhielt 1920 der charismatische Friedrich Gundolf (mit dem Privileg, weder lehren noch prüfen zu müssen). Waldberg indes war der bienenfleißige, schlecht bezahlte wissenschaftliche Arbeiter, der sich viel Zeit für seine Studenten und Doktoranden nahm, und der gleichzeitig ein immenses Forschungs- und Publikationspensum absolvierte.

1897 heiratete Waldberg Violetta Platschek (1877–1942) und bewohnte mit ihr seit 1903 „eines der schönsten und größten Anwesen“, die Villa Mönchhofstraße 12–14, in dem auch seine berühmte Bibliothek untergebracht war. Geldmangel und Inflation nötigten ihn 1926,

das Haus gegen eine Leibrente und lebenslängliche Nutznießung dem badischen Staat zu verkaufen.

1933 wurde er nach dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ als „Nicht-Arier“ in den Ruhestand versetzt. Er verzichtete auf seine Lehrveranstaltungen „um unliebsames Aufsehen zu vermeiden und der Universität und Fakultät Schwierigkeiten zu ersparen“ (S. 101). Die für das Sommersemester 1933 angekündigten Veranstaltungen „Lessings Leben und Werke“ und „Barocklyrik“ (S. 369) fanden nicht mehr statt. Von der Ausbürgerung des Ehepaars aus dem badischen Staat sah man nur der Fürsprache des Rektors Willy Andreas wegen ab. 1935 folgte der Entzug der Lehrbefugnis und die Versetzung in den Ruhestand. Von nun an war für ihn der Zaun seines Grundstücks „die Chinesische Wand“ (S. 99), die ihn von der Heidelberger Gesellschaft trennte. Am 6. November 1938 erlag er einem Krebsleiden. (Sein Grab ist noch heute auf dem Bergfriedhof zu sehen. 1950 musste ein Schüler Waldbergs die Universität darauf aufmerksam machen, dass das Grab „sehr vernachlässigt“ sei; S. 99).

1939 zog Violetta von Waldberg in die Moltkestraße 12 zu Helene Brandner: Die Freundin konnte zwar deren drohende Deportation nach Gurs im Oktober 1940 verhindern, nicht aber den angekündigten Abtransport nach Theresienstadt. Am 10. April 1942 nahm sich Freifrau von Waldberg das Leben. „In der Nacht vor ihrem Freitod verbrannte sie alles, was noch von ihrem Mann an Forschungsmaterial und Korrespondenz übrig geblieben war“ (S. 101).

Olha Flachs, deren Arbeit 2016 von der Neuphilologischen Fakultät der Universität Heidelberg als Dissertation angenommen wurde, dankt im Vorwort ihrem „großen Lehrer und Meister Prof. Dr. Wilhelm Kühlmann“. Dieser, seit 1987 Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Heidelberg, nannte 2006 in einem Aufsatz über die Germanistik in Heidelberg das Schicksal der Waldbergs „eines der beschämendsten und traurigsten Kapitel der Universitätsgeschichte“ (Wolfgang U. Eckart et al. (Hg.), Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus, Heidelberg 2006, S. 361). Olha Flachs hat dieses Kapitel nun aufgearbeitet. Sie ist keine Muttersprachlerin, dennoch lieferte sie ein auch sprachlich hervorragendes Werk ab. Sie hat eine riesige Menge an Material gesichtet und bewertet. Jedes größere literaturhistorische Werk Waldbergs wird von ihr ausführlich dargestellt und analysiert. Das Verhältnis zu seinem Schüler und Kollegen Friedrich Gundolf, welches im Übrigen ein freundschaftliches war, wird ebenso behandelt, wie sein Umgang mit dem Studenten Joseph Goebbels.

Den größten Raum (S. 129–252) nimmt, der Fragestellung entsprechend, die Darstellung der wissenschaftlichen Arbeiten Waldbergs ein. Es handelt sich hierbei um Studien zur weltlichen Lyrik des 17. Jahrhunderts, um Editionen von „Gesellschaftsliedsammlungen“ (ein von der heutigen Germanistik als problematisch angesehener Begriff), Sammlungen von Perioden (Programmhefte) und Dramen des Jesuitentheaters, Beiträge zur Goethe-Forschung, oder Waldbergs (nicht verwirklichter) Plan einer Geschichte des deutschen Romans (S. 214–252). Waldberg hat auch den Besuch Goethes in Heidelberg am 23. September 1779 „entdeckt“ und publiziert (S. 213).

Das 7. und letzte Kapitel des zweiten Teils der Dissertation ist dem „Doktorvater Max von Waldberg“ gewidmet. Hier ist Olha Flachs – wie ihr Forschungsobjekt – eine Pionierin: Max von Waldberg hat in den 44 Jahren seiner Lehrtätigkeit über 136 Doktorarbeiten nicht nur betreut, sondern oft auch angeregt und damit der Literaturwissenschaft neue Gebiete erschlossen. Themen wie „Der nordische Aufseher“, die „Geschichte des Theaterzettels“, „Die à part Technik im deutschen Schauspiel“, „Die ‚Satire‘ bei Ludwig Tieck“ finden sich in dieser Liste. Olha Flachs hat die Dissertationen und Gutachten unter verschiedenen Gesichtspunkten zusammengestellt, so dass sich auch dem Nicht-Germanisten die „Breite der Forschungsinteressen und Kompetenzen Waldbergs“ (S. 253) erschließt. Waldberg promovierte u. a. Karl Vossler, Bertha Kipfmüller, Richard Benz, Rudolf K. Goldschmitt-Jentner, Richard Alewyn und Hugo Friedrich. Im Gegensatz zu manchen Fachkollegen trug Waldberg keine Bedenken, zu seinen Lehrveranstaltungen Frauen zuzulassen (S. 315).

Warum wurde Max von Waldberg so gründlich vergessen? Viele seiner Studierenden waren Juden oder Jüdinnen, und ihr späteres Schicksal ist oft ungewiss. Andere machten in den 1930er Jahren Karriere und wollten sich nicht mehr an ihren Doktorvater erinnern. Das gilt nicht nur für den Minister Goebbels, sondern etwa auch für den Romanisten Hugo Friedrich und den Kunsthistoriker Hubert Schrade.

Olha Flachs korrigiert in ihrer Arbeit das einseitige Bild von Waldberg als einem „anachronistischen Positivisten und Quellenforscher“ (S. 253), als der er häufig abgetan wurde. Waldberg, so fand Flachs heraus, habe u. a. „viele Untersuchungen zur regionalen – badischen und pfälzischen – Theatergeschichte angeregt“ (S. 281). Er plante auch, eine Abhandlung über die Heidelberger Theatergeschichte zu veröffentlichen, zu der es leider nicht kam. Er erkannte früh die Bedeutung von soziologischen Problemen und hielt seine Doktoranden zu ihrer Untersuchung an (S. 288).

Die vorliegende Arbeit ist nicht nur ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Germanistik in Heidelberg, sondern erhellt ebenso Aspekte der hiesigen Gesellschaft und der Schicksale Einzelner vom Kaiserreich bis in die vierziger Jahre des 20. Jahrhunderts.

Hansjoachim Räther

### **Initiative Stolpersteine in Heidelberg (Hg.): Stolpersteine in Heidelberg,** Kurpfälzischer Verlag, Heidelberg 2017, 192 S., 15,00 Euro

Stolpersteine in Heidelberg – einladend wirkt das dunkelgrüne Cover dieses Bandes mit seiner Leiste matt schimmernder Gedenksteine auf dem Umschlag. 152 von ihnen sind seit 2010 in unserer Stadt verlegt worden, eine beachtliche Zahl angesichts der Schwierigkeiten, mit denen die Initiative Stolpersteine anfangs zu kämpfen hatte. Sie werden im ersten Beitrag des Buches eindringlich geschildert.

Im Text wird von dem informellen Treffen engagierter Bürger Heidelbergs im Jahre 2008 berichtet, die etwas gegen das Vergessen der nationalsozialistischen Verbrechen unternehmen wollten. Ihr Konzept: die Dezentralisierung der Erinnerung. Sie wollten Lebensspuren der Opfer im Alltag sichern, wollten zeigen, dass sie „mitten unter uns“ gelebt hatten. Jeder, der sich aufgerufen fühlte, sollte bei dieser Aufgabe mitwirken können – ob durch Recherchen oder die Übernahme von Patenschaften. So sollte auch eine Brücke zwischen den Generationen geschaffen werden, eine lebendige Beziehung zwischen den Opfern und den heute Lebenden. Man entschied sich daher für die Verlegung von „Stolpersteinen“, wie sie bereits anderwärts vom Künstler Gunter Demnig angebracht worden waren. Indes brauchte man dafür die Genehmigung der Stadtverwaltung, da der öffentliche Raum berührt war. Die erste Anfrage der Initiative wurde entschieden zurückgewiesen, aber die Bürger gaben nicht auf. Man kann den Mut, aber auch ihre Geduld und Hartnäckigkeit nur bewundern; nach wiederholten Anläufen erreichten sie im Jahr 2010 endlich, dass der Gemeinderat das Projekt (fast) einmütig billigte.

Das Straßenverzeichnis im Schlussteil des Buches belegt, dass die bisher geehrten Opfer wirklich Teil der Heidelberger Bevölkerung gewesen waren, sie waren Nachbarn, hatten in der Altstadt, in Neuenheim, der Weststadt oder Rohrbach gewohnt. Indes ergibt sich aus dem Wissen um die räumliche Nähe allein noch keine Emotionalisierung der Geschichte. Sie setzt den Blick auf das persönliche Leben der Betroffenen voraus; es mussten also die spärlichen Daten auf den Messingplättchen durch biografische Angaben an anderer Stelle ergänzt werden. Daher wurden Kurzbiografien in Broschüren abgedruckt, die auf den mit der Verlegung verbundenen Gedenkfeiern verlesen wurden. Sie konnten aber nicht im Buchhandel erworben werden und waren schwer greifbar.

Deshalb ist der jetzt erscheinende Sammelband, der die ersten Broschüren aus den Jahren 2010 bis 2015 zusammenfasst, so wichtig. Mit seinen über 100 Fotos entreißt er die Vertriebe-

nen und Ermordeten aus ihrer Anonymität als Opfer. Der Text ermöglicht eine Identifizierung mit ihnen als Personen und lässt den Leser so an ihrem Schicksal teilnehmen. Ergänzt werden die Biografien durch mehrere Exkurse mit allgemeinen Informationen, die den Kontext für das individuelle Schicksal ergeben.

Aus dem Buch wird die ganze Bandbreite des jüdischen Lebens in Heidelberg vor 1940 ersichtlich: wohlhabende Geschäftsleute mit großbürgerlichem Lebensstil, Wissenschaftler, Juristen und Mediziner oder auch Intellektuelle mit ungesichertem Einkommen sowie Kleinhändler mit eigenem Laden. Welchen Rückhalt hatten sie? Nicht mehr alle waren gläubige Juden, und nicht alle konnten sich noch auf eine große, ihnen eng verbundene Familie stützen. Da waren z.B. die Gebrüder Hochherr, Eigentümer einer florierenden Tabakfabrik. Sie lebten in einem fraglos anerkannten engen Familienverbund, der sich auf dem Bild S. 59 widerspiegelt. Aber einer der Brüder, Simon Hochherr, war orthodoxer Jude, der mit anderen einen „Verein gesetzestreuer Juden“ gründete, für sie wurde in der Plöck eigens eine orthodoxe Synagoge errichtet. Sein Bruder Ferdinand galt dagegen als liberal. Jakob Geißmar, dessen Großvater noch Bezirksrabbiner gewesen war, war selbst Mitglied der evangelischen Heiliggeistgemeinde. Den Typus des Wissenschaftlers verkörperten die Damen Drs. Anna und Klara Hamburger. Sie hatten sich aus Heimat und Familie gelöst, um in Heidelberg an dem hier seit der Jahrhundertwende möglichen Frauenstudium teilzunehmen. Beide studierten Naturwissenschaften mit großem Erfolg (vgl. Bild S. 94 f.) und schufen sich einen eigenen Lebenskreis mit gleich gesinnten Frauen. Einen ähnlichen Weg ging Dr. Elise Dosenheimer, auch sie verließ ihre Familie, studierte Philologie und Philosophie, verband aber ihre wissenschaftlichen Interessen mit einem ausgeprägten politischen Engagement. Sie war Pazifistin und gehörte dem radikalen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung an. Literarisch hielt sie dagegen an der Klassik fest, während etwa der Lyriker Alfred Mombert nach ganz neuen Ausdrucksformen für das Europa der Jahrhundertwende suchte.

Eine Vielzahl von Lebensentwürfen also, und alle im Gleichklang mit ihren nichtjüdischen Nachbarn, die sich ebenfalls ihren Platz in einer sich verändernden und säkularisierten Gesellschaft suchen mussten. Um so schmerzlicher müssen die Betroffenen ihre Ausgrenzung erlebt haben. Die Zeittafel im Schlussteil des Buches enthält eine genaue Übersicht über alle Schikanen und Verfolgungsmaßnahmen in der Zeit von 1933–1945.

Zwar liegt das Schwergewicht auf der rassistischen Verfolgung, aber es kommen im Buch auch die anderen Opfergruppen in den Blick: die politisch Verfolgten etwa, die Zeugen Jehovas oder die der Euthanasie zum Opfer gefallenen Kranken und Behinderten. Beispielhaft sei das Schicksal der Eheleute Seitz genannt, überzeugte Sozialdemokraten, die für die bloße Mitarbeit an einer oppositionellen Zeitung zum Tode verurteilt wurden. Hingewiesen sei auch auf den Leidensweg der Zeugen Jehovas Julius Rinklin und Gustav Bopp, die unbeirrt an ihrem Glauben festhielten. Ihre Gewissensentscheidung führte sie mehrfach ins Gefängnis und zuletzt ins KZ, wo sie alsbald ums Leben kamen.

All diese Biografien erwecken Mitleid und Empörung, aber darüber hinaus regt das Buch den aufmerksamen Leser an, sich selbst mit dem Thema zu beschäftigen und weitergehende Fragen zu stellen. Einige der Opfer konnten der Vernichtung ja entkommen. Gab es vielleicht bestimmte Dispositionen für eine (rechtzeitige) Emigration? Spielte das Alter eine Rolle oder auch die Herkunft? Auf der Suche nach Antworten kann man sich auf das vorliegende Material stützen, und besonders hilfreich sind dabei die im Schlussteil angebotenen Register. Hier findet sich nicht nur ein Personen- und Ortsregister, sondern auch ein Register der Geburtsorte sowie ein Verzeichnis der benutzten und weiterführenden Literatur.

Eine wissenschaftliche Betrachtung der Stolperstein-Aktion beschließt den vorliegenden Band. Im WS 2015/16 hatte eine Gruppe Heidelberger Studenten unter der Leitung von Dr. Kerstin von Lingen und Prof. Cord Arendes das Konzept dieses Erinnerungsmediums analysiert. Der Initiator Demnig war davon überzeugt, dass dezentrale Erinnerungsorte die Geschichte sehr viel besser „zum Sprechen bringen“ könnten als große zentrale Mahnmale.

Dies bestätigten die Studenten, die z.T. erst im Laufe ihrer Arbeit statt der „sattsam bekannten Fakten“ ein persönliches Interesse am Thema gewannen. Demnig wollte aber mit der Emotionalisierung der Betrachter die Ehrung der Opfer verbinden. Sie sollten „ihren Namen zurückerhalten“. Dieses Verständnis blieb bekanntlich nicht unumstritten. Die Vorsitzende der jüdischen Kultusgemeinde München, Charlotte Knobloch, lehnt Stolpersteine strikt ab, durch sie würde die Würde der Opfer ein zweites Mal „mit Füßen getreten“. Ihr Argument wurde von den Studenten ernst genommen und diskutiert, die Auffassung Demnigs aber für überzeugender gehalten. Sie konnten sich dabei auch auf die Kulturwissenschaftlerin Alaida Assmann stützen, die auf einer anderen Ebene begründet hatte, warum die Emotionalisierung der Geschichte für die Bildung einer lebendigen Erinnerungskultur so wichtig sei. Die persönliche Betroffenheit der Betrachter führe durch Gespräche untereinander zu einem kommunikativen Gedächtnis, das im Rahmen der Gesellschaft auch zu einem Deutungswandel des Geschehens führen werde.

Der Schlussartikel bekräftigt also die Hoffnung der Heidelberger Initiative: die Stolpersteine sollen und können auch in Heidelberg den Weg vom Schweigen der Nachkriegszeit zum ehrenden Gedächtnis in der Gegenwart bahnen.

Ingeborg Ast

**Hans Jörg Staehle: Gottesdiener, Gotteskrieger & Gottesmanager.** Zeugnisse aus dem Kirchenleben von Heidelberg-Handschuhsheim im 20. Jahrhundert und heute, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2016, 232 S., 26,80 Euro

Hans Jörg Staehle, Direktor der Poliklinik für Zahnerhaltungskunde der Universität Heidelberg, hat nach zwei satirisch orientierten Fotobüchern nun ein sehr ernsthaftes, passagenweise auch verstörendes Werk zur Kirchengeschichte Handschuhsheims in der NS-Zeit vorgelegt. Hintergrund waren 2014/15 Diskussionen im Evangelischen Männerverein bei der Vorbereitung der Feier der Ersterwähnung Handschuhsheims vor 1250 Jahren. Dem Wunsch nach Aufklärung über die Jahre 1933 bis 1945 kam Staehle durch eigenes Quellenstudium und Moderation der Diskussionen nach. Dabei legte er Wert darauf, dass auch die Zeit nach 1945 bis zur Gegenwart einbezogen wird.

In Handschuhsheim gab es 1933 zwei evangelische Pfarrer: Heinrich Vogelmann war seit 1933 NSDAP-Mitglied und trat 1934 der Bekennenden Kirche bei; Karl Höfer wurde 1933 Deutscher Christ. Beide huldigten bis 1945 dem Hitlerregime. Hauptquelle sind die gedruckten Gemeindebriefe dieser Jahre, 100 Ausgaben zwischen 1933 und 1941, die Staehle erstmals ausgewertet. Vogelmann schlug seine Schüler im Religionsunterricht, Höfer seine nicht. Dafür gibt es Zeitzeugnisse. Erschreckend zu lesen ist, wie es beiden gelang, 1948 nicht mehr als Mitläufer, sondern als Opfer des Regimes eingestuft zu werden und sich dadurch im Amt zu halten.

In Handschuhsheim wohnten prominente Ruheständler. Otto Frommel, Praktischer Theologe an der Universität und Pfarrer in der Weststadt, hielt am 10. November 1938, also am Abend nach der Kristallnacht, einen Vortrag über den Apostel Paulus, der – nach dem Bericht im Gemeindeblatt – von den Juden verfolgt wurde und insgesamt das junge Christentum vom Judentum befreit habe (S. 46f.). Das ist ein verstörender Quellenfund. Hermann Maas hob 1955 am Grab Vogelmanns dessen „Apostelamt der kirchlichen Presse“ hervor (S. 79), obwohl er seine Hitlerereien bestens kannte. Für beide, Frommel und Maas, fordert Staehle zu Recht neue, vertiefende Untersuchungen.

Die katholische Gemeinde mit ihrem Pfarrer Franz Rudolf war eher gefeit gegen die Versuche des Nationalsozialismus (S. 113–136). Aber auch am katholischen Pfarrhaus mussten schließlich NS-Fahnen hängen. Widerstandspotenzial gab es in der Frage der kirchlichen Betreuung der Zwangsarbeiter aus Polen.

Die Kapitel über die Zeit nach 1945 sind weniger dicht. Wichtig scheint mir der Hinweis des als Zeitzeugen einbezogenen Kirchenhistorikers Eckhart Marggraf auf Hans Ehrenberg zu sein. Dieser hatte sich als Jude 1909 (nicht 1918) taufen lassen. 1922 legte er seine Heidelberger Dozentur nieder und wurde evangelischer Pfarrer im Ruhrgebiet. Sein Engagement bei den Religiösen Sozialisten und 1934 in der Bekennenden Kirche endete 1938 im KZ, aus dem er nach England gerettet wurde. Von 1953 bis zu seinem Tod 1958 lebte er in Handschuhsheim. In der Friedenskirche stand er mehrfach auf der Kanzel (S. 177). Auch wenn das Gemeindeblatt darüber nichts berichtet, kann sein Schicksal in Heidelberg nicht verborgen geblieben sein. In seinem Buch „In der Schule Pascals“, 1954 in Heidelberg verlegt, geht Ehrenberg auf einige der Fragen ein, die Staehle einleitend als bislang unbeantwortet aufgelistet hat: Welche Haltung nimmt die Kirche gegen den Antisemitismus ein? Wie geht die Theologie mit Luthers Ausfällen gegen die Juden um? Es gab also eine Öffentlichkeit, die sich den Fragen der Zeit intensiver stellte als die engere Kirchengemeinde.

Gegen Staehles Buch ließe sich einwenden, es habe methodische Mängel, weil der Autor kein Kirchenhistoriker sei. Ein solcher Einwand greift völlig daneben. Gerade weil die Theologie die jüngere Geschichte nicht wirksam aufgearbeitet hat, konnte dieses Buch nur ein Laie erarbeiten. Das muss in der Dekade der Reformation festgehalten werden. Nachdem die „Gotteskrieger“ in Handschuhsheim große Aufmerksamkeit gefunden und heftige Debatten ausgelöst haben, sind nun die Theologen und Historiker aufgefordert, die Untersuchungen zu vertiefen und auf die übrigen Stadtteile auszudehnen.

Hans-Martin Mumm

**Anita Awosusi: Vater unser.** Eine Sintifamilie erzählt, Verlag Regionalkultur, Ubstadt-Weiher u.a. 2016, 95 S., 12,00 Euro

„Eigentlich müsste man Hermann Weiß postum zum Ehrenbürger seiner Stadt ernennen“ schließt Michael Krausnick das Vorwort der „Doppelbiographie“ von Anita Awosusi über sich und ihren Vater, einen Geigenbauer und Musiker aus Karlsruhe. Die Autorin ist 1956 geboren und war mehr als 20 Jahre als Referatsleiterin im Heidelberger „Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma“ tätig. Sie arbeitete an Büchern, Hörfunksendungen, Filmen und Ausstellungen mit und führte Besucher durch die Ausstellungen des Zentrums. Als aktive Bürgerrechtlerin setzt sie sich für die Rechte ihrer deutschen Minderheit ein.

Anders als die Juden haben die „Sinti und Roma“, wie die offizielle Bezeichnung der Zigeuner heute lautet, keine ausländischen Unterstützer. Sie blieben nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs sozial ausgegrenzt, und das Vertrauen in einen deutschen Rechtsstaat konnte erst einmal nur sehr langsam geweckt werden. Sie mussten sich, ähnlich wie die Homosexuellen, die Anerkennung als gleichberechtigte deutsche Bürger mühsam erkämpfen – und als sie das Ziel erreicht hatten, war es für eine „Wiedergutmachung“ für die meisten Überlebenden zu spät.

Ohne Bitterkeit und mit viel natürlicher Erzählkunst wird aus der Sicht einer Tochter, die in der Abgeschlossenheit einer harmonischen Großfamilie aufwuchs, das Schicksal des bewunderten und geliebten Vaters geschildert. Die Zigeuner waren in der nationalsozialistischen Rassengesetzgebung zur „Reinhaltung des deutschen Blutes“ offenbar vergessen worden. Doch wurden sie in den Gesetzeskommentaren mit den Juden gleichgestellt. Der Großvater hatte 1938 noch eine Auswanderung abgelehnt, da er seine Geigenbauwerkstatt nicht verlassen konnte. So war die Familie 1940 deportiert und in Gettos und Konzentrationslager eingesperrt worden. Als der Krieg zu Ende ging, hatte man den Vater in einer deutschen Offiziersuniform als Kanonenfutter an die Ostfront geschickt, wo er mit unwahrscheinlichem Glück überlebte, um anschließend drei bittere Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft zu verbringen.

Die Autorin wuchs als Kind glücklich und vom Vater streng behütet in einer von der ablehnenden Umgebung so weit wie möglich abgeschirmten Welt auf. Geschickt weiß sie in ihrer Erzählung die Abschnitte aus dem Leben des Vaters und der Familie mit Episoden aus dem eigenen Erleben zu verbinden. So wird das Buch zu einem „Stolperstein“, nicht nur für die schreckliche Zeit des Dritten Reiches, sondern auch für unsere bundesrepublikanische Zeit. Mit dem Schicksal der Zigeuner, die mit etwa 500 000 Opfern des Naziregimes neben den 6 Millionen jüdischen Opfern gern übersehen werden, wird deutlich, dass Antisemitismus und Rassismus nicht identisch sind.

Dieses schmale Buch ist beeindruckend, und man wird es nicht aus der Hand legen, ohne von seinem Text und seinen Bildern innerlich berührt zu sein. Die Last der deutschen Vergangenheit kann es nicht vergrößern, aber es zeigt einmal mehr, wie umfassend diese Last ist.

Ewald Keßler

**Christian Pross: „Wir wollten ins Verderben rennen.“** Die Geschichte des Sozialistischen Patientenkollektiv Heidelberg 1970–1971, unter Mitarbeit von Sonja Schweizer und Julia Wagner, Psychiatrie Verlag, Köln 2016, 504 S., 39,95 Euro

Fast ein halbes Jahrhundert nach dem Auf- und Abtauchen des Sozialistischen Patientenkollektivs (SPK) an der Heidelberger Universität 1970/71 füllte sich Anfang November 2016 der Hörsaal 13 der Neuen Universität bis auf den letzten Platz. Eingeladen hatte der renommierte Psychiatrie Verlag zur Vorstellung einer Untersuchung des Medizinhistorikers Christian Pross über das Sozialistische Patientenkollektiv (SPK), das von Ende Februar 1970 bis Mitte Juli 1971 an der Universität Heidelberg bestand. Schon der Titel von Pross' Buch ist irritierend: „Wir wollten ins Verderben rennen.“ Die eher beiläufige Aussage eines der 63 Zeitzeugen, die Pross und seine Mitarbeiterinnen interviewten, bringt das schon damals Verstörende am SPK auf den Punkt.

Entstanden war das SPK 1969/70 aus Therapiegruppen an der psychiatrischen Poliklinik, die seit 1968 auf Initiative des Arztes Dr. Wolfgang Huber existierten. Moderne therapeutische, gruppenspezifische und von der Antipsychiatrie beeinflusste Ansätze kollidierten indes mit den zunehmend kämpferisch-radikalen Positionen Hubers innerhalb der Klinik. Nach seiner Entlassung Anfang 1970 wurde das SPK zu einer regelrechten „Massen“bewegung (über 500 Patienten), erhielt auf Betreiben des liberalen Uni-Rektors Rolf Rendtorff Räume in der Rohrbacher Straße und durchlief mit maximaler Beschleunigung einen (auch selbstzerstörerischen) Radikalisierungsprozess. Die zentrale Parole „Aus der Krankheit eine Waffe machen“ war zur wortwörtlich genommenen Handlungsanleitung geworden. Huber wurde am 25. Juni 1971 nach einer spektakulären Polizeiaktion in Wiesenbach, bei der ein Polizist angeschossen wurde, verhaftet und mit anderen SPK-Aktiven zu langjährigen Haftstrafen verurteilt. Kontakte zur RAF bestanden, waren aber für das SPK nicht konstitutiv.

Pross versucht, die inneren und äußeren Wege des SPK in den hoch verdichteten Monaten seiner Existenz einzufangen. Mit zahlreichen Dokumenten, dem üppigen Schriften- und Flugblätterbestand, Statements von Zeitgenossen und Ex-Patienten, die zusammengenommen nicht immer ein kohärentes Bild ergeben. Alles am SPK war hypertheoretisch, aggressiv-zugespielt, maximal radikalisiert, aber eben auch mehr als das. Ein Unterstrom von bedingungsloser Zuwendung zu den Patienten, von durch und durch legitimer Psychiatriekritik und insbesondere die Infragestellung der Patient-Arzt-Hierarchien sind sichtbar, auch wenn die therapeutische Praxis haarsträubend war. Daneben bedienten die Protagonisten des SPK alle öffentlichen Stereotypen gegen Linke und linke Radikale bis hin zur respektlos-fäkalisierenden Sprache, die auch da Distanz schaffte, wo wohlmeinend-solidarische Unterstützung angeboten wurde.

Der Autor Pross gehörte damals, was seine Position wissenschaftlich erschwerte, aber eine authentische Innensicht ermöglichte, als Heidelberger Medizinstudent – entsetzt von eigenen Studiums-Erfahrungen in Psychiatrischen Krankenhäusern – zum inneren Kreis des SPK. Er reflektiert biografisch dieses unkritische und naive Solidaritätsintermezzo, an dessen Ende er von den SPK-Wortführern mit „Schimpf und Schande“ zum Teufel gejagt wurde. Sein Buch ist auch der Versuch, mit großem Abstand, aber erinnerungs- und erfahrungsgesättigt die fast kriegerischen Konfliktlinien aufzuzeigen, die das damalige Universitätsleben bestimmten. Mit all ihren Paradoxien und Widersprüchen. Rückblickend erscheint darin die Heidelberger Universitätspsychiatrie unter Prof. Walter Ritter von Baeyer als reformerischer Leuchtturm der Nachkriegspsychiatrie, auch wenn der konziliante Ordinarius von Baeyer die Konservativen und Reaktionäre in seiner Klinik weiter beschäftigte. Aber so wenig kompromissfähig Huber und sein Anhang waren, so wenig waren es die anderen Klinikdirektoren und vermutlich das ganze universitäre Establishment. Für diese waren Huber und sein Team Scharlatane, Hassprediger und sonstige Irre. Im Kampfkontext der Universität konnte ein neues Wahnbild entstehen: SPK, K(ommunistische)-Gruppen, die Linken und die Liberalen um Rektor Rendtorff – nichts als ein brandgefährliches Konglomerat, das es niederzuringen galt.

Im Kontrastprogramm dazu der an Karikaturen und Grottesken leider überreiche örtliche Linksradikalismus, von dem Huber nur eine Variante war. Ein Selfmade-Linker, der sich im Wochentakt radikalisierte. Der von Aus- und Abgrenzung zehrte, sich in der Retter-Attitüde stilisierte und mit einer Quirlmischung aus Hegel, Marx und Lenin seine Sicht aufs System zum Wahrheitsdogma aufrüstete. „Krankheit ist Gesundheit in einer kranken Gesellschaft.“ Wird das in Krankheit verkapselte Potential entfesselt, entsteht revolutionäres Handeln. Denken kann man das. Vielleicht hilft es sogar, kurzzeitig. Schafft Solidarität, geistige Heimat, Geborgenheit. Für Patienten, die plötzlich Revolutionäre sein sollten, war es zerstörerisch und gefährlich. Die meisten, die Pross befragen konnte, sehen das genauso. Pross Text erinnert auch an jene, die daran zerbrochen sind.

Was Pross auch rekonstruiert, ist die von heute aus gesehen schier unfassliche Bereitschaft, dem SPK Arbeits- und Wirkungsbedingungen zu schaffen. Vom Verwaltungsrat der Universität bis zu einzelnen Hochschullehrern, von Prominenten wie Prof. Horst Eberhard Richter („Die Gruppe“), Prof. Peter Brückner, und Unterstützern vor Ort wie Dr. Dieter Spazier und Jörg Bopp (Initiatoren und Leiter der psychotherapeutische Studienberatung) und natürlich Rektor Rolf Rendtorff reichten diese Initiativen. Auch linke Gruppen, anfangs sogar der SDS durch Thomas Ripke, versuchten, auf das SPK einzuwirken. Psychische Not und Therapiebedarf waren doch überdeutlich und drängend. Warum nicht einen schützenden Fokus gewährleisten? Rettungsversuche, die die SPK-Aktivisten gewöhnlich mit Häme, Spott und triefendem Hass abfertigten. Und die für das Kartell aus Kultusministerium, Ordinarien und schriller Lokalpresse nur ein weiterer Anlass waren, dem Spuk ein Ende zu bereiten.

Noch eine Tiefenschicht ließe sich aus Pross` Untersuchung destillieren: Das universelle Umkippen von Kritik, Solidarität und Mitleiden in Gewaltphantasien, Feindschaft und Krieg. Der Aufstieg eines Milieus aus Sekten und Zirkeln, in denen der moderne Populismus ebenso gedeiht wie der alte Kadertyp. Das SPK erscheint als Menetekel, wie aus einer kreativen Studentenbewegung Hardcore-Kader entstanden, die – nach einer Sentenz von Marx – die Tragödien der Geschichte nochmals als Komödien nachspielen. Und dadurch eine historisch wertvolle, innovative Bewegung zugrunde richteten. Ja, Heidelberg hätte damals schon ein Ort sein können, in dem Hochschule und Gesellschaft Fortschritte gemacht hätten. So wie es später die Bürgerinitiativen, kulturelle und lebensreformerische Bewegungen und engagierte Einzelne praktiziert haben.

Um 1970/71 standen die Zeichen dagegen auf Sturm. Erfolge wie eine Rote-Punkt-Aktion machten misstrauisch und weckten den Verdacht, man habe mit dem Feind kooperiert. Wer den Diskurs verweigerte, hatte Recht. Wenn die Wirklichkeit nicht will, muss man sie zwingen und biegen. Huber und das SPK standen damit nicht allein, sondern verkörperten die fatale

Zuspitzung eines von heute aus gesehen grotesken Mainstreams in dieser doch vorwiegend akademischen Revolte. Wer die 460 Textseiten von Christian Pross' Untersuchung bewältigt hat, mag Trauer und Bedauern spüren über die damals vertanen Chancen. Oder froh sein, dass die Geschichte nicht 1971 endete.

Norbert Giovannini

**Klaus von Beyme: Bruchstücke der Erinnerung eines Sozialwissenschaftlers**, Springer Fachmedien, Wiesbaden 2016, 242 S., 29,99 Euro, eBook 22,99 Euro

Am Ende des einleitenden Kapitels seiner „Bruchstücke“ schreibt von Beyme, dass er hofft, „dass Kinder und Enkel trotz der überwiegend trockenen Wissenschaftsmaterie dieses Essays einiges über die Vergangenheit in Ost und West wenigstens durch meine subjektive Brille profitieren können“. Das klingt bescheiden. Aber natürlich richtet sich der Text durch seine Veröffentlichung an einen viel größeren Kreis von Lesern und Leserinnen, die nicht zu diesem Verwandtenkreis gehören und man kann fragen, welchen Profit sie von den Erinnerungen des Sozialwissenschaftlers Klaus von Beyme haben.

Der Nestor der deutschen Politikwissenschaft, wie er häufig genannt wird, erzählt weitgehend chronologisch seine Lebensgeschichte: von seiner Kindheit in Schlesien auf dem Gut seiner Eltern, von der Flucht, die schließlich in Niedersachsen endet, wo er in Celle Abitur macht und anschließend in Braunschweig eine Buchhändlerlehre absolviert. Danach, mit dem Beginn des Studiums, beginnt auch sein Leben in Heidelberg. Das anfängliche Jurastudium ist noch ein Zugeständnis an die Familie, aber von Beymes Interessen lagen woanders: Soziologie, Geschichte und zunehmend auch Politikwissenschaft interessierten ihn. Wegen Alfred Weber war er nach Heidelberg gekommen, aber sein Förderer wurde Carl J. Friedrich. Er verschaffte ihm ein Stipendium für einen Studienaufenthalt in Harvard, am dortigen Russian Research Centre. Davor hatte von Beyme als einer der ersten westdeutschen Studenten in Moskau studiert. Und so wird es in den nächsten Jahrzehnten weitergehen: von Beyme pflegt und intensiviert Beziehungen nach Ost und West. Während des Studiums trampelt er durch West- und erstaunlicherweise auch durch Osteuropa, die Einladungen zu Weltjugendfestspielen oder ähnlichen Veranstaltungen nutzend; später sind es Forschungsaufenthalte bzw. Begegnungen in offizieller Mission als Fachverbandsvertreter, die den Sprachgewandten in viele Länder, auch über Europa hinaus führen.

Als junger Professor wird von Beyme – jetzt schon mit Familie – nach Tübingen berufen, kehrt aber 1973 nach Heidelberg zurück, in die „Kleinstadt“, wo er sich so wohl fühlt, dass er alle künftigen Angebote zu wechseln ablehnt. Die Studentenunruhen haben bekanntlich die „Provinz in Aufruhr“ versetzt, besonders in Heidelberg. Beyme hatte bereits in Tübingen „geübt“ und so gelang ihm auch am Heidelberger Institut die Bändigung der Rebellierenden, nach seiner Darstellung auch mit Witzchen und Ausdauer. Ein „Scheißliberaler“ für die Studenten und ein Linker für die Konservativen sieht er sich selbst als „Erz-Neopositivist Popperscher Prägung“. 1999 wird von Beyme emeritiert und selbst noch in der Schilderung der Abschiedsveranstaltung in der Alten Aula ist zu spüren, wie gerührt und erfreut er über die große Anerkennung war, die ihm dort entgegengebracht wurde.

Von Beyme beschreibt die Heidelberger Wissenschaftsszene nicht neutral. So schätzt er den Historiker Albertini wegen seiner Vielseitigkeit mehr als Conze („hatte gelegentlich etwas Pedantisches an sich“), Bewunderung äußert er für Koselleck. Bei den Kunsthistorikern schätzt er Erwin Walter Palm, diesen mehr als dessen Frau Hilde Domin (wegen ihrer „nervigen Art“). Zu Sternberger, dessen Nachfolger er wurde, bleibt das Verhältnis ambivalent, er würdigt ihn aber als *homme de lettres*.

Von Beymes Mitarbeit (zeitweise als Präsident) in der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft und in der International Political Science Association und weitere ehrenamtliche Tätigkeiten in verschiedenen Institutionen verlegen viele seiner Aktivitäten nach außerhalb, auch auf die internationale Ebene, aber das „nette Häuschen“ in Ziegelhausen und das Institut in der Marstallstraße bleiben feste Bezugspunkte.

Der Leser bzw. die Leserin erfährt viel über das Leben des Wissenschaftlers von Beyme, aber auch viel Privates über seine Familie. Besonders die geschilderten Fahrten in Länder des Ostblocks zu Zeiten des Kalten Krieges dürften Staunen erregen. Und die Einblicke in den Wissenschaftsbetrieb, auch mit seinen Intrigen und politischen Einflüssen, können dem Leser ein realistisches Bild eines ihm sonst fremden Bereichs vermitteln. Von trockener Wissenschaftsmaterie kann kaum die Rede sein, da von Beyme sehr kurzweilig und lebendig erzählt, Anekdoten und witzige Formulierungen einstreudend (den sozialen Aufstieg seiner Familie nennt er z.B. einen „sozialen Klimmzug“, als „intellektuelles Sportabzeichen“ bezeichnet er die häufigen Dokortitel ohne wissenschaftliche Ambitionen), man hört ihn geradezu so reden, wie er es auch in seinen Vorlesungen getan hat. Seine zu Anfang geäußerte Feststellung, dass geschriebene Erinnerungen häufig langweilig seien, trifft auf seine „Bruchstücke“ nicht zu. Wer neugierig darauf ist, vom Leben eines wohl nicht ganz typischen deutschen Professors, eines „unangepassten Intellektuellen“ (so sein eigenes Wunschbild) etwas zu erfahren, dem wird dieses Buch gefallen.

Ingrid Moraw

**Anita Bindner: Heidelberg.** Der Film. Die Geschichte, Produktion: Haus des Dokumentarfilms Stuttgart, 2016, DVD 45 Minuten, 19,95 Euro

„Das ist Heidelberg...“, dazu schmalzige Geigenklänge, während dessen O.W. Fischer einer Touristin den Blick über die Stadt von der Schlossterrasse aus erklärt. So beginnt die Heidelberg-Dokumentation der Stuttgarter Filmemacherin Anita Bindner, die das „Haus des Dokumentarfilms“ in Stuttgart in Zusammenarbeit mit dem SWR, mit „Heidelberg Marketing“ und dem Stadtarchiv zusammengestellt hat. Sie umfasst die gesamte Zeitspanne vom Beginn des letzten Jahrhunderts bis zum Abzug der US-Armee 2013.

Dabei ergaben sich aus dem vorhandenen Material Schwerpunkte, die z.T. vergessene oder wenig bekannte Aspekte der Heidelberger Geschichte beleuchten. Gesetzte Meilensteine waren die beiden Universitätsjubiläen 1936 und 1986, die Beerdigung Friedrich Eberts 1925 und die Einweihung des neuen Hauptbahnhofs 1955.

Andere historische Marken, wie z.B. „Heidelberg im Ersten Weltkrieg“, die schleichende Machtübernahme der Nazis nach 1933 oder das Kriegsende 1945, fehlen leider. Dies mag mangelndem Bildmaterial geschuldet sein, führt aber dazu, dass die Dokumentation zwar sehr unterhaltend, aber auch etwas oberflächlich daherkommt. Anstatt Brüche und konflikthafte Veränderungen klar zu benennen, tauchen leitmotivisch immer wieder die bewährten Motive von Alter Brücke, Schloss und „Alter Burschenherrlichkeit“ auf. So wird Geschichte zur feuilletonistischen „story“, die v.a. die bekannten Klischees noch einmal bestätigt.

Man sollte den Film jedoch nicht schlechtreden. Angesichts der ungeheuren Aufgabe und der großen Bandbreite des Materials kann man das Ergebnis nur als rundum gelungen bezeichnen.

Angefangen hat alles im Sommer 2016, als bei einem „Tag der Filmschätze“ in der Stadthalle die HeidelbergerInnen dazu aufgefordert wurden, private und bislang nicht bekannte Filmdokumente für eine Sichtung zur Verfügung zu stellen. Der Erfolg überstieg wohl die Erwartungen der InitiatorInnen. Denn der bunte Streifzug durch die Heidelberger Geschichte

des letzten Jahrhunderts konnte fast komplett aus bislang unbekanntem Material zusammengestellt werden.

Neben archivalisch konservierten Streifen, wie die frühen Stummfilme „Schlossfest“ und „Allschlaraffisches Konzil“ finden sich hier auch viele Alltagsaufnahmen von Amateuren und Film-Aktivisten, die man nicht erwartet hätte, und die oft überraschende Einblicke in das Lebensgefühl vor und nach dem Zweiten Weltkrieg eröffnen.

So erfahren wir von dem Eigentümer des Fotogeschäfts Bruckert im Darmstädter Hof, der in den 30er Jahren die Militarisierung des Alltags (allerdings völlig ohne jede Distanz) dokumentierte oder von den Aufnahmen der Familie Bayer, Eigentümer der „Kammer“-Lichtspiele, die den Fastnachtsumzug aufnahmen und ein Werbefilmchen für ihr Kino herstellten.

Überhaupt sind Werbefilme, soweit vorhanden, immer eine ergiebige Quelle. So das Kurzporträt der „Buchhandlung Braun“ oder die sehr schönen Aufnahmen aus der Glockengießerei „Schilling“.

Aber auch Amateuraufnahmen aus den sechziger und siebziger Jahren, meist auf Super-8-Material gedreht, erreichen durchaus professionelles Niveau und bezeugen die Ambitionen der damaligen Filmmacher, die, dies sei hier besonders angemerkt, fast alle auch namentlich genannt werden. Besonders witzig: Die Aufnahmen von der Einweihung des Brückenaffen und die Kommentare des Publikums.

Alles in Allem ein ansprechendes Stadtporträt zwischen City-Marketing und lokalen Kuriositäten. Für die historische Korrektheit des Kommentartextes bürgt Günther Berger vom Stadtarchiv Heidelberg, die untermalende Musik der Stummfilm-Passagen, die sich nie in den Vordergrund drängt, sondern die Bilder nur musikalisch illustriert, steuerte Armin Büchele bei.

Jo-Hannes Bauer

# Neue Veröffentlichungen zur Stadtgeschichte

## Reise- und Kunstführer, Bildbände

- Anita Binder: Heidelberg. Der Film. Die Geschichte. DVD 45 Min., Heidelberg 2016  
Christl Bootsma: Heidelberg (Marco Polo Reiseführer), Ostfildern <sup>12</sup>2016  
Peter Born: Der Heidelberger Bergfriedhof. Harmonie von Natur und Kultur. Ein Bildband (Schriftenreihe des Stadtarchivs Heidelberg, Sonderveröffentlichung 21), Heidelberg u.a. 2016  
Hannah Sophia Gruseck: Augenblicke in Heidelberg: Bildband, Grafenhausen [2016]  
Geraldine Gutiérrez-Wienken (Hg.): Heidelberg – schwarz auf weiß. Fotografien von Thaddäus Zech und Texte von Johann Wolfgang von Goethe bis Hilde Domin, Heidelberg 2016  
Claus-Peter Hutter: Der Neckar, [Köln] 2016  
Wolfgang Löckel: Verkehrsknoten Heidelberg, Freiburg i.Br. 2016  
Lisa Rademacher: Archäologieführer Baden-Württemberg. 62 Ausflüge in die Ur- und Frühgeschichte, Darmstadt 2016  
Rüdiger Tschacher, Iris Schaper: Heidelberg (Merian live), München 2016

## Selbständige Veröffentlichungen 2016

- Sabine Arndt: Heidelberg – einfach Spitze! 100 Gründe, stolz auf diese Stadt zu sein, Gudensberg-Gleichen 2016  
Anita Awosusi: Vater unser. Eine Sintifamilie erzählt, Ubstadt-Weiher u.a. 2016  
Axel W. Bauer, Anthony D. Ho (Hgg.): „Nicht bloß künstlich in einem Spital“. Die Medizinische Universitäts-Poliklinik Heidelberg und ihr Weg von der Stadtpraxis bis zur Blutstammzelltransplantation, Heidelberg <sup>2</sup>2016  
Frank-Uwe Betz: Verfolgte – Widerständige – Ausgebeutete. Über die Nazizeit in der Region Schwetzingen-Hockenheim, Heidelberg u.a. 2015  
Klaus von Beyme: Bruchstücke der Erinnerung eines Sozialwissenschaftlers, Heidelberg 2016  
Marcel Böhles: Im Gleichschritt für die Republik. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold im Südwesten, 1924 bis 1933 (Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen. Schriftenreihe A: Darstellungen. Bd. 62), Essen 2016  
Brigitte und Gerhard Brändle: Adelante Libertad. Spanienfreiwillige aus Baden 1936–1939, Karlsruhe 2016  
Michael Buselmeier: Literarische Führungen durch Heidelberg. Eine Kulturgeschichte im Gehen, Heidelberg <sup>4</sup>2016  
Jacques Derrida, Hans-Georg Gadamer, Philippe Lacoue-Labarthe: Heidegger. Philosophische und politische Tragweite seines Denkens. Das Kolloquium von Heidelberg. Hg. v. Mireille Calle-Gruber. Aus dem Französischen von Esther von der Osten, Wien 2016  
Ralph Dutli: Mandelstam, Heidelberg. Gedichte und Briefe 1909–1910. Mit einem Essay über deutsche Echos in Ossip Mandelstams Werk: „Ich war das Buch, das euch im Traum erscheint“, Göttingen 2016  
Reinhard Düchting: Zum Heidelberger Vorlesungsverzeichnis 1661 (Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg e.V. Neujahrsblatt 2016), [Heidelberg 2016]  
Andreas Ebner: Als der Krieg den Fußball fraß. Die Geschichte der Gauliga Baden 1933–1945, Ubstadt-Weiher u.a. 2016  
Maria Effinger, Henry Keazor (Hgg.): FAKE. Fälschungen, wie sie im Buche stehen. Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Heidelberg und des Instituts für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg (Schriften der Universitätsbibliothek Heidelberg. Bd. 16), Heidelberg 2016

- Ekkehard Feldner, Ludger Lieb (Hgg.): Texte seit 1386. Gedichte – Kurzprosa – Sprachdaten. Von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der Universität Heidelberg in der Akademischen Mittagspause vorgestellt und erläutert, Heidelberg 2016
- Karin Feuerstein-Präber: Liselotte von der Pfalz. Ein Leben am Hof Ludwigs XIV., Regensburg 2016
- Olha Flachs: Max Freiherr von Waldberg (1858–1938). Ein Beitrag zur Geschichte der Germanistik, Heidelberg 2016
- Gerhard Fritz: Geschichte der Sexualität von den Anfängen bis zur Gegenwart. Südwestdeutschland und seine Nachbargebiete, Heidelberg u.a. 2016
- Franz Fuchs, Pirmin Spieß (Hgg.): Friedrich der Siegreiche (1425–1476) (Stiftung zur Förderung der pfälzischen Geschichtsforschung. Reihe B, Bd. 17), Neustadt a.d.W. 2016 (Fuchs-Spieß)
- Markus Geiger: Hermann Maas – Eine Liebe zum Judentum. Leben und Wirken des Heidelberger Heiliggeistpfarrers und badischen Prälaten (Buchreihe der Stadt Heidelberg. Bd. XVII), Heidelberg u.a. 2016
- Christoph Hamann (Hg.): „Republikanische Neigungen“. Die Lebenserinnerungen von Hugo Wolf und die Badische Revolution 1848/49, Berlin 2016
- Egon Hassbecker: Haspelgasse 12 in Heidelberg. Erinnerungen eines Bildersammlers. Hg. v. Roland Krischke und Barbara Schulz, Heidelberg 2016
- Heike Hawicks, Ingo Runde (Hgg.): Die Alte Aula der Universität Heidelberg, Heidelberg 2016 (Hawicks-Runde)
- Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 21, 2017, Heidelberg 2016 (HJG Jg. 21, 2017)
- Frieder Hepp (Hg.): Reiselust. Vom Pilger zum Pauschal tourist. Eine Ausstellung im Kurpfälzischen Museum Heidelberg vom 6. März 2016 bis 12. Juni 2016, Heidelberg 2016
- Victor Hugo: Heidelberg – „Man müsste hier leben!“ Übersetzt aus dem Französischen von Wolfram Schäfer, vervollständigt und überarbeitet von Björn Albrecht. Hg. und mit einem Vorwort versehen von Françoise Kloepfer-Chomard. Nachwort von Friedrich Wolfzettel, Heidelberg 2016
- Karl Jaspers: Korrespondenzen. 3 Bde. (Bd. 1: Philosophie; Bd. 2: Politik, Universität; Bd. 3: Psychiatrie, Medizin, Naturwissenschaften), Göttingen 2016
- Detlef Junker: Botschafter Jacob Gould Schurman und die Universität Heidelberg, Heidelberg Center for American Studies (HCA) 2015
- Michail Krausnick (Hg.): Hildegard Lagrenne u.a.: „Da wollten wir frei sein!“ Eine Sinti-Familie erzählt, Neckargemünd 2015
- Jörg Kreutz, Hermann Wiegand (Hgg.): Marquard Freher (1565–1614). Historiker, Jurist und Dichter der Kurpfalz (Rhein-Neckar-Kreis. Bausteine zur Kreisgeschichte. Bd. 11), Heidelberg 2016 (Kreutz-Wiegand)
- Nils Kroesen: Mein Heidelberg – Beruf und Leidenschaft (E-Book RNZ), Heidelberg 2016
- Cornelia Lohs: Heidelberg. Porträt einer Stadt, Meßkirch 2016
- Stephan Messinger: Die Übertragung der pfälzischen Kurwürde auf das Herzogtum Bayern. Rechtliche, zeremonielle und politische Probleme. Phil. Diss. Univ. München (LIT Geschichte. Bd. 124), Münster 2016
- Silke Peust, Stephan Hormes: Goethe-Atlas 1749–1832: Wege, Orte, Werke, Begegnungen, Lübeck 2016
- Harald Pfeiffer: Martin Luthers Reise zur Heidelberger Disputation 1518, Heidelberg 2016
- Christian Pross, Sonja Schweitzer, Julia Wagner: „Wir wollten ins Verderben rennen.“ Die Geschichte des Sozialistischen Patientenkollektivs Heidelberg 1970–1971, Köln 2016
- Susan Richter, Armin Kohnle (Hgg.): Herrschaft und Glaubenswechsel. Die Fürstenreformation im Reich und in Europa in 28 Biographien, Heidelberg 2016 (Richter-Kohnle)
- Jörg Riecke: Eine Geschichte der Germanistik und der germanistischen Forschung in Heidelberg (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte. Bd. 5), Heidelberg 2016
- Thomas Röske (Hg.): Paul Goesch 1885–1940. Zwischen Avantgarde und Anstalt. Katalog zur Ausstellung der Sammlung Prinzhorn, Heidelberg 2016

- Heinz Scheible: Melanchthon. Vermittler der Reformation. Eine Biographie, München 2016
- Naomi Schenck: Mein Großvater stand vorm Fenster und trank Tee Nr. 12, Berlin 2016
- Ludwig Schmidt-Herb: Tabellarische Chronik von Rohrbach. Hg. zur 1250-Jahrfeier vom Heimatmuseum Rohrbach, Heidelberg 2016
- Sylvia Schraut: Frau und Mann, Mann und Frau. Eine Geschlechtergeschichte des deutschen Südwestens 1789–1980 (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Bd. 44), Stuttgart 2016
- Klaus-Peter Schroeder: „Tod den Scholaren!“ Studentische Kriege, Revolten, Exzesse und Krawalle an der Universität Heidelberg von den Anfängen bis zum Ausgang des 20. Jahrhunderts (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte. Bd. 4), Heidelberg 2016
- Stadtteilverein Handschuhsheim e.V. (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2016, Heidelberg 2016 (Jb Hhm 2016)
- Stadtteilverein Rohrbach e.V. (Hg.): 1250 Jahre Rohrbach 766–2016 [Heidelberg 2016] (Rohrbach)
- Stadtteilverein Wieblingen e.V. (Hg.): Wieblingen einst und jetzt in alten und neuen Bildern. Redaktion Walter Petschan, Heidelberg 2016
- Hans Jörg Stähle: Gottesdiener, Gotteskrieger & Gottesmanager. Zeugnisse aus dem Kirchenleben von Heidelberg-Handschuhsheim im 20. Jahrhundert und heute, Ubstadt-Weiher u.a. 2016
- Andreas Steidel: Auf Luthers Spuren. Orte der Reformation in Baden und Württemberg, Stuttgart 2016
- Peter Steinbach, Thomas Stöckle, Sybille Thelen, Reinhold Weber (Hgg.): Entrechtet – verfolgt – vernichtet. NS-Geschichte und Erinnerungskultur im deutschen Südwesten (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Bd. 45), Stuttgart 2016
- Marion Tauschwitz: Hilde Domins Gedichte und ihre Geschichte, Springe 2016
- Technoseum. Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim (Hg.): 2 Räder – 200 Jahre. Freiherr von Drais und die Geschichte des Fahrrades. Katalog zur Großen Landesausstellung 2016 Baden-Württemberg, Darmstadt 2016
- Ernst Troeltsch: Briefe II (1894–1904); Briefe III (1905–1915). Hg. v. Friedrich Wilhelm Graf in Zusammenarbeit mit Harald Hauray (Ernst Troeltsch: Kritische Gesamtausgabe. Bd. 19; 20), Berlin, Boston 2014; 2016
- Unesco City of Literature Heidelberg und Granada u.a. (Hgg.): Ossip Mandelstam. Wort und Schicksal. Palabra y destino. Begleitbuch zur Ausstellung in Heidelberg und Granada 2016, Heidelberg 2016
- Gustav A. Ungerer: Forschungen zur Biographie Wilhelm Wundts und zur Regionalgeschichte. Gesammelte Schriften 1978–1997. Ein „Logbuch“. Hg. von Katharina Ungerer-Heuck, Yvonne L. S. Ungerer, Ubstadt-Weiher u.a. 2016
- Universitätsbibliothek Heidelberg (Hg.): Die Codices Palatini germanici in der Universitätsbibliothek Heidelberg (Cod. Pal. germ. 671–848) (Kataloge der Universitätsbibliothek Heidelberg. Bd. XII), Wiesbaden 2016
- Axel E. Walter: Ernestine Voß. Eine Dichterin und Schriftstellerin der Spätaufklärung. Mit einer Edition ausgewählter Schriften (Voß-Materialien. Bd. 2), Eutin 2016
- Matthias Wermke: „Alt-Heidelberg, du feine/Feine?“ Zu Victor von Scheffels Hymne auf die Stadt (Edition Literaturhaus Heidelberg. Ausgabe 2), Heidelberg 2016
- Ellen Widder: Kanzler und Kanzleien im Spätmittelalter. Eine Histoire croisée fürstlicher Administration im Südwesten des Reiches (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 204), Stuttgart 2016
- Reiner Wild: „Dieses Baum's Blatt.“ Zu Goethes Gedicht Gingo biloba (Edition Literaturhaus Heidelberg. Ausgabe 1), Heidelberg 2016
- Edith Wolber: Jüdisches Leben in Meckesheim bis 1940. Die vergessene Geschichte eines Kraichgaudorfes, Ubstadt-Weiher u.a. 2016

- Eike Wolgast: Beiträge zur badischen und kurpfälzischen Kirchengeschichte. Hg. von Johannes Ehmann (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte. Bd. 7), Stuttgart 2016 (Wolgast)
- Ulrich Wyrwa: Gesellschaftliche Konfliktfelder und die Entstehung des Antisemitismus. Das Deutsche Kaiserreich und das Liberale Italien im Vergleich (Studien zum Antisemitismus in Europa. Bd. 9), Berlin 2015
- Nicolas Zensen (Hg.): Objekte erzählen Geschichte(n). 150 Jahre Institut für Klassische Archäologie der Universität Heidelberg. Eine Ausstellung im Universitätsmuseum Heidelberg 26. Oktober 2016 bis 18. April 2017, Heidelberg 2016

## **Aufsätze und selbständige Veröffentlichungen (nach Epochen geordnet)**

### **Vor- und Frühgeschichte, Archäologie**

- Markus Ball: Grabstein des MAROVIRUS. In: Jb Hhm 2016, S. 26f.
- Francisca Feraudi-Gruénais: Latein auf Stein. Inschriften in Heidelberg entdecken, in: Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Jahrbuch 2015, Heidelberg 2016, S. 104–108
- Francisca Feraudi-Gruénais: Die Wieblinger Seneco-Stele aus dem Neckar bei Heidelberg, in: Archäologisches Korrespondenzblatt. Jg. 46, 2016, H. 2, S. 233–239
- Anita Gaubatz-Sattler: Mit der Leiter in die Römerzeit. Ein römischer Keller in Heidelberg-Bergheim, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege. Jg. 45, 2016, H. 3, S. 213–216
- Andreas Hensen: Die Medica von Heidelberg, in: Spektrum der Wissenschaft Spezial 2/2016: Leben und Sterben im Alten Rom, S. 54–57
- Einhard Kemmet, Renate Ludwig, Judith Wötzel: Im Hinterhof eines Streifenhauses – Untersuchungen im Nordvicus von Heidelberg, in: Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg (Hg.): Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2015, Darmstadt 2016, S. 177–180
- Einhard Kemmet, Folkwin Vogelsang: Archäologische Untersuchung beim kurfürstlichen Wolfsbrunnen in der Wolfsbrunnensteige 15. Grünglasierte Ofenkacheln einer herrschaftlichen Wohnausstattung der Renaissancezeit, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 89–93
- Peter König: Beiträge zur Vorgeschichte Heidelbergs und der Schauenburg in Dossenheim (Rhein-Neckar-Kreis), in: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hg.): Fundberichte aus Baden-Württemberg. Bd. 36, 2016, S. 77–102
- Renate Ludwig, Einhard Kemmet: Germanen und Römer als friedliche Nachbarn – Neue Erkenntnisse zur germanischen Besiedlung Heidelbergs, in: Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg (Hg.): Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2015, Darmstadt 2016, S. 161–163

### **12. – 18. Jahrhundert**

- Hans Ammerich: Friedrich der Siegreiche und Pfalz-Zweibrücken unter Ludwig I., dem Schwarzen. Die Auseinandersetzung der beiden Neffen um territoriale Vorherrschaft und die Anfänge der Staatsbildung in Pfalz-Zweibrücken, in: Fuchs-Spieß, S. 175–190
- Regina Baar-Cantoni: Friedrich II. von der Pfalz (1482–1556), in: Richter-Kohnle, S. 316–335
- Andreas Cser: Die Universität Heidelberg im Zeichen des Neuaufbaus zu Beginn des 18. Jahrhunderts, in: Hawicks-Runde, S. 35–42
- Tobias Daniels: Zur Bedeutung der Juristen für die Herrschaftslegitimation und Politik Friedrichs des Siegreichen. Die diplomatischen Aktivitäten des Johannes Hofmann von Lieser, in: Fuchs-Spieß, S. 25–48
- Reinhard Düchting: Die barocke Decke der Alten Aula, in: Hawicks-Runde, S. 45–55

- Reinhard Düchting: Der Tote spricht aus dem Grab. Zum Epitaph des Wilhelm Xylander (gest. 1576), in: Ekkehard Feldner, Ludger Lieb (Hgg.): Texte seit 1386. Gedichte – Kurzprosa – Sprachdaten, Heidelberg 2016, S. 223–227
- Reinhard Düchting: Zum Heidelberger Vorlesungsverzeichnis 1661 (Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg e.V. Neujahrsblatt 2016), [Heidelberg 2016]
- Karin Feuerstein-Praßer: Liselotte von der Pfalz. Ein Leben am Hof Ludwigs XIV., Regensburg 2016
- Franz Fuchs: Friedrich der Siegreiche und der Amberger Aufstand 1453/54, in: Fuchs-Spieß, S. 325–339
- Franz Fuchs, Pirmin Spieß (Hgg.): Friedrich der Siegreiche (1425–1476) (Stiftung zur Förderung der pfälzischen Geschichtsforschung. Reihe B, Bd. 17), Neustadt a.d.W. 2016
- Frieder Hepp: Friedrich III. von der Pfalz (1515–1576), in: Richter-Kohnle, S. 336–351
- Hanns Hubach: Spiritus rector: Marquard Freher und der Empfang Friedrichs V. und Elizabeth Stuarts in der Pfalz 1613, in: Kreutz-Wiegand, S. 105–143
- Thorsten Huthwelker: Die Grablege und das Begängnis Friedrichs des Siegreichen als Ausdrucksformen seines Rangs, in: Fuchs-Spieß, S. 119–140
- Joachim Kemper: Zur Klosterpolitik Kurfürst Friedrichs des Siegreichen und seiner Vorgänger. „Per brachii saecularis auxilium?“, in: Fuchs-Spieß, S. 271–279
- Jörg Kreutz, Hermann Wiegand (Hgg.): Marquard Freher (1565–1614). Historiker, Jurist und Dichter der Kurpfalz (Rhein-Neckar-Kreis. Bausteine zur Kreisgeschichte. Bd. 11), Heidelberg 2016
- Wilhelm Kreutz: Konfessions- und Machtpolitik im ausgehenden 16. und frühen 17. Jahrhundert, in: Kreutz-Wiegand, S. 11–29
- Enno Krüger: Ein Reisender des Ancien Régime in Heidelberg. Emmanuel Prince de Croÿ, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 103–105
- Wilhelm Kühlmann: Geschichte, Politik, Philologie und Nation. Zum Werkprofil des pfälzischen Gelehrten Marquard Freher, in: Kreutz-Wiegand, S. 31–61
- Stephan Messinger: Die Übertragung der pfälzischen Kurwürde auf das Herzogtum Bayern. Rechtliche, zeremonielle und politische Probleme. Phil. Diss. Univ. München (LIT Geschichte. Bd. 124), Münster 2016
- Carla Meyer: Im Schatten eines siegreichen Nachbarn? Die Württemberger und Friedrich I. von der Pfalz, in: Fuchs-Spieß, S. 141–173
- Jan Dirk Müller: Friedrich der Siegreiche (1449–1476) und der Heidelberger Frühhumanismus. Oder: Was heißt eigentlich „Frühhumanismus“?, in: Fuchs-Spieß, S. 1–24
- Burkhard Pape: Schloss Heidelberg. Speisen und Wirtschaften auf dem Heidelberger Residenzschloss, in: Susanne Hiltz-Wagner (Hg.): Am Anfang war der Feuerstein. Kulturführer durch 600 000 Jahre Ess- und Trinkgeschichte(n) aus der Region Baden-Württemberg, Paderborn 2016, S. 190–203
- Harald Pfeiffer: Martin Luthers Reise zur Heidelberger Disputation 1518, Heidelberg 2016
- Kathrin Pfister: Heilen in der Frühen Neuzeit. Das Heidelberger Arzneibuch des Christoph Wirsung, in: Ekkehard Feldner, Ludger Lieb (Hgg.): Texte seit 1386. Gedichte – Kurzprosa – Sprachdaten, Heidelberg 2016, S. 187–191
- Christian Reinhardt: Die Kurfürsten Friedrich I. und Philipp und ihre Städte am Rhein und in der Oberpfalz. Eine Betrachtung des Herrschaftsverhältnisses (1449–1504/5). „... die trefflichsten Nutzung, wir von Heidelberg han ...“, in: Fuchs-Spieß, S. 281–310
- Susan Richter, Armin Kohnle (Hgg.): Herrschaft und Glaubenswechsel. Die Fürstenreformation im Reich und in Europa in 28 Biographien, Heidelberg 2016
- Jörg Riecke: Eine Geschichte der Germanistik und der germanistischen Forschung in Heidelberg, Heidelberg 2016
- Volker Rödel: Friedrichs des Siegreichen Stellung im Reich, in: Fuchs-Spieß, S. 49–72
- Michael Roth: Ottheinrich von Pfalz-Neuburg (1502–1559), in: Richter-Kohnle, S. 114–127
- Heinz Scheible: Melanchthon. Vermittler der Reformation. Eine Biographie, München 2016

- Klaus-Peter Schroeder: Die Reform der pfälzischen Hohen Schule zu Heidelberg unter Kurfürst Friedrich I. im Jahr 1452. „Das hinfure die universitet [...] ire sachen dester fridelicher und forderlicher ußgericht werden“, in: Fuchs-Spieß, S. 103–117
- Jörg Schwarz: Zu den diplomatischen Beziehungen zwischen Pfalzgraf Friedrich dem Siegreichen (†1476) und Herzog Karl dem Kühnen von Burgund (†1477). „... le conte palatin du Rin, lequel est nostre alyé“, in: Fuchs-Spieß, S. 73–101
- Pirmin Spieß: Friedrich I. und Friedrich III. – der Pfalzgraf und der Kaiser im Spiegel ihrer Privilegien für Neustadt, in: Fuchs-Spieß, S. 311–324
- Uli Steiger: Die Schwarzacher Bibliotheksbestände in der Universitätsbibliothek Heidelberg. Grundzüge einer Bibliotheksgeschichte, in: Martin Walter (Bearb.): Münster und Kloster Schwarzach. Geschichte, Architektur und Gegenwart (Sonderveröffentlichungen des Kreisarchivs Rastatt. Bd. 12), Rastatt 2016, S. 239–250
- Christoph Strohm: Heidelberg. Petrus Dathenus und Zacharias Ursurus, in: Michael Welker, Michael Beintker, Albert de Lange (Hgg.): Europa reformata. Reformationsstädte Europas und ihrer Reformatoren, Leipzig 2016, S. 167–176
- Thorsten Unger: Friedrich der Siegreiche und der Weißenburger Krieg. „dan wir haben nichts ungeburlichs gehandelt und wissen auch des gut verantworten“, in: Fuchs-Spieß, S. 191–209
- Universitätsbibliothek Heidelberg (Hg.): Die Codices Palatini germanici in der Universitätsbibliothek Heidelberg (Cod. Pal. germ. 671–848) (Kataloge der Universitätsbibliothek Heidelberg. Bd. XII), Wiesbaden 2016
- Olaf Wagener: Belagerungskriegführung unter Friedrich dem Siegreichen. „Eyner schoss vund der ander warff / mit manchen grossen Steinen scharff“, in: Fuchs-Spieß, S. 211–269
- Sean Ward: In aller Welt und doch vergessen. Die letzten Jahre von Philipp, Henriette und Moritz von der Pfalz, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 25–42
- Ellen Widder: Kanzler und Kanzleien im Spätmittelalter. Eine Histoire croisée fürstlicher Administration im Südwesten des Reiches (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Reihe B, Bd. 204), Stuttgart 2016
- Hermann Wiegand: Zur lateinischen Dichtung Marquard Frehers, in: Kreutz-Wiegand, S. 63–88
- Hermann Wiegand: Ein unbekanntes lateinisches Gedicht auf die Kurpfälzer Humanistin Olympia Fulvia Morata (1526–1555), in: Mannheimer Geschichtsblätter. Jg. 31, 2016, S. 4–10
- Klaus Winkler: Der Obrist Meinhard von Schönberg. Militärtechniker, Diplomat und Koordinator des Haushalts von Elizabeth Stuart, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 11–23
- Eike Wolgast: Beiträge zur badischen und kurpfälzischen Kirchengeschichte. Hg. von Johannes Ehmman (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte. Bd. 7), Stuttgart 2016
- Eike Wolgast: Die reformatorische Bewegung in der Kurpfalz bis zum Regierungsantritt Ottheinrichs 1556, in: Wolgast, S. 9–28
- Eike Wolgast: Die kurpfälzischen Beziehungen zu Kursachsen, in: Wolgast, S. 75–96
- Eike Wolgast: Das Collegium Sapientiae in Heidelberg im 16. Jahrhundert, in: Wolgast, S. 289–303
- Eike Wolgast: Konfessionsbestimmte Faktoren der Reichs- und Außenpolitik der Kurpfalz 1559–1620, in: Wolgast, S. 53–73
- Eike Wolgast: Hochschule und Papsttum. Die Universität Heidelberg in der Zeit der Pfälzer Vorreformation 1517–1556, in: Wolgast, S. 263–287
- Eike Wolgast: Kurpfalz und geistliche Fürstentümer zwischen Religionsfrieden und Dreißigjährigem Krieg, in: Wolgast, S. 29–51
- Eike Wolgast: Normalität und Ausnahme – die Universität Heidelberg in ihrer Geschichte, in: Wolgast, S. 251–261
- Eike Wolgast: Geistiges Profil und politische Ziele des Heidelberger Späthumanismus, in: Wolgast, S. 97–118
- Eike Wolgast: Religion und Politik in der Kurpfalz im 17. Jahrhundert, in: Wolgast, S. 119–137
- Eike Wolgast: Die Statutenveränderungen der Universität Heidelberg zwischen 1558 und 1786, in: Wolgast, S. 305–321

## 18. und 19. Jahrhundert

- W. Ebert: Das Rohrbacher Schlösschen, in: Rohrbach, S. 117–122
- Bernhard Echte: „Nie ist ein Mensch in Heidelberg so allgemein geliebt, bewundert, gefeiert worden wie Jean Paul.“ Jean Paul in Heidelberg, in: Bernhard Echte, Michael Mayer, Julia Knapp (Hgg.): Jean-Paul-Taschenatlas, Wädenswil 2016, S. 147–172
- Christoph Hamann (Hg.): „Republikanische Neigungen“. Die Lebenserinnerungen von Hugo Wolf und die Badische Revolution 1848/49, Berlin 2016
- Jürgen Hoppmann: Tödliches Duell eines Schleswiger Studenten in Heidelberg, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 107–112
- Victor Hugo: Heidelberg – „Man müsste hier leben!“ Übersetzt aus dem Französischen von Wolfram Schäfer, vervollständigt und überarbeitet von Björn Albrecht. Hg. und mit einem Vorwort versehen von Françoise Kloepfer-Chomard. Nachwort von Friedrich Wolfzettel, Heidelberg 2016
- Erich J. Lehn: Anton Hanno – ein vielseitiger Künstler des 19. Jahrhunderts. Sänger, Schauspieler, Maler – Von Ungarn ins Neckartal, in: Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bauland und Kraichgau 2017, Heidelberg 2016, S. 141–144
- Silke Peust, Stephan Hormes: Goethe-Atlas 1749–1832: Wege, Orte, Werke, Begegnungen, Lübeck 2016
- Axel E. Walter: Ernestine Voß. Eine Dichterin und Schriftstellerin der Spätaufklärung. Mit einer Edition ausgewählter Schriften (Voß-Materialien. Bd. 2), Eutin 2016
- Reiner Wild: „Dieses Baum's Blatt.“ Zu Goethes Gedicht Gingo biloba (Edition Literaturhaus Heidelberg. Ausgabe 1), Heidelberg 2016
- Franz-Werner Witte: Johann Arnold Mathy. Ein kurpfälzischer Aufklärer und Patriot – mit einem Ausblick auf den badischen Staatsminister Karl Mathy, in: ZGO Jg. 164, 2016, S. 433–496
- Eike Wolgast: Phönix aus der Asche? Die Reorganisation der Universität Heidelberg zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in: Wolgast, S. 323–344
- Eike Wolgast: Die badischen Universitäten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Wolgast, S. 345–358

## 19. und 20. Jahrhundert

- Helmut Arnold: Was war los in Hendsesse vor 80 Jahren? Zusammenfassung anhand von Zeitungsartikeln aus dem Jahre 1936, in: Jb Hhm 2016, S. 49–53
- Alfred Bechtel, Michael Leitz: Eine feste Burg ist unser Gott. Lebenserinnerungen der Katharina Leitz geb. Schober †, in: Jb Hhm 2016, S. 88–94
- Frank-Uwe Betz: Verfolgte – Widerständige – Ausgebeutete. Über die Nazizeit in der Region Schwetzingen-Hockenheim, Heidelberg u.a. 2016
- Marcel Böhles: Im Gleichschritt für die Republik. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold im Südwesten, 1924 bis 1933 (Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen. Schriftenreihe A: Darstellungen. Bd. 62), Essen 2016
- Brigitte und Gerhard Brändle: Adelante Libertad. Spanienfreiwillige aus Baden 1936–1939, Karlsruhe 2016
- Jacques Derrida, Hans-Georg Gadamer, Philippe Lacoue-Labarthe: Heidegger. Philosophische und politische Tragweite seines Denkens. Das Kolloquium von Heidelberg. Hg. v. Mireille Calle-Gruber. Aus dem Französischen von Esther von der Osten, Wien 2016
- Jacqueline Dotzer: Heimtücke, Hochverrat, Widerstand. Die Verfolgung und Verurteilung des jüdischen und sozialistischen Studenten Helmut Meyer, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 161–169
- Ralph Dutli: Mandelstam, Heidelberg. Gedichte und Briefe 1909–1910. Mit einem Essay über deutsche Echos in Ossip Mandelstams Werk: „Ich war das Buch, das euch im Traum erscheint“, Göttingen 2016
- Andreas Ebner: Als der Krieg den Fußball fraß. Die Geschichte der Gauliga Baden 1933–1945, Ubstadt-Weiher u.a. 2016

- Frank Engehausen: Die Universität am Vorabend ihrer 500-Jahr-Feier, in: Hawicks-Runde, S. 57–63
- Olha Flachs: Max Freiherr von Waldberg (1858–1938). Ein Beitrag zur Geschichte der Germanistik, Heidelberg 2016
- Eric Gaber: Histoire vrais. Aus dem Französischen von Ulrike Gaber. Mit einer Nachbemerkung von Ingrid Moraw, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 207–222
- Markus Geiger: Hermann Maas – Eine Liebe zum Judentum. Leben und Wirken des Heidelberger Heiliggeistpfarrers und badischen Prälaten (Buchreihe der Stadt Heidelberg. Bd. XVII), Heidelberg u.a. 2016
- Jochen Goetze: Heidelberg im Jahr 1891. Festvortrag zum Festakt des Vereins Alt-Heidelberg anlässlich des 125. Vereinsgeburtstages im Theater der Stadt Heidelberg am 8. Juli 2016, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 257–263
- Daniela Gress: Der Verein „Alt-Heidelberg e.V.“ und die Vertreibung der Heidelberger Sinti. Bürgerlicher Antiziganismus und lokale Handlungsspielräume unter dem NS-Regime, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 171–187
- Stefan Grote: Eine Gelehrtenfreundschaft in finsterner Zeit. Gustav Radbruch und Gustav Friedrich Hartlaub, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 149–160
- Harald Haury: Der Spectator. Ernst Troeltsch (1865–1923), in: Konrad Krimm (Hg.): Der Wunschlose. Prinz Max von Baden und seine Welt, Stuttgart 2016, S. 210–217
- Maria von der Heydt, Michael Ehmann: Ruth Veit Simon: 1940 Patientin der Thoraxklinik in Rohrbach. Die Spuren einer großbürgerlich-jüdischen Familie in Berlin. Mit einer Vorbemerkung von Norbert Giovannini, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 189–205
- Otto E. Hofmann: Tauerei auf dem Neckar – Kettenschiffahrt durch die Kurpfalz, in: Badische Heimat. Jg. 96, 2016, H. 4, S. 600–613
- Karl Jaspers: Korrespondenzen. 3 Bde. (Bd. 1: Philosophie; Bd. 2: Politik, Universität; Bd. 3: Psychiatrie, Medizin, Naturwissenschaften), Göttingen 2016
- Ewald Keßler: Ehrenpromotion für einen Gegner der NS-Rassenlehre. Ein Vorschlag des Theologen und Hochschullehrers Martin Dibelius 1935, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 137–147
- Hanne Knickmann: Die Russen in Heidelberg: Ossip Mandelstam und Iwan Turgenjew am Neckar, in: Literaturblatt für Baden-Württemberg. Jg. 23, 2016, H. 137, S. 22
- Michail Krausnick (Hg.): Hildegard Lagrenne u.a.: „Da wollten wir frei sein!“ Eine Sinti-Familie erzählt, Neckargemünd 2015
- Charlotte Lagemann: Eine Jubiläumsfeier von nationaler Bedeutung. Die Ausstattung der Aula zum 500-jährigen Bestehen der Universität Heidelberg, in: Hawicks-Runde, S. 65–77
- Stephan H. Lindner: „Sich eingereicht“? Wolfgang Hefermehl und der Nationalsozialismus, in: Jahrbuch der Juristischen Zeitgeschichte. Jg. 17, 2016, S. 326–362
- Heinz Markmann: Die Kirchen unter dem Hakenkreuz, in: Jb Hhm 2016, S. 73f.
- Thomas F. Mertel: Ein früher Entwurf zum Umbau der St. Vitus-Kirche in Handschuhshheim. Ein Beitrag zur Baugeschichte der St. Vitus-Kirche und des Kirchplatzes in Zusammenhang mit der Verlängerung der Mittelstraße durch den Atzelhof, in: Jb Hhm 2016, S. 35–39
- Melanie Mertens: Zwischen Goethehaus und Baustoff-Experiment. Albert Speers Zweifamilienhaus in Heidelberg, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege. Jg. 45, 2016, H. 3, S. 183–188
- Hans-Martin Mumm: „Die Stellung der jüdischen Religion unter den Weltreligionen“. Ein Heidelberger Vortrag von Franz Rosenzweig im Oktober 1919, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 125–136
- Folker Reichert: Der andere Max von Baden. Max Weber (1864–1920), in: Konrad Krimm (Hg.): Der Wunschlose. Prinz Max von Baden und seine Welt, Stuttgart 2016, S. 218–222
- Hans Ries: „Hier diese Trümmer alt und morschl!“ Wilhelm Busch und Heidelberg – ein unbekannter Aspekt der Stadtgeschichte, in: Momente. Beiträge zur Landeskunde von Baden-Württemberg, 2016, H. 2, S. 18–21
- Thomas Roeske (Hg.): Paul Goesch 1885–1940. Zwischen Avantgarde und Anstalt. Katalog zur Ausstellung der Sammlung Prinzhorn, Heidelberg 2016
- Ingo Runde: Die Heidelberger Universitätsfahnen von 1874 und 1886 in der Alten Aula, in: Hawicks-Runde, S. 79–91

- Elettra Stimilli: Eranos at Heidelberg, in: Tilo Schabert (Hg.): The Eranos Movement. A Story of Hermeneutics (Eranos. NF Bd. 17), Würzburg 2016, S. 155–164
- Ernst Troeltsch: Briefe II (1894–1904); Briefe III (1905–1915). Hg. v. Friedrich Wilhelm Graf in Zusammenarbeit mit Harald Haury (Ernst Troeltsch: Kritische Gesamtausgabe. Bd. 19; 20), Berlin, Boston 2014; 2016
- Unesco City of Literature Heidelberg und Granada u.a. (Hgg.): Ossip Mandelstam. Wort und Schicksal. Palabra y destino. Begleitbuch zur Ausstellung in Heidelberg und Granada 2016, Heidelberg 2016
- Gustav A. Ungerer: Forschungen zur Biographie Wilhelm Wundts und zur Regionalgeschichte. Gesammelte Schriften 1978–1997. Ein „Logbuch“. Hg. von Katharina Ungerer-Heuck, Yvonne L. S. Ungerer, Ubstadt-Weiher u.a. 2016
- Matthias Wermke: „Alt-Heidelberg, du feine/Feine“? Zu Victor von Scheffels Hymne auf die Stadt (Edition Literaturhaus Heidelberg. Ausgabe 2), Heidelberg 2016
- Matthias Wermke: „Alt-Heidelberg, du feine/Feine“? Zu Victor von Scheffels Hymne auf die Stadt, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 113–123
- Ulrich Wyrwa: Gesellschaftliche Konfliktfelder und die Entstehung des Antisemitismus. Das Deutsche Kaiserreich und das Liberale Italien im Vergleich (Studien zum Antisemitismus in Europa. Bd. 9), Berlin 2015
- Roland Zade-Everett: Rückkehr. (Mein Beitrag zu „Grosse Liebe zu Heidelberg“ von K[urt] Massmann). Mit einer Nachbemerkung von Hans-Martin Mumm, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 223–231

## 20. und 21. Jahrhundert

- Sean Arnold: Johnny 1949 – Erinnerungen an Heidelberg nach dem Krieg. Aus dem Englischen von Jakob Brüssermann und Kaltërina Latifi. Mit einer Nachbemerkung von Hans-Martin Mumm, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 233–255
- Anita Awosusi: Vater unser. Eine Sintifamilie erzählt, Ubstadt-Weiher u.a. 2016
- Wilhelm Barth: OLEX – Die erste Tankstelle in Handschuhsheim. Beginn einer Tankstellen-Epoche, in: Jb Hhm 2016, S. 43–47
- Petra Bauer, Dieter Teufel: Masterplan Neuenheimer Feld, in: Jb Hhm 2016, S. 104–111
- Uwe Bellm: Identität stiften, in: Rohrbach, S. 77–81
- Klaus von Beyme: Bruchstücke der Erinnerung eines Sozialwissenschaftlers, Heidelberg 2016
- Gunnar Garleff: Im historischen Bewusstsein. Unsere Verantwortung zur NS-Vergangenheit heute – Impuls im Rahmen einer Diskussion beim ökumen. Männerabend am 24.4.2015 in Handschuhsheim, in: Jb Hhm 2016, S. 67–71
- Egon Hassbecker: Haspelgasse 12 in Heidelberg. Erinnerungen eines Bildersammlers. Hg. v. Roland Kruschke und Barbara Schulz, Heidelberg 2016
- Joachim Heimann: Die Stadtbücherei Heidelberg von der NS-Zeit bis zum Heidelberger „Library Spirit“ der 1960er Jahre, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 43–70
- Nils Kroesen: Mein Heidelberg – Beruf und Leidenschaft (E-Book RNZ), Heidelberg 2016
- Letizia Mancino-Cremer: Neuer Glanz in Alter Aula. Die Renovierung zur 600-Jahr-Feier 1986, in: Hawicks-Runde, S. 93–99
- Melanie Mertens: Zwischen Expansion und Exodus. Oder wieviel Universität verträgt eine Altstadt?, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege. Jg. 45, 2016, H. 4, S. 248–254
- Obst, Garten und Weinbauverein: Obst, Garten und Weinbauverein Heidelberg-Rohrbach e.V., in: Rohrbach, S. 95–99
- Christian Pross, Sonja Schweitzer, Julia Wagner: „Wir wollten ins Verderben rennen.“ Die Geschichte des Sozialistischen Patientenkollektivs Heidelberg 1970–1971, Köln 2016
- Reinhard Riese: „Heidelbergs letzter Kurfürst“ wird abgewählt. Carl Neinhaus und die Oberbürgermeister-Wahl von 1958, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 71–86

- Naomi Schenck: Mein Großvater stand vorm Fenster und trank Tee Nr. 12, Berlin 2016
- Ludwig Schmidt-Herb, Hans-Jürgen Fuchs: Der Stadtteilverein Heidelberg Rohrbach e.V., in: Rohrbach, S. 69–72
- Peter Steinbach, Thomas Stöckle, Sybille Thelen, Reinhold Weber (Hgg.): Entrechtet – verfolgt – vernichtet. NS-Geschichte und Erinnerungskultur im deutschen Südwesten (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Bd. 45), Stuttgart 2016
- Marion Tauschwitz: Hilde Domins Gedichte und ihre Geschichte, Springe 2016
- Thomas Trabold, Bruno Gabel, Jörg Clauer: Strukturwandel in Land- und Forstwirtschaft – der Heidelberger Biotopschutz bewahrt die Zeugnisse der Kulturlandschaft, in: Rohrbach, S. 131–134
- Karin Weidenheimer: CDU Rohrbach, in: Rohrbach, S. 33–36

## Zu mehreren Zeitabschnitten

- Sabine Arndt: Heidelberg – einfach Spitze! 100 Gründe, stolz auf diese Stadt zu sein, Gudensberg-Gleichen 2016
- Axel W. Bauer, Anthony D. Ho (Hgg.): „Nicht bloß künstlich in einem Spital“. Die Medizinische Universitäts-Poliklinik Heidelberg und ihr Weg von der Stadtpraxis bis zur Blutstammzelltransplantation, Heidelberg 2016
- Alfred Bechtel, Ludwig Haßlinger: Besitzer, Pächter, Beständer der 5. Mühle, Mühltalstraße 120, LBG-Nr. 14492, in: Jg Hhm 2016, S. 83–87
- Michael Buselmeier: Literarische Führungen durch Heidelberg. Eine Kulturgeschichte im Gehen, Heidelberg 2016
- Rudolf Conzelmann: 1250 Jahre Handschuhsheim und Dossenheim. Die beiden Nachbargemeinden blicken auf eine lange gemeinsame Geschichte zurück, in: Jb Hhm 2016, S. 21–25
- Maria Effinger, Henry Keazor (Hgg.): FAKE. Fälschungen, wie sie im Buche stehen. Eine Ausstellung der Universitätsbibliothek Heidelberg und des Instituts für Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg (Schriften der Universitätsbibliothek Heidelberg. Bd. 16), Heidelberg 2016
- Ekkehard Feldner, Ludger Lieb (Hgg.): Texte seit 1386. Gedichte – Kurzprosa – Sprachdaten. Von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der Universität Heidelberg in der Akademischen Mittagspause vorgestellt und erläutert, Heidelberg 2016
- Stephan Förster, Heiko Theißen, Fritz Ullmer: Kirchliches Leben in Rohrbach, in: Rohrbach, S. 25–28
- Gerhard Fritz: Geschichte der Sexualität von den Anfängen bis zur Gegenwart. Südwestdeutschland und seine Nachbargebiete, Heidelberg u.a. 2016
- Julian Hanschke: Schloss Heidelberg digital rekonstruiert, in: Schlösser Baden-Württemberg 2016, H. 3, S. 2–9
- Ludwig Haßlinger: Die Charlottenburg, in: Jb Hhm 2016, S. 40f.
- Heike Hawicks: Funktion und Nutzung der Alten Aula im Wandel der Zeit, in: Hawicks-Runde, S. 11–32
- Heike Hawicks, Ingo Runde (Hgg.): Die Alte Aula der Universität Heidelberg, Heidelberg 2016
- Heidelberger Geschichtsverein (Hg.): Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt. Jg. 21, 2017, Heidelberg 2016
- Frieder Hepp (Hg.): Reiselust. Vom Pilger zum Pauschaltourist. Eine Ausstellung im Kurpfälzischen Museum Heidelberg vom 6. März 2016 bis 12. Juni 2016, Heidelberg 2016
- Bernhard Hochlehnert: SPD Rohrbach, in: Rohrbach, S. 37–39
- Eugen Holl: Der Steinbruch und die alten Weinbergsmauern im „Oberen Hainsbach“, in: Jb Hhm 2016, S. 29–32
- Detlef Junker: Botschafter Jacob Gould Schurman und die Universität Heidelberg, Heidelberg Center for American Studies (HCA) 2015
- Klaus Kalinke: Die Entwicklung der Schifffahrt auf dem Neckar, in: Jb Hhm 2016, S. 75–81

- Werner Keller: Spurensuche – Stolpersteine. Zur Geschichte der Juden in Handschuhsheim im Kontext von kurpfälzischer, badischer und neuerer Geschichte, in: Jb Hhm 2016, S. 55–66
- Cornelia Lohs: Heidelberg. Porträt einer Stadt, Meßkirch 2016
- Wolfgang G. Nestler: Die Bach, das Wasser und der Wasserturm, in: Rohrbach, S. 83–86
- Wolfgang G. Nestler: Glanzstück der Bahntechnik aus Rohrbach, in: Rohrbach, S. 53f.
- Wolfgang G. Nestler: Rohrbach: die Bach, das Wasser und der Wasserturm, in: HJG Jg. 21, 2017, S. 95–101
- Jörg Riecke: Eine Geschichte der Germanistik und der germanistischen Forschung in Heidelberg (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte. Bd. 5), Heidelberg 2016
- Ludwig Schmidt-Herb: Tabellarische Chronik von Rohrbach. Hg. zur 1250-Jahrfeier vom Heimatmuseum Rohrbach, Heidelberg 2016
- Ludwig Schmidt-Herb: 1250 Jahre Rohrbach. „Geschichte ist, wenn sich die Dinge ändern“, in: Rohrbach, S. 15–24
- Dieter Schneider: Feuerwehr Rohrbach, in: Rohrbach, S. 45–47
- Sylvia Schraut: Frau und Mann, Mann und Frau. Eine Geschlechtergeschichte des deutschen Südwestens 1789–1980 (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs. Bd. 44), Stuttgart 2016
- Klaus-Peter Schroeder: „Tod den Scholaren!“ Studentische Kriege, Revolten, Exzesse und Krawalle an der Universität Heidelberg von den Anfängen bis zum Ausgang des 20. Jahrhunderts (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte. Bd. 4), Heidelberg 2016
- Stadtteilverein Handschuhsheim (Hg.): Jahrbuch Handschuhsheim 2016, Heidelberg 2016
- Stadtteilverein Rohrbach e.V. (Hg.): 1250 Jahre Rohrbach 766–2016 [Heidelberg 2016]
- Stadtteilverein Wieblingen e.V. (Hg.): Wieblingen einst und jetzt in alten und neuen Bildern. Redaktion Walter Petschan, Heidelberg 2016
- Hans Jörg Stähle: Gottesdiener, Gotteskrieger & Gottesmanager. Zeugnisse aus dem Kirchenleben von Heidelberg-Handschuhsheim im 20. Jahrhundert und heute, Ubstadt-Weiher u.a. 2016
- Andreas Steidel: Auf Luthers Spuren. Orte der Reformation in Baden und Württemberg, Stuttgart 2016
- Technoseum. Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim (Hg.): 2 Räder – 200 Jahre. Freiherr von Drais und die Geschichte des Fahrrades. Katalog zur Großen Landesausstellung 2016 Baden-Württemberg, Darmstadt 2016
- Heiko Wacker: Das Heidelberger Schloss. Burg, Residenz, Denkmal: Der Weg vom 12. bis zum 21. Jahrhundert, in: Günter Frank (Hg.): Fragmenta Melanchthoniana. Humanismus und Reformation. Bd. 6, Ubstadt-Weiher u.a. 2016, S. 142–165
- Franz Wassermann: Zur Hymne der Universität Heidelberg, in: Hawicks-Runde, S. 101–109
- Hermann Wiegand: „Wo lieBst Du das Brod?“ Gustav Schwabs Gedicht „Das Mahl zu Heidelberg“ und seine Vorläufer, in: Unser Land. Heimatkalender für Neckartal, Odenwald, Bau-land und Kraichgau 2017, Heidelberg 2016, S. 135–140
- Edith Wolber: Jüdisches Leben in Meckesheim bis 1940. Die vergessene Geschichte eines Kraichgaurdorfes, Ubstadt-Weiher u.a. 2016
- Eike Wolgast: Beiträge zur badischen und kurpfälzischen Kirchengeschichte. Hg. von Johannes Ehmann (Veröffentlichungen zur badischen Kirchen- und Religionsgeschichte. Bd. 7), Stuttgart 2016
- Nicolas Zensen (Hg.): Objekte erzählen Geschichte(n). 150 Jahre Institut für Klassische Archäologie der Universität Heidelberg. Eine Ausstellung im Universitätsmuseum Heidelberg 26. Oktober 2016 bis 18. April 2017, Heidelberg 2016

Zusammenstellung: Reinhard Riese

# Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

- Dr. Ingeborg Ast, Lehrerin i.R. für Geschichte und Englisch. Jellinekstr. 56, 69126 Heidelberg (p)
- Jo-Hannes Bauer, M.A. geb. 1953, Journalist und Medienpädagoge. Bergheimer Straße 133, 69115 Heidelberg (p)
- Frank-Uwe Betz, Diplom-Politologe, Autor, Vorstand des Arbeitskreises Freundliches Schwetzingen – Verein für regionale Zeitgeschichte e.V. (AFS), afs.ev@web.de; zahlreiche Forschungen und Veröffentlichungen zur regionalen Geschichte von NS-Opfern und ihrer Verfolgung, NS-Zwangsarbeit, Geschichte und Verfolgung der Juden, Umgang mit der NS-Vergangenheit, Täterforschung. frank-uwebetz@web.de
- Christian Burkhart, M.A., geb. 1965, Historiker und Journalist, Leiter des Kurpfälzer Kreises der Deutschen Burgenvereinigung e.V., Ehrenamtlicher Beauftragter des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Mitglied der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V.. Rathausstraße 16, 69221 Dossenheim, cburkhart@t-online.de (p)
- Jacqueline Alisha Dotzer, geb. 1990, Geschichtsstudentin am Historischen Seminar der Universität Heidelberg, Stellvertretende Vorsitzende des studentischen Vereins Heidelberger Lupe e.V., Verein für Historische Forschung und Geschichtsvermittlung, Wissenschaftliche Hilfskraft am Arbeitsbereich für Minderheitengeschichte und Bürgerrechte in Europa. Postweg 26, 69151 Neckargemünd, jacqueline.dotzer@zegk.uni-heidelberg.de
- Dr. Norbert Giovannini, geb. 1948, Dozent i.R. an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Kirchstraße 63, 69221 Dossenheim, n.giovannini@t-online.de (p)
- Hartmut Gräber, geb. 1946, Justitiar i.R. Unterwaldener Straße 29, 44141 Dortmund (p)
- Daniela Gress, M.A., Historikerin, Wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Forschungsstelle Antiziganismus am Historischen Seminar der Universität Heidelberg, daniela.gress@zegk.uni-heidelberg.de (d)
- Dr. Heike Hawicks, M.A., Lehrbeauftragte für Mittelalterliche Geschichte und Historische Grundwissenschaften an der Universität Heidelberg, 1. Vorsitzende des Freundeskreises für Archiv und Museum der Universität Heidelberg. heike.hawicks@zegk.uni-heidelberg.de (d)
- Stefan G. Holz, Historisches Seminar/SFB 933. Grabengasse 3–5, 69117 Heidelberg, stefan.holz@zegk.uni-heidelberg.de (d)
- Ewald Keßler, geb. 1940, Theologe, Archivar i.R., Forschungsschwerpunkte: Geschichte des Alt-Katholizismus, Universitätsgeschichte. Grauenbrunnenweg 4, 69181 Leimen, ewald.kesler@arcor.de (p)
- Dr. Martin Krauß, geb. 1960, Leiter des Unternehmensarchivs der Bilfinger SE in Mannheim, Vorstandsmitglied des Heidelberger Geschichtsvereins. Viernheimer Weg 18, 69123 Heidelberg (p)
- Dr. Enno Krüger, geb. 1959, Studium der Kunstgeschichte, Klassischen Archäologie und Germanistik in Göttingen und Heidelberg, Dozent in der Erwachsenenbildung, Forschungsschwerpunkt: Sammlungsgeschichte, Organisator und Moderator des Kulturformats „Treffpunkt Café“. kruenn@web.de (p)
- Ingrid Moraw, Lehrerin für Geschichte, Politik und Deutsch i.R. Robert-Stolz-Weg 8, 69181 Leimen (p)
- Dr. Benjamin Müsegades, Wissenschaftlicher Geschäftsführer, Institut für Fränkisch-Pfälzische Geschichte und Landeskunde, Historisches Seminar. Universität Heidelberg, Grabengasse 3-5, 69117 Heidelberg (d)
- Hans-Martin Mumm, geb. 1948, Theologe und Maschinenschlosser, Kulturamtsleiter i.R., Vorsitzender des Heidelberger Geschichtsvereins. Kaiserstraße 10, 69115 Heidelberg, hansmartin.mumm@gmx.de (p)

- Petra Nellen, geb. 1963, Historikerin, Projektleiterin in der Abteilung Wissenschaftliche Weiterbildung der Universität Heidelberg, Rastatter Straße 4a, 69126 Heidelberg (p)
- Wolfgang G. Nestler, geb. 1944, Dipl.-Ing. Elektrotechnik, freier Journalist, Forschungsschwerpunkt Technikhistorie. Franz-Kruckenbergs-Straße 15, 69126 Heidelberg, wolfgang-g.nestler@t-online.de (p)
- Christmut Präger, geb. in Lörrach/Baden, freiberuflicher Kunsthistoriker in Heidelberg, chris.praeger@web.de (p)
- Anna Parrisius, geb. 1993, Studentin der Geschichtswissenschaften mit Schwerpunkt Zeitgeschichte. Spandauer Damm 142, 14050 Berlin (p)
- Hansjoachim Räther, geb. 1949, Historiker, Vorstandsmitglied und Geschäftsführer des Heidelberger Geschichtsvereins, Mitarbeiter der Geschichtswerkstatt Handschuhsheim. Klingentorstraße 6, 69117 Heidelberg, hansjoachimR@t-online.de (p)
- Dr. Reinhard Riese, geb. 1944, Lehrer für Geschichte, Latein und Politik i.R. Rohrbacher Straße 159, 69126 Heidelberg (p)
- Claudia Rink, M.A., Studium der Kunstgeschichte und Germanistik, 2. Vorsitzende des Heidelberger Geschichtsvereins. Turnerstraße 141, 69126 Heidelberg, morlock.rink@arcor.de (p)
- Dr. Ingo Runde, Direktor des Universitätsarchivs Heidelberg, Lehrbeauftragter für Historische Grundwissenschaften an der Universität Heidelberg, Vorstandsmitglied im Freundeskreis für Archiv und Museum der Universität Heidelberg. runde@uniarchiv.uni-heidelberg.de (d)
- Ludwig Schmidt-Herb, geb. 1945, Studium der Geschichte und Germanistik, Buchhändler i.R., Ortschronist von Heidelberg-Rohrbach, Mitarbeiter im dortigen Heimatmuseum. St. Peter-Straße 15, 69126 Heidelberg, schmidt-herb@web.de (p)
- Dr. Wilfried Schouwink, geb. 1946, Studium der Theologie in Münster, München und Regensburg, Leiter des Dilsberger Barock Ensembles, Lehrbeauftragter für Neulatein im Arbeitsbereich Lateinische Literatur des Mittelalters und der Neuzeit am Historischen Seminar. Neuhofer Straße 13/2, 69151 Neckargemünd-Dilsberg, wilfried.schouwink@urz.uni-heidelberg.de (p)
- Dr. Julia Scialpi, geb. 1974, freiberufliche Historikerin. Schillerstraße 30, 69115 Heidelberg, Julia@scialpi.de, www.scialpi.de (d)
- Dr. Ulrich Wagner, Ltd. Archivdirektor a.D., Forschungsschwerpunkte Landesgeschichte, Stadtgeschichte und Geschichte des Deutschen Ordens. Unterer Dallenbergweg 36 A, 97082 Würzburg, ulrich\_wagner@gmx.net (p)
- Dr. Klaus Winkler (1943–2017), Maschinenschlosser, Ingenieur und Physiker, freiberuflicher Musikforscher mit Schwerpunkt Heidelberger Hofkapelle, Mitbegründer und Leiter des Heidelberger Ensembles für Alte Musik „I Ciarlatani“. Grazert 13, 69412 Eberbach, winkler.ciarlatani@web.de (p)

# Über den Heidelberger Geschichtsverein

Der Heidelberger Geschichtsverein e.V. wurde 1993 gegründet. Er sieht es als seine Aufgabe an, die Erforschung und Darstellung der Geschichte der Stadt Heidelberg und ihrer Ortsteile sowie der Vor- und Frühgeschichte auf ihrer Gemarkung zu fördern, das öffentliche Interesse an der Orts- und Regionalgeschichte zu wecken und interessierten Bürgerinnen und Bürgern sowie den Mitgliedern des Vereins ein Forum im Sinne der Vereinszwecke zu bieten.

Der Verein veranstaltet Vorträge, Führungen und Exkursionen. Er gibt seit 1996 „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ heraus, das im Buchhandel erhältlich ist; den Mitgliedern geht jeweils ein Belegexemplar zu. Daneben erscheinen in unregelmäßigen Abständen Ausstellungskataloge und andere Veröffentlichungen.

Der Geschichtsverein sucht den Kontakt zu historischen und kulturellen Vereinigungen und Einrichtungen in der Region. Er ist als gemeinnützig anerkannt. Der jährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 35,00 Euro. Das Beitrittsformular kann beim Vorstand angefordert werden und findet sich auch auf der Internetseite [www.haidelberg.de](http://www.haidelberg.de).

## **Vorstand:**

Hans-Martin Mumm, Claudia Rink

Dr. Martin Krauß, Hansjoachim Räther, Dr. habil. Maike Rotzoll

## **Kontakt:**

Vereinsadresse:

Heidelberger Geschichtsverein

c/o Hans-Martin Mumm

Kaiserstraße 10

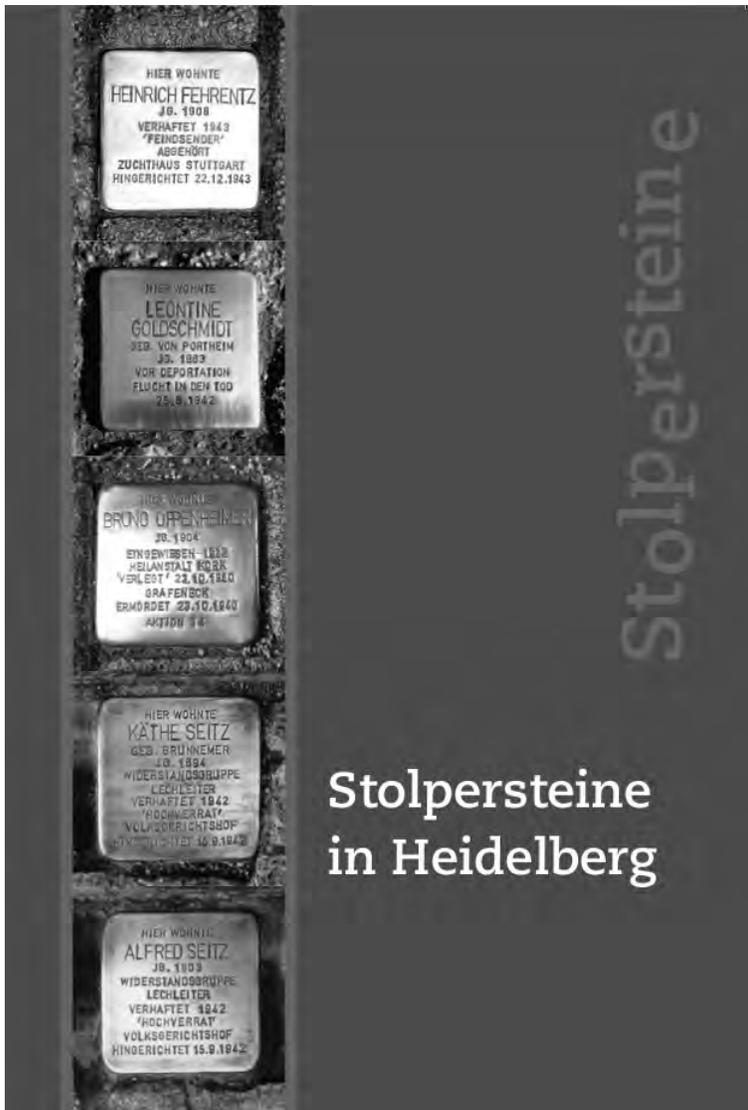
69115 Heidelberg

E-Mail: [hans-martin.mumm@gmx.de](mailto:hans-martin.mumm@gmx.de)

Internet: [www.haidelberg.de](http://www.haidelberg.de)

## **Jahrbuch:**

Anfragen und Zusendungen an die Jahrbuchredaktion bitte über die Vereinsadresse. Die früheren Ausgaben von „Heidelberg. Jahrbuch zur Geschichte der Stadt“ sind – mit Ausnahme der Jahrgänge 1 und 8 – lieferbar. Jeder Band kostet 18,00 Euro.



## Stolpersteine in Heidelberg

Erschienen im Juni 2017

Hgg. von der Initiative Stolpersteine Heidelberg

192 S., über 100 Abb. Broschur 23x16 cm, Ladenpreis 15,00 Euro

**ISBN 978-3-924566-65-4**



KURPFÄLZISCHER VERLAG

Turnerstraße 141 - 69126 Heidelberg

Tel.: 06221-314940 - [www.kurpfaelzischer-verlag.de](http://www.kurpfaelzischer-verlag.de)